J 59.-C 21

~~FZ 626 A. 1~~
REP. G. 4189

Der Sänger.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Stuttgart 1899.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Buch.

I.

Spätherbstsonne schien, aber nicht das reine, etwas kühle Licht, das durch die frischen, klaren, gewitterfreien Herbstlüfte geht; es war eine dunstige Schwüle drüber hingehaucht, und unruhige, zerrissene Wolken zogen über die sinkende Sonne. Auf dem Gutenbergplatz in Mainz standen Ernst Prinzinger und August Möller, die beiden jungen Schlossergesellen, in ihren guten Sonntagskleidern, in träumendem Nichtsthun, und ließen sich von den Strahlen wärmen und vergolden; August die Hände in den Taschen, die Zigarre im Mund, sich leise auf den langen Beinen wiegend, Ernst den Kopf auf die Seite gelegt und in das süße Gefühl vertieft, das ihm das weiche, warme, streichelnde Licht in die Backen brannte. In dieser späten Jahreszeit war's so unerwartet. Ihm fiel ein Abend aus seiner Soldatenzeit ein — die war erst seit vier Wochen zu Ende —, wo ihn an einem sehr erwünschten Ruhetag die Sonne auch so wunderbar getröstet hatte; sie war ihm förmlich durch die Knochen gegangen, hatte sein finsteres Gemüt gleichsam in Gold getaucht, und alles schön kraus und wirr in ihm durcheinandergemischt: sinnliches Behagen, Heimweh nach der

braunen Minna, unbestimmte Traumseligkeit und diese schleichende Sehnsucht nach etwas Unaussprechlichem, Unbekanntem, die ihm seine jungen Freuden so oft dunkel färbte. „August!“ fing er nach einer Weile an. „Ist dir auch so gut? — Wie ein Sommerabend. Das thut dem Menschen wohl; was?“

August Möller brummte etwas in seinen schöngekräuselten, braunen Bart hinein. „Man kann zufrieden sein,“ sagte er dann ruhig, die Zigarre zwischen den Zähnen.

„Na, dies ist doch mehr,“ murmelte Ernst, durch die kühle Nüchternheit des älteren Kollegen etwas eingeschüchtert. „Die Luft ist so schmeichlerisch. Man kann doch keinen schöneren Sonntag im Oktober haben.“

„Wie sich's gehört!“ erwiderte August mit derselben Ruhe.

Merkwürdige Menschen, dachte Ernst Prinzinger, sagte es aber nicht. Ihn wunderte immer wieder, daß die andern sich so wenig wunderten; ihm ging's umgekehrt. Aus seinen kleinen, schwarzen, funkelnden Augen, den Kopf auf der Seite, sah er halb heimlich hin: die Sonne malte so ein schönes Goldbraun in das feine und kraftvolle Gesicht August Möllers, des „schönen Schlossers“, wie er bei den Leuten hieß. Er war auch wirklich ein stattlicher Bursch, und die kluge Sonne brachte es an den Tag. Auf der hohen, festen Gestalt hielt sich der kleine Kopf so gut, durch sein weich braunes Gelock vergrößert und veredelt; wie ein roter Saft schimmerte es in den etwas übermütigen Lippen, auf der straffen, rosig angehauchten Haut lachten Gesundheit und Jugend. Ja, in diesem Sonnenlicht schienen sie wirklich zu lachen. Ernst sah mit einer Art von Andacht zu. Ihm war fast,

als fühle er's, wie die Sonne das Geſicht und den ſchlanken Hals dieſes Menſchen liebkoſte. Der iſt wohl zu beneiden, dachte er; — gleich darauf ſchüttelte er aber ganz ſacht den Kopf. Es fehlte da doch etwas ... Sagen konnt' er's nicht. Es fehlte wohl vor allem, daß der ſchöne Menſch da ſich nicht wundern konnte; daß er ſo gleichmütig, als müſſe das alles ſo ſein, in die Welt hinausſah.

„Na, und wo willſt du heut abend hin?" fragte Auguſt Möller endlich und ſtreifte mit einem ſeiner gutmütig herablaſſenden Blicke die kleinere, breitſchultrig unterſetzte Geſtalt.

„Wo willſt du hin?" fragte Ernſt zurück.

„Nach Kaſtel hinüber."

„In den ‚Anker'?"

„Ja. Da ſitzt man gut, guckt aufs Waſſer, und hat gutes Bier."

„Und politiſiert!" warf Ernſt lächelnd hin.

„Na ja! So ſchwachblütige Träumer wie du ſind wir nicht, mein Junge. In den grünen Rhein ſtarren und Schillerſche Verſe murmeln oder 'ne alte Ballade brummen — das iſt nur für Leute wie du. Wir haben Mark in den Knochen, mein Junge. Wir wollen dieſe ſchofle Welt etwas beſſer machen."

„‚Proletarier aller Länder'" —

„Ja, ja!" fiel ihm Auguſt ins Wort. „Dummer Kerl. Ja freilich! ‚Vereinigt euch' ... Das ſollen ſie auch. Das werden ſie auch thun; ſo viele von ihnen Mark in den Knochen haben. Dieſer junge Hansnarr, eben aus der Kaſerne gekommen, will wohl gar noch ſpotten! Denkt, weil er einen hübſchen, ſchmetternden

Baß hat, daß er auch ein Kerl iſt. Ich kann's nicht recht finden, daß du einer biſt! Weſtfäliſcher Sterngucker du. Haſt wohl auch das ‚zweite Geſicht'; manchmal möcht' man's denken, wenn man dich mit deinen kleinen ſchwarzen Guckern ſo hundert Meilen weit ins Land träumen ſieht. — Na? Gehſt heut mit nach Kaſtel?"

Ernſt Prinzinger ſchüttelte ſtumm den Kopf.

„Kerl, du langweilſt dich wohl, wenn ordentliche, ſchneidige Burſche über die faulen Zuſtände miteinander reden. Der kleine Müller hatte recht, der ſagte neulich: aus dieſem Prinzinger wird man nicht klug; ſo breite Schultern, ſo'n mächtiger Bruſtkaſten, und manchmal richtiges Feuer in den Augen; und dieſer Mordsbaß, wenn er ſingt; und doch kommt kein rechter Schloſſergeſell heraus. — Wo ſchauſt denn wieder hin?"

Ernſt antwortete nicht. Hatte ihm nun die ſüdwarme Schwüle eine ſo empfindliche Haut gemacht, oder kam es mehr von innen her: er ſah eben die junge Schauſpielerin, die Gilbert, quer über den Gutenbergplatz zum Theater gehn, und ihm lief es wunderlich über den Rücken, bis zu den Ferſen hinunter. Wie dumm! dachte er und ward über ſich ſelber rot. Ein ganz gemeiner Schloſſergeſell, der für die erſte Schauſpielerin in Mainz, für die „tragiſche Liebhaberin" ſo nachdrücklich ſchwärmt, daß ihm eine Gänſehaut kommt! — Er ſah ihr wie unſinnig nach, wie ſie ſo eigen majeſtätiſch auf den großen Kaſten, das alte Theatergebäude zuging; es fing gar an, ihm in den Augen zu nebeln. Ach, könnt' ich ſie heut ſpielen ſehn! fuhr ihm durch den Kopf; die rechte Hand ging ihm wie ſuchend in die leere Taſche.

„Aha!" lachte Auguſt Möller auf. „Er guckt wieder

hinter den Komödiantinnen her. — Möcht'ſt wohl aufs Juchhe gehn und zuſehn."

„O ja!" ſtieß Ernſt heraus, ſo harmlos wie er konnte; denn in ſein Innerſtes ließ er die ganze Schloſſerei nicht hineinſchauen. „Warum nicht? da doch Sonntag iſt."

„Was ſpielen ſie denn heut?" fragte Auguſt gleichgültig.

„Den Sohn der Wildnis," antwortete Ernſt in demſelben Ton.

„Was iſt das? Iſt das hübſch?"

„Ich kenn's auch noch nicht. Soll ein ſehr romantiſches Schauſpiel ſein. Halm nennt er ſich; war aber eigentlich ein Baron, wie ich geleſen hab'."

„Was der alles lieſt! — Ein ſehr romantiſches Schauſpiel; da willſt du natürlich hin. — Warum lächelſt du ſo verzweifelt?"

„Hab' ich denn gelächelt?" fragte Ernſt. Er ſchaute noch immer auf den Seiteneingang im Theater, obwohl da nichts mehr zu ſehen war: Melanie Gilbert war darin verſchwunden.

„Na, und wie! — Du haſt wohl kein Geld?"

„Stimmt!" murmelte Ernſt mit ſeinem dunklen Baß.

„Dummer Kerl, dann pump' mich doch an. So viel, um aufs Juchhe zu gehn, hab' ich doch noch übrig. — Warum ſchüttelſt du deinen dicken Kopf?"

„Ich will keine Schulden machen; das ſchickt ſich nicht für mich. Wann ſoll ich zurückzahlen? Als ich vom Militär kam, hatt' ich nichts anzuziehn; all mein bißchen Lohn geht zum Schneider. Ja, du biſt der reiche Mann! Der Alte zahlt dir ſo viel mehr als mir —"

„Hat der Alte nicht recht?" unterbrach ihn Auguſt,

den Krauskopf etwas zurückwerfend. „Erſtens bin ich drei Jahr' älter als du, und ſo viel länger bei der Schloſſerei. Du hatt'ſt ja kaum ausgelernt, Bruder Langſam, als du zum Militär gingſt; na, und als du da jetzt herauskamſt — ein beſſerer Schloſſer warſt du nicht geworden! Das hatte der Alte gleich weg; wie oft hat er den Kopf über dich geſchüttelt. Er hört dir ganz gern zu, wenn du abends mal ein hübſches Lied ſingſt; aber höheren Lohn — bild' dir das nicht ein, mein Junge — den kriegſt du noch nicht!"

„Bild' ich mir auch durchaus nicht ein!" ſagte Ernſt verfinſtert; die Welt lag ihm plötzlich wieder, wie ſo manches Mal, ſchwer auf der Bruſt. „Das iſt nun mal ſo. Ich bin doch eigentlich kerngeſund, aber dann werd' ich auf einmal ſo ungeſchickt, als — hätt' ich Nerven. Und die Zerſtreutheit — weiß der Teufel, wie das kommt — es iſt rein zu dumm. Früher dacht' ich: ach was! warum nicht! ich bin noch ſo jung! Aber nun bin ich plötzlich zweiundzwanzig Jahr' alt geworden; zweiundzwanzig! Ich krieg' immer wieder einen Schreck, wenn ich daran denke. Zweiundzwanzig, und noch ſo ein dummer Kerl!"

Auguſt widerſprach nicht. Er lächelte ihn nur aus den Augenwinkeln mit herablaſſendem Mitleid an, das dem empfindlichen Ernſt auf die Nerven ging, und blies ihm die letzten Rauchwolken ſeiner Zigarre ins Geſicht.

„Alſo anpumpen willſt du mich nicht?" fragte er dann, die Zigarre wegwerfend.

„Nein, das will ich nicht."

„Kleiner Philiſter!"

Ernſt Prinzinger lächelte.

„Dann liegt dir wohl auch nicht viel daran, ins Theater zu gehn.“

„Nein, mir liegt nicht viel daran.“

Ernſt preßte dieſe Worte tapfer kalt heraus; es nahm aber jemand plötzlich ſein ſchweres Herz wie einen Gummiball und drückte es zuſammen, daß ihm elend in der Bruſt und dunkel vor den Augen wurde. Ich werd' n i e glücklich! dachte er, ohne zu verſtehen, wie ihm das kam.

II.

Von der andern Seite des Platzes, von der Schöffer-straße her, schritt ein eleganter, schlanker junger Mann herüber, dem ein älterer Diener folgte, schon etwas steif und schwerfällig, wie es schien. Mitten auf dem Platz stolperte der Diener, der eine große Handtasche trug; er fiel, und so unglücklich aufs Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase stürzte. Sein Herr sprang hinzu und richtete ihn auf, sehr geschickt und sehr menschenfreundlich, so daß der zuschauende Ernst Prinzinger mit dem Kopfe nickte. Der Alte hatte die Tasche fallen lassen, er zog zunächst sein Sacktuch hervor, um das Blut zu stillen oder aufzuhalten. „Ich kann weitergehn," sagte er dienst-eifrig und bückte sich nach der Tasche; dabei begann aber die Nase heftiger zu bluten.

„Das können Sie eben n i c h t," antwortete der Elegante, etwas ungeduldig. „Machen Sie, daß Sie nach Hause kommen."

„Wer trägt dann Ihre Tasche?" fragte der Alte.

„Ich nehme eine Droschke!"

Der Alte zuckte die Achseln und sah über den leeren Platz, auf dem jetzt nur die jungen Schlosser standen;

von Wagen und Pferden war nichts zu ſehn. Das unerwartet ſchöne Sonntagswetter hatte alle Welt hinausgetrieben, rheinauf, rheinab und ins Land hinein. „Es giebt keine Droſchke,“ murmelte der Diener, das Tuch an der Naſe, das immer röter wurde. „Und Sie müſſen zum nächſten Zug!“

„Freilich muß ich,“ ſtieß der Herr ärgerlich heraus. Herr und Diener blickten gleichzeitig auf die beiden jungen Leute, die ſo ganz in der Nähe ſtanden. Auguſt lächelte, Ernſt ſtarrte mit geſpanntem Antlitz hin; beide entmutigten aber durch ihre guten Sonntagskleider, Auguſt auch durch ſeine hohe und ſtolze Geſtalt. Endlich wagte der Alte laut zu ſagen, ohne den beiden dabei ins Geſicht zu ſehn: „Wenn einer die Taſche tragen wollte, ein gutes Trinkgeld gäben Sie ja gern!“

„Freilich, freilich!“ rief der junge Herr aus.

Durch Ernſt Prinzingers leicht elektriſierte Geſtalt ging es wie ein Ruck; er ſah auf einmal ein Trinkgeld in ſeiner Hand, und ſich an der Theaterkaſſe, um ein Billet fürs „Juchhe“ zu nehmen. Der Sohn der Wildnis! Melanie Gilbert! — Ein ſchmähliches Schamgefühl vor dem ſtolzen Auguſt überwindend, trat er auf den jungen Herrn zu und griff an ſeinen Hut. „Wenn Sie ſchnell zum Bahnhof müſſen,“ ſagte er mit ſeinem gutherzigen Baß, „ich trag' Ihnen die Taſche hin, wenn Sie wollen.“

Der Herr nickte dankend, offenbar auch etwas überraſcht und verwundert. „Es ſoll jedenfalls nicht Ihr Schade ſein,“ gab er mit einem leichten Lächeln zur Antwort. „Allerdings hat's Eile; aber laufen müſſen wir nicht. Alſo gehn Sie nach Hauſe, Heinrich; Sie

bluten ja wie angeſchoſſen. Ich komm' morgen abend wieder. Adieu!"

Ernſt hatte die Taſche genommen, für ſeinen ſtarken Arm ein Kinderſpiel; er winkte ſeinem Kollegen mit der andern Hand zum Abſchied, blickte ihn aber nicht an, denn er ſcheute ſich vor ſeinem höhniſchen, „ſozialiſtiſchen" Lächeln. Es gefiel ihm auch ſelber nicht, mit zweiundzwanzig Jahren noch eine fremde Taſche zu tragen wie ein grüner Junge. Aber es lachte etwas in ihm: ſich dieſen Theaterabend verdienen! ohne Schuldenmachen! Ihm ſchwindelte faſt vor Sehnſucht, die Parthenia-Gilbert zu ſehn, deren Namen er heut auf vier, fünf Theaterzetteln geleſen hatte, immer mit einem ſchmerzhaften Atemzug. Sowie ſich der elegante junge Herr in Bewegung ſetzte, ſchritt er neben ihm her, auf die Ludwigsſtraße zu.

Der Herr hatte noch einen raſchen, halb verſteckten Blick auf Auguſt Möller geworfen; jetzt ſah er ſeinen Mitgeher an, während ſie in den Schatten der Straße kamen. „Es iſt ſehr freundlich von Ihnen," ſagte er beinahe herzlich. „Mein alter Heinrich kann nicht viel vertragen; ſo ein Familienerbſtück, wiſſen Sie. — Wohl auch Schloſſergeſelle? wie der andre, mit dem Sie da ſtanden?"

„Woher wiſſen Sie, daß der ein Schloſſer iſt?" fragte Ernſt verwundert. Er ſchaute nun auch auf ſeinen Nebenmann; indem ihre Augen ſich begegneten, durchfuhr ihn eine merkwürdige Aehnlichkeit — in den lichtbraunen Augen und auch ſonſt —, die der Herr mit Auguſt hatte. Von ſo hohem Wuchs war er nicht, und in allem vornehmer, feiner, ariſtokratiſch, wie Ernſt es eigentlich nur an ſeinen Offizieren geſehen hatte; und

doch blitzte ihn die Aehnlichkeit an. Es war ein entschieden hübscher Herr; eine andre Art August Möller, aus dem Schlosserischen ins Edelmännische übersetzt. Der schöne Bart war gepflegter — wie ein Gartenbeet! dachte Ernst — aber ebenso gefärbt und gekräuselt und ein ebenso feiner Rahmen um das jungweiche Gesicht.

„Woher ich das weiß?“ erwiderte der Fremde, wieder mit einem leichten Lächeln. „Ich hab's einmal gehört, Gott weiß wie. Irgend wer hat mir's gesagt! Er wird ja wohl der ‚schöne Schlosser‘ genannt. Der ging' auch gewiß nicht mit, um meine Tasche zu tragen: der sieht viel zu stolz aus.“

„Ich thät's auch nicht, Herr,“ sagte Ernst rasch; die Scham stieg ihm heiß ins Gesicht. „Wenn ich nicht einen ganz bestimmten Grund hätt' ...“

Er ging schweigend weiter.

„Was für einen Grund?“

Ernst blieb still.

„Mögen Sie den nicht sagen? — Warum nicht?“

„O ja, ich kann ihn schon sagen.“ Der junge Schlosser lächelte ein wenig: „'s ist ja keine Schande. — Ich hatt' kein Geld, um heut abend ins Theater zu gehn.“

„Aha! Darum. Sie wollen die schöne Melanie bewundern!“

Es gab Ernst einen Stich in die Brust, daß der Herr mit so 'nem respektlosen Lächeln von der „schönen Melanie“ sprach. Er schüttelte seinen breiten, schwarzhaarigen Kopf. „Das Stück wollt' ich sehn,“ antwortete er finster.

„Den Sohn der Wildnis; so, so. Also wohl ein Theaterschwärmer?“

Der Fremde lachte auf; es war ein ſilbernes, eigentlich hübſches Lachen, dem argwöhniſchen „Plebejer“ kam es aber beleidigend vor. Gereizt polterte er heraus, unwillkürlich die Reiſetaſche ſchüttelnd: „Na, warum denn nicht? Fürs Theater laſſ' ich mein Leben, Herr. Das iſt mir das Liebſte!“

Jetzt blieb der junge Herr ſtehn. Sein Geſicht ward ernſt; er ſchlug den Sommermantel zurück, den er trotz des warmen Wetters angezogen hatte, und betrachtete den andern mit großen, forſchenden Augen. Ernſt ward zu ſeinem Aerger rot, da er ſich gleichſam unter die Lupe genommen ſah. Er ſtand ebenfalls ſtill, und mit ſtummem Trotz erwiderte er den langen Blick. Ihn verdroß, daß der Herr dabei ſo ein feines, hübſches und eigentlich auch gutes Geſicht hatte. „Iſt mir das Liebſte!“ wiederholte er nach einer Weile; er brummte es aber nur ſo hin.

„Hm!“ ſummte dagegen der junge Herr. Ihn wunderte etwas, das er auf dem Schloſſergeſicht entdeckte. Es war eigentlich eine verzwickte „Viſage“, eher häßlich als ſchön, die Naſe etwas patzig, der noch ſchwache Bart ſchlecht raſiert; aber doch ergriff ihn etwas Unnennbares; vielleicht ſtrahlten die melancholiſch feurigen ſchwarzen Augen es aus. „So, iſt Ihnen das Liebſte!“ ſprach er ihm endlich nach. „Dann gehören Sie wohl gar —“

Er brach ab, nun ganz leiſe lächelnd.

„Zu was, wenn ich fragen darf?“ ſagte Ernſt, durch dieſes Lächeln wieder gereizt.

„Gehören wohl auch zu den jungen Leuten, die gern aufs Theater gehn möchten; die gern mitthun möchten. Ich meine nicht als Sonntagsſtatiſt; o nein! Garrick, Salvini, Sonnenthal. Allerhöchſter Ehrgeiz!“

Dem Schlossergesellen bebte das Herz. Ihm war, als wenn er plötzlich nackt in einem großen Saal stünde, vor fünfhundert geputzten Menschen. Es empörte ihn, daß der andre ihm so tief in die Seele sah; — und komisch, unbegreiflich: zugleich war ihm das eine wilde Freude. Diese Art von Freuden kannte er noch nicht ... Er schüttelte wieder den Kopf, vor Trotz. „Na und wenn das nun so wäre?“ antwortete er. „So was Großes natürlich nicht; so dumm bin ich nicht. Aber wenn ich lieber beim Theater wär', als bei der Schlosserei? Hat denn unsereiner nicht das Recht dazu?“

„Na, na, fressen Sie mich nur nicht,“ sagte der andre lächelnd. „Das werden ja ungemütliche Zeiten; was die Herrschaften aus dem Volk jetzt empfindlich sind! — Sie können meinetwegen werden, was Sie wollen; auch Garrick, wenn Sie wollen. Aber — ich dachte nur —“

Er brach wieder ab; seine hellen Augen gingen wieder an Ernst auf und nieder.

„Bitte!“ stammelte Ernst. „Was dachten Sie?“

„Nichts Besonderes, junger Mann. Ich meine nur — Sie haben allerdings eine gute Stimme; Sie sprechen auch ein merkwürdig reines Deutsch; haben wohl schon viel darauf studiert. Aber — entschuldigen Sie, Mann aus dem Volk — die äußere Erscheinung. Mit Ihrem Wuchs und so weiter würd' ich nicht zum Theater gehn. Da will man eben lieber — — Sie verstehen wohl!“

„O ja — ich verstehe,“ murmelte Ernst mühsam; das Blut schoß ihm in die Wangen und in die Augen. Da war er wieder bei dem Hauptschmerz seines Lebens.

„Eine Droſchke! Eine leere Droſchke!“ rief auf einmal der andre aus. Auf den Schillerplatz, den ſie eben erreichten, kam von der Gauſtraße her, als wollte ſie zum Zentralbahnhof, eine offene Droſchke gefahren. „Dann geben Sie lieber her,“ fuhr er fort, winkte dem Kutſcher, griff in die Weſtentaſche und drückte dem jungen Schloſſer ein Markſtück in die Hand. „Ich bleib' ſtehn und verplaudere mich und könnt' doch zu ſpät kommen. Ich danke Ihnen. Und nehmen Sie das andre nicht zu ſchwer; wir müſſen ja alle entſagen, ſo oder ſo. Adieu!“

Der Wagen war herangekommen, der Herr nahm ſeine Taſche und ſprang hinein. Durch die Schillerſtraße raſſelten ſie davon; bald waren ſie nicht mehr zu ſehn.

III.

Entſagen? Was für Wünſchen hätte denn d e r wohl zu entſagen? dachte Ernſt, als er langſam zum Theaterplatz zurückging. Der ſah doch aus, als hätt' er alles, was er wollte. So ein heiteres Genießgeſicht; und ein geſunder, feiner, ſchöngekleideter Kerl, ſo recht was für die Frauenzimmer; — nur etwas Dunkles, Verlebtes um die Augen; aber das gefällt ihnen ja auch. Ringe mit Edelſteinen faſt an allen Fingern; — eigentlich pfui Teufel: das mag ich an Männern nicht! Aber zu ſeinen weißen, feinen Händen ſtanden ſie doch gut. Die Handſchuhe hatte er in der Hand, ſo nachläſſig. Und ſo ein feiner, ſtiller Wohlgeruch kam von ihm herüber; köluiſch Waſſer, glaub' ich. — Was der wohl zu entbehren hat. — Alſo meine „äußere Erſcheinung", die paßt nicht fürs Theater. Nur ja nicht zum Theater gehn! Schloſſer, Schloſſer bleiben! Immer, immer Schloſſer bis zum letzten Tag!

Er ſtieß den Atem melancholiſch grimmig zwiſchen den Lippen heraus; jetzt ſah er das Theater wieder, auf dem das goldene Abendlicht lag. Es lag wie ein Heiligenſchein auf dem hohen Bau; als wollt' es den Gaſſen da

unten ſagen, die im Schatten grauten: ſchaut her, ſo heilig, ſo verklärt iſt die Kunſt! Kommt herein, herein, hier iſt der Tempel der Schönheit, hier iſt euer Paradies! — Dem Verärgerten ſchwoll wieder das Herz. So hatte er von der Kunſt gedacht, ſeit er denken konnte; ſo zog es ihn zu ihr hinauf. Wenn er als Knabe, noch daheim in Weſtfalen, das Hämmern in der Schmiede hörte — denn er war eines Schmiedes Sohn — und das Pinkepank ihm ſo lebendig über die Haut, durch die Knochen, durch all ſeine feurigen Sinne ging, dann träumte er ſich ſchon eine Art Muſik daraus, oder auch dazu, und fing an ſie zu ſummen, ſo gut er konnte, und fühlte ſich wie ein „Künſtler", hob ſeinen Kopf, füllte ſeine Bruſt, verſchwebte in irgend einen Himmel der Kunſt. Wenn er hinter der Schulbank ſaß und das halb ſingende Aufſagen der andern Schuljungen hörte, ſo ward gern ein ſüßer Schauer daraus, der ihm über den Rücken lief; dann kam aus dem Schauer ein Geſang geſtiegen, eine Melodie oder was er dafür hielt, und mit dem rechten Fuß trommelte er leiſe den Takt, und ſang inwendig, und träumte ſich in irgend einen feierlichen Chor auf einem heiligen Berg oder in eine Wolke von ſingenden Engeln hinauf — bis er eine Frage des Lehrers überhört hatte und wieder als „Hans der Träumer" abgeſtraft wurde. Und ſo oft er ein Theater ſah, ward ihm ſo zu Mut, wie Frommen vor der Kirche. Ach ja, dachte er jetzt, den goldenen Schein auf dem Dach mit Andacht betrachtend — er war ſchon im Vergehn —: nur nicht dumm ſein und eitel ſein; nur wieder lachen: ich hab's ja gut. Da hab' ich 'ne Mark in der Hand; ſo viel brauch' ich gar nicht. Hab' auch lang' nicht ſo viel verdient: die

paar Schritte bis zum Schillerplatz! — Aber was wollt' ich machen: wupp! war er weg. Alſo juchhe, ins Theater! Wenn ich ſelber nicht ſpielen ſoll — die „äußere Erſcheinung“ — „mit Ihrem Wuchs und ſo weiter“ — ſo kann ich doch ſpielen ſehn; ſo gut wie der Großherzog. „Die ſchöne Melanie“ ... Lachen! Ich bin glücklich!

Schnell getröſtet, als wär' er noch ein Bub, warf er ſein Markſtück in die Luft und fing's wieder auf. Die Theaterkaſſe war geöffnet, er ſah die erſten Zuſchauer hineingehen; mit langſamen Schritten, um ſein Glück recht zu genießen, ſchwelgte er ſich über den Platz hinüber und trat dann auch in den „Tempel“ ein. Als er mit ſeinem billigſten Billet oben auf den „höchſten Rang“ kam — es machte ihm Spaß, ihn ſo zu nennen — konnte er ſich ſeinen Platz noch ganz nach Gefallen wählen, es war noch nicht voll. Er ſetzte ſich ſtolz an die Brüſtung, mehr ſeitwärts, damit ihn der Kronleuchter nicht ſtörte. Warten that er gern; die ſüße Ungeduld im Theater, eh's anfängt, gehörte für ihn heilig dazu. Dieſe große, wunderliche Stube mit all den Stühlen und Rängen und Gängen, in die er hinuntерſah; das Kommen der Leute, das Wurlen, wie von bunten Ameiſen; das Summen und das Rauſchen; und gegenüber immer das Geheimnis, der Vorhang, hinter dem ſich das große Märchen vorbereitet, in das er heut flüchten ſoll. Amor und die Muſen waren auf den Vorhang gemalt, wunderſchöne Leute, wunderſchön gekleidet; die haben keine Sorgen, für ſie iſt immer Feiertag. Die ſchöne Landſchaft um ſie her iſt ein Paradies; da fällt kein grobes, kein rohes Wort; da wird nicht geläſtert, nicht beneidet, nicht heruntergemacht. Da iſt ſeliger Frieden ... Und um der erſte

Geigenſtrich! Die Muſikanten im Orcheſter kommen. Einer nach dem andern; bald hier, bald da ſtimmt einer ſein Inſtrument. Schön klingt's wohl nicht, er hört aber träumeriſch zu; als würd' ihm mit jedem Ton irgendwas verſprochen, als meckerten ihm die Orcheſterkobolde hinauf: wart nur, 's kommt noch beſſer!

Damals, 1879, ſpielten ſie noch Zwiſchenaktsmuſik, wenn auch keine Oper war. Es war, als hätten ſie's noch nicht abgeſchafft, weil Ernſt Prinzinger ſeine Freude daran hatte. Er ſaß da wie weltentrückt, die Ellbogen auf der Brüſtung, den Kopf in die Hände geſtützt; ſeine „äußere Erſcheinung", ſeinen Schmerz, ſein Ich hatte er vergeſſen.

Und das Zeichen ertönte, der Vorhang rauſchte in die Höhe, das Schauſpiel begann. Wo war Mainz geblieben! und die Schloſſerei! Griechiſche Häuſer, ein antiker Platz; auf den Stufen rechts vor dem Haus — da ſaß ſie! Parthenia-Gilbert, die ſchöne Melanie! Am Rocken ſpinnend; offenbar ein Bürgermädchen; aber wie ein Fürſtenkind ſchaute ſie herüber, in ihrem leichten, lichten Kleid, wie eine zehnte Muſe zu denen auf dem Vorhang. Ungebärdig, laut, als könnten's die Nachbarn hören, ſchlug das Schloſſerherz ... Sie ſoll einen reichen alten Geizhals heiraten; ſie will nicht. Recht hat ſie, dachte Ernſt; ſo ein Götterweib! Wie ſie ihn abweiſt, wie ſtolz; wie vornehm ſie abgeht; — eigentlich nicht hochgewachſen, nur ſo mittelhoch; aber ſie hat's in ſich, ſie ſcheint immer majeſtätiſch groß, wie 'ne Königin. „Was war das?" faucht der Alte. „Hört' ich recht? Sie ſchlägt mich aus?" Ja, du Ziegenbart, du grausliches Ding, du haſt recht gehört. Für dich iſt ſo eine nicht.

„Das Kind des Waffenſchmieds," ſagſt du und verziehſt dein Maul, als könnt'ſt du ſie höhnen — du! „Sie will mich nicht — als wär' ich ihres Vaters Schmiedgeſelle" ... Ach, du alter Eſel; könnt'ſt herzensfroh ſein, wenn du's wärſt. O, ich wollt', ich wär's ...

Ernſt Prinzinger ſeufzte auf, daß die Nachbarn horchten. Ein ſonniges Lächeln ging dann über ſein glühendes Geſicht: „das Kind des Waffenſchmieds", dachte er. Ihr Vater iſt auch ein Schmied. Das hab' ich mit ihr!

Er hörte eine Weile nur ſo wie im Traum. Parthenias Vater, der Waffenſchmied, kommt nicht wieder heim: ein wildes, räuberiſches Volk, die Tektoſagen, haben ihn gefangen. Jammer im Haus und Lärm in der Stadt! Na, was thut die Stadt? Der „Timarch", der Bürgermeiſter, wird er die arme Parthenia erhören und ihren Vater befreien? — Es ſcheint, der iſt auch nicht beſſer als der Mainzer Bürgermeiſter; ſchöne Redensarten und weiter nichts. Keine Schneid', kein Mut! — Da rafft ſich Parthenia auf. Wenn alles ſie verläßt, wird ſie ſelbſt ſich helfen ...

„Mich aber führt der Seele Drang von hinnen" ... Göttliches Geſchöpf!

„Und alles wag' ich, alles zu gewinnen!"

Und ſo ward's auch: im zweiten Aufzug. Felſen und Wald; die Tektoſagen, die wilden Kerle in Tierfellen, verſoffene Würfelſpieler, mit ihrem Gefangenen, dem armen alten Waffenſchmied. Einer iſt ihr Führer, der junge Ingomar; auch ſo ein ungehobelter Burſch, mit ſchwarzem Haar und ſchwarzen Augen — wie ich! dachte Ernſt — aber ein Kerl auf feſten Beinen und mit mächtig breiter Bruſt; auch wie ich! dachte der junge

Schloſſer wieder, und es that ihm wohl. Eigentlich noch ein ganz roher Kerl; wie er mit dem armen Waffenſchmied Myron, ſeinem „Sklaven", umgeht! Aber heldenmäßig tapfer gegen ſeine Raubgenoſſen, und voll Jugendkraft, mit ſeinem Schwert verheiratet. Weiber? Von denen will er nichts. Liebe kennt er nicht; iſt ihm lächerlich. Was ſind denn Weiber? fragt er.

„Eitel üppig Volk,
Geboren zu gebären und zu dienen! — —
Wär' ich ein Gott und hätt' die Welt zu ſchaffen,
Mir dürft' kein Weib ſein, keins!"

O du junger Tektoſage, nimm dich nur gefälligſt in acht. Aus Maſſilia wird eine kommen — ſo was ſah der Herr Räuberhauptmann wohl noch nicht. Die wird dieſen Bären zähmen, denk' ich ...

Richtig, da iſt Parthenia! Wie rührend ſchön ſteht die junge, zarte Griechin in dem wilden Wald, unter den hauebüchenen Geſellen. So würd' Melanie Gilbert unter den Schloſſergeſellen ſtehn ... Wie weich, und wie ſtolz dabei, ſie vor dem „Sohn der Wildnis" kniet. Sie ſollen ihr den Vater freigeben, ſchenken; na natürlich, ſie weigern ſich. Aber die weiß ſich zu helfen; da ſteht ſie wieder aufrecht:

„Nehmt denn Löſegeld!"
„Und welches bieteſt du?"
„Mich ſelbſt!"

O, wie hat ſie das geſagt: „Mich ſelbſt!" Was für 'ne goldene Stimme; mehr Viola als Violine; und ein wenig verſchleiert auch; aber es geht einem doch keine ſo zu Herzen. Plumper Räuberhauptmann du! Statt mit beiden Händen zuzugreifen, was ſagt der Kerl?

Digitized by Google

„Dein Vater ſchmiedet Waffen
Und kann uns nützlich ſein; du aber biſt
Ein Weib!“

O du, nimm dich in acht. Nimm dich vor dieſer Schmiedstochter in acht; die kennſt du noch nicht. Die kann das Herz im Leibe umdrehn, wem ſie will; Schloſſergeſellen und Räuberhauptleuten ...

Ernſt Prinzinger ſeufzte wieder; es that ihm aber gut, er war wie auf einem andern Stern, war in Rauſch und Traum. Es kam auch ſo, wie er's träumte: Myron der Vater fort, nach Haus, für das Mädel freigegeben, das für die Wilden kochen, ſpinnen, weben, ſpielen und ſingen will; alle fort, der Bär und das Mädel allein. Und nun ihr tapfres Herz, das die Thränen niederkämpft, ihr ſüßes weibliches Schaffen, ihre Heiterkeit; die Anmut dann beim Kränzeflechten ... Armer Ingomar! Armer Sohn der Wildnis! — — Nein, glücklicher Ingomar. Mit ihr plaudern und plaudern darf er; ſo allein im Wald. Und da hört er's jetzt, wie ſie in Maſſilia leben, die Griechen, die Menſchen; — ja, ja, ja, die Menſchen! dachte Ernſt und nickte dem Ingomar zu: denn du, du biſt noch ein halbes Tier, du biſt noch ein Schloſſergeſell! Wie in Maſſilia die Mädels aus Liebe heiraten, nicht für Rinder oder rotes Gold vom Vater gekauft ...

Liebe! Da wundert ſich der Bär; da glotzen ſeine ſchwarzen Augen.

„Die Liebe! Wie? Ihr freit aus Liebe? Ei,
Wie macht ihr das?“

Und als Parthenia ſich über die Frage wundert, fragt der Kohlkopf noch einmal:

„Doch freien, ſagſt du, und aus Liebe? Liebe —
Was iſt das?“

Na, die wird's ihm ſchon ſagen! Die wird ihm — — Nicht? Was ſagt ſie?

„Die Mutter ſagt,
Es ſei das ſüßeſte von allen Dingen“ ...

Alſo ſie ſelber, ſie weiß es nicht? — Ach, du ſüßes, unſchuldiges Mädel du. Haſt noch nicht geliebt? — — Wie ſie da nun ſitzen, die beiden; wie ſie ihren Kranz nun fertig windet; ach, wie ſteht ihr das gut. Der Bär muß ihr Blumen pflücken ... Ja, ja! So fängt's an! — Und da fragt er ſchon wieder, was Liebe iſt. Und ſie träumt in die Luft, als ſäh' ſie auf den Mond:

„Wie Liebe kommt — die Mutter meinte, ſchnell;
Sie meinte — reich' mir dort das Veilchen her! —
Lieb' komme, wie die Blumen, über Nacht;
Lieb' ſei ein Feuer, das ein Blick entfacht“ ...

Ernſt Prinzinger horchte, wie wenn die Prieſterin im Tempel ſpräche; jedes Wort ging ihm wie ein Sonnenſtrahl durch die Bruſt. Ihm war auch, als ſpräche ſie jedes für ihn; als wär' er ſelber der Sohn der Wildnis, den ſie mit ihrer weichen Stimme weich und menſchlich macht. Thränen traten ihm in die Augen; warum, wußt' er nicht. Als Ingomar am Schluß des Aufzugs daſaß, in ſich verſunken, allein, die Verſe wiederholend, die ihm das Griechenmädel aus einem alten Lied vorgeſprochen, ſaß Ernſt auch ſo da, ſprach leiſe mit den bewegten Lippen mit:

„Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag!“

Der Vorhang war heruntergerauſcht, das kalt nüchterne Summen unter den Zuſchauern oben und unten

hatte wieder begonnen; Ernſt blieb wie erſtarrt in ſeiner Verzückung, aus der er nicht erwachen wollte; er ſpielte das Schauſpiel in ſeinem Herzen weiter, ohne es zu wiſſen. Er rührte ſich nicht, bis der neue Aufzug begann; es ging ihm dann auch wunderlich: ſo frei und willig zuſchauen wie bisher konnte er nicht mehr; er hatte ſchon mitgedichtet, es kam ihm oft *fremd* vor, was ſie ihm da vorſpielten, wie eines andern Traum. So hätt' er ſich's nicht gedacht ... Dann wieder ſagte ihm etwas in ſeinem Herzen: ja, ſo mußt' es ſein! ja, ſo iſt's gekommen! und in der tiefen Andacht ſeiner zerſchmelzenden Seele ſaß er wie Ingomars Bruder da. Er ſah dieſen Ingomar Prinzinger für ſeine „Sklavin" erglühen, aber noch räuberwild, in plötzlichem Begehren; ſah ihn zuſammenfahren, als ſie den Dolch gegen ſich zückte, um ihre Ehre zu retten, und vor ihrer Größe klein werden — und ſo Schritt für Schritt ſeiner ſeligen Vernichtung zu. Mit der Freigegebenen, ihr Körbchen tragend, ſah er ihn nach Maſſilia ziehn, und zum Griechen werden — und ihr Herz gewinnen. Denn unter ihren Griechen iſt er doch der Beſte: ein Held ohne Falſch, ein unverdorbener Götterſohn! Jede Probe, auf die ihn das Schickſal ſtellt, hält er aus. Da wird *ſie* nun klein vor *ſeiner* Größe; als er wieder fortziehn will, fällt ſie ihm um den Hals:

„Dir folgen, folgen,
Wohin du gehſt; dein Weg ſoll meiner ſein,
Dein Ziel ſei meines; wo du Hütten bauſt,
Da ſei mein Vaterland; die Sprache, die
Von deinen Lippen tönet, will ich reden ...
Vergieb, vergieb mir! Jetzt erkenn' ich's klar,
Ein Grieche ſein iſt nichts, und alles, alles,
Ein wahrhaft menſchlich Herz im Buſen tragen!"

Das Stück war aus, Ende gut alles gut; über den beiden Glücklichen fiel der Vorhang, das Haus leerte sich. Ernst saß noch eine Weile still, wie an die Brüstung gewachsen. So hatte er noch nie gefühlt, daß jemand für ihn gedichtet und für ihn gespielt hatte; so war ihm noch nie das Theater zu seinem eigenen Haus geworden. War die Dichtung so schön? Hatten sie so herrlich gespielt? — Er starrte ins Leere, er wußte es nicht; ihm war gar so märchenhaft, so schwermütig glücklich zu Mut. Endlich taumelte er auch hinaus.

Der fast volle Mond stand über dem Theater; die langen, zerrissenen Wolken zogen aber über ihn hin, wie sie am Tage mit der Sonne gespielt hatten, und wickelten ihn oft in ihre wandernden Schatten ein. Die Luft ging noch schwül; weich und feucht wehte es gegen Ernsts glühendes Gesicht. Er wußte nicht, wohin mit sich; nach Hause gehn? Das war noch unmöglich. Sich auf sein Bett in der öden Kammer neben August Möller werfen? oder ihn poltern hören, wenn er von seinen mißvergnügten Tektosagen in Kastel zurückkam? — Ingomar schüttelte sich. Ja, er fühlte sich als Ingomar. Ach, nur ohne Parthenia. Die saß nun noch in dem großen Kasten dort und schminkte sich ab. Sie hatte vielleicht noch das Klatschen im Ohr, mit dem man den jungen Liebling der Stadt so oft herausgerufen hatte; und freute sich, und war stolz — und liebte nicht. Man sagte ja in der Stadt, sie habe „ihr Herz noch nicht entdeckt", sie sei in keinen Mann verliebt und sehr tugendhaft. Und wenn sie einmal lieben wird? Dann gewiß keinen Ingomar. Keinen Schlossergesellen ...

Der arme Schlossergeselle schwankte, halb wie trun-

ken, weiter; bitterſüßes, thränenſchweres Glück, noch ſchwüler als die Schwüle draußen, lag ihm auf der Bruſt. Der Mond wanderte mit, als wär' er ſein Schickſal; ſo zogen ſie beide dem Rhein zu, durch die hell-dunklen Straßen hin. An dem alten Wunderbau, dem ſchöngetürmten Dom vorbei, über den Liebfrauenplatz, ſchleuderte er fort, bis er auf einmal auf der Rheinpromenade und am Waſſer ſtand; die dunkle Flut rauſchte durch die tiefe Stille. Um ihn her war nichts Lebendes zu ſehn. Das Rheingau-Gebirg und der Taunus badeten ihre langen, dämmernden Linien in dem wechſelnden Mondeslicht. Ach, Parthenia! dachte er. Neben dir auf der Bühne ſtehn! Ich fiel' ja wohl hin vor Glück. Nach deiner ſüßen, umſchleierten Viola-Stimme mein Baß; und dann wieder deine ſüße Stimme ... Sie ſagen, du biſt erſt neunzehn alt. Ich bin zweiundzwanzig. Und manchmal denk' ich, es iſt was in mir; und doch ſoll ich ſo vergehn! Könnt'ſt du mich nehmen, du, wie du den Ingomar genommen haſt, und aus dem Barbaren, dem Schloſſer, einen Künſtler machen; und mir dann auch ſo um den Hals fallen, wie ihm: „Dir folgen, folgen, wohin du gehſt!" — Ich will nach Maſſilia. Ich will Grieche werden. Ich will den Ingomar ſpielen ... Ich will was. O mein Gott, mein Gott!

Sein Kopf ſchwülte ſo ſüß, ſein Herz wuchs ſo toll, der Rhein rauſchte ſo ſchön: ihm kam ein rechtes Verlangen, ſich hineinzuwerfen. Sich abkühlen oder untergehn! — Dann war ihm aber doch, als raune ihm das Waſſer zu: nur Geduld! Geduld! Kannſt noch glücklich werden! Ingomar! Ingomar!

Große Tropfen fielen endlich; die feuchte Laſt der

Wolken begann herunterzufließen. Eine Weile hielt er ihnen die Hände, das Geſicht entgegen, ſie thaten ihm wohl; dann ward aber ein richtiger Regen daraus. Er ſah an ſich hinunter; ihm kam wieder das erſte bürgerliche Gefühl: den guten Sonntagsanzug ſchonen! „Ach ja!“ ſeufzte er, ſich vor dem „Künſtler“ ſchämend, der er werden wollte, und ſich entſchuldigend, als rede er zu dem, „wenn man ſo ein armer Kerl iſt. Und wenn man dem Schneider noch ſchuldig iſt. Die Augen werden auch müde. „In Gottes Namen nach Haus!“

Noch immer in halbem Traum kam er heim; Auguſt Möller ſchlief ſchon. Bald entſchlief auch er, ſank in die geliebte tiefe Nacht, in der die Sorgen und Schmerzen Ruhe haben und die Kraft zum Lebenskampf ihre Wunden heilt. Nur gegen Morgen erwachte er einmal aus einem häßlichen Traum: er ſtand auf der Bühne, wie Ingomar in ein Tierfell gekleidet, ein Schwert in der Hand, und ſah Melanie Gilbert vor ſich; weiter ſah er nichts. Er fragte ſie, ob er gut geſpielt habe. Sie lächelte und nickte. Er fragte: können Sie mich nun lieben? Da hob ſie die Hand und gab ihm zwei Ohrfeigen, eine rechts, eine links. Er erſchrak ſo, daß er ſich nicht rühren konnte; vor Scham und Grimm dacht' er ſein Schwert zu heben, um ſie zu erſchlagen, aber ſein wie gelähmter Arm war unbeweglich. Er konnte nur aufſchreien und dadurch erwachen.

Der Mond ſchien ihm ins Geſicht. Es regnete nicht mehr. Nun begannen aber ſeine Thränen zu fließen; er fühlte ſein ganzes Plebejerelend, als hätt' es ihm der Traum enthüllt. Um nicht laut zu ſchluchzen und den „ſchönen Schloſſer“ zu wecken, vergrub er ſein Geſicht in ſein hartes Kiſſen.

IV.

Es gab eine Zeit, auch noch während der Soldatenjahre, da es für Ernſt die Krone des Tages war, nach Feierabend zur „braunen Minna“ zu gehn; jetzt, nach dem „Sohn der Wildnis“, konnte er ſich erſt nach einer halben Woche entſchließen, ſie wieder einmal zu beſuchen. Minna Gerſter wohnte mit ihrer Mutter, der Tiſchlermeiſterswitwe, vor dem Binger Thor, am unteren Zahlbacher Weg; die kleine Wohnſtube in dem kleinen Häuschen lag zu ebner Erde, man konnte von der Straße durchs Fenſter hineinſprechen. Wie oft hatte er dort früher geſtanden und das liebe freundliche Mädelsgeſicht ſchon von draußen geſucht, oder ſich durch irgend ein Lied angemeldet, da ſie ihn ſo gern ſingen hörte; entweder war er allein hinausgewandert oder mit ihrem Vetter, dem Auguſt Möller, der ſo viel ſtattlicher war und den ſie doch nicht lieber hatte. Er blieb auch heut vor dem Fenſter ſtehn, aber nicht der Vorfreude wegen, ſondern weil er ſich ſcheute, in das Haus zu treten: ihm kam's ſo vor, als flöge er von einem ſchönen Stern auf die Erde zurück, die ihm verleidet war. Bin doch ein rechter trauriger Hansnarr! ging ihm durch den Kopf. Vergaff'

mich und verträum' mich in eine gefeierte Schauſpielerin, die ich ſo gut haben kann wie das Schlaraffenland, und laſſ' darüber die Minna gehn, die ich haben könnte! — Drinnen brannte die Lampe ſchon an dem wohlbekannten runden Tiſch; die beiden fleißigen Frauenzimmer, Mutter und Tochter, ſaßen ſich gegenüber und nähten. Die Haube der Mutter war wie immer ſchneeweiß, auf Reinlichkeit gab die Alte viel; ihr Geſicht war wie immer blaß, ſo recht ſtubenbleich, und doch hatte es ſo 'ne junge Haut. Dagegen das Mädel hatte roſige Wangen wie immer, hingehauchte kleine Röslein auf den Pfirſichwangen; denn Weicheres als ihre Haut konnte es nicht geben; Ernſt fühlte förmlich durchs Fenſter, wie ſammetweich ſie war. Die langen braunen Wimpern lagen wie in ſie verliebt drüber hingebreitet; auch vom ſeidigen braunen Haar ſchmiegte ſich eine kleine aufgeregte Locke hin. So ſaß das gute Geſchöpf ganz unregſam da, in ihre Arbeit vertieft oder in ihre Gedanken. Na, viel denkt ſie nicht! dachte er, der Abgekühlte. Geiſt — der hat ſie nie gedrückt. Aber lieb und gut, das iſt ſie; man ſieht's, wie ſie da nur ſitzt. Und lieb haben, o das kann ſie! Und früher hab' ich's auch gekonnt ...

Er faßte ſich endlich ein Soldatenherz und trat in das kleine Haus, öffnete die Zimmerthür. Minna ſprang vom Stuhl auf, als hätten ihre Gedanken nur erwartet, daß er kommen ſollte. Gleich darauf ward ſie aber ruhig — ſie wollte wohl — und ging ihm mit ihrem ſtillen, weichen Schritt entgegen. „Kommſt doch auch einmal," ſagte ſie lächelnd, mit der ſanften Kinderſtimme; ſie duzten ſich, weil ſie ſich ſchon als Kinder kennen gelernt hatten, als der vierzehnjährige Ernſt aus Weſtfalen kam. „Schau,

Mutter, man erkennt ihn noch recht gut; hat sich kaum verändert. Selbst der kleine Bart ist nicht sehr gewachsen. Guten Abend, Herr Reisender!"

„Warum Reisender?" fragte er.

„Na, weil du so lang' nicht hier warst, da dachten wir, du wärst verreist."

„Vor acht Tagen war ich noch hier!"

„So? — Ich hab' mir's länger gedacht. Na, das macht auch gar nichts. Warum stehst du denn bei der Thür? Da hast eine Patschhand!"

Sie gab ihm ihre kleine Hand, die auch pfirsichweich war, und lächelte ihn an. Schön war Minna Gerster nicht, aber heut wieder ganz „die Madonna mit den Schelmenaugen", wie Ernst sie getauft hatte; aus ihrem runden, frommen Gesicht schaute so viel vom Evaskind heraus. Die nußbraunen Augen lachten. Sie verzieh allemal so gern, sie hatte den Frieden und das Frohsein so lieb.

Ernst blickte sie dankbar an; dann ging er zur Mutter. „Wie geht's?" fragte er. „Immer, immer fleißig?"

„Wie soll's gehn?" antwortete die Alte etwas mißvergnügt. „Das Kind hat ja noch alsfort seine Käfer im Kopf. Jetzt spricht sie wieder vom Theater, grad' so wie vor'm Jahr. Ich dacht', sie hat's endlich vergessen. Aber nein. Alsfort kommt sie wieder: könnt' ich nur zum Theater gehn!"

„Nu ja, 's wär' doch hübscher," warf die Tochter hin.

„Hübscher!" brummte die Alte. „Lustiger mag's wohl sein; aber ehrbarer? Das scheint mir nicht."

Minna wiegte sich auf einem ihrer kleinen Füße. „Frag doch den Ernst, ob man nicht beim Theater ganz

ehrbar sein kann; grad' so ehrbar wie beim Nähen und Waschen."

„Da fragt' ich auch den Rechten," erwiderte die Mutter. Sie war aufgestanden und bewegte sich in ihrer weichen, behaglich schleifenden Weise — ähnlich wie die Tochter — zur Schlafstubenthür. „Ihr taugt all' nicht viel!" Damit ging sie hinaus.

„Was hat sie gegen mich?" fragte Ernst. „So was hat sie mir noch nie gesagt."

„Ja, sonst warst du das Muster!" sagte Minna und lachte wieder mit den Augen. „Jetzt meint sie manchmal, du bist auch nur ein Fledderwisch. Aber ich weiß, das ist nicht so; du bist brav und treu. Wenn du auch einmal 'ne Weil' fortbleibst, du kommst immer wieder. Gelt? ich hab' recht?"

Er nickte. „Und zum Theater willst du wieder?" fragte er entgegen, um nicht viel von dem andern zu sprechen.

„Ach, ich red' nur so! — Weißt, wenn's hier oft so langweilig ist. Mein Leben ist so lodderleer ... Wie jener gesagt hat, ich weiß nicht, wer: ‚meine Mutter, die kenn' ich schon!' — Ich hab' sie ja sehr lieb, das weißt du. Aber Komödie spielen! Das liegt mir halt im Kopf. Mir hat schon mancher gesagt, ich hätt' gewiß Geschick dazu. Und die Stimme und —"

Sie brach ab und lachte.

„Und was?" fragte er.

Statt zu antworten, drehte sie nur ihr anmutiges Persönchen vor ihm herum. „Ach Gott!" seufzte sie dann und sah ihm wieder mit einem ihrer guten, ehrlichen Kinderblicke ins Gesicht. „Es wär' ja nichts. Ich

wollt' ja nichts. Wenn ich nur sonst was vom Leben hätt' ..."

Sie verstummte wieder.

„Was zum Beispiel?" fragte er mit Mühe; er fürchtete die Antwort.

„Na, einen Mann zum Beispiel; dann läg' mir am Theater nichts. Einen, den ich lieb hätt', mein' ich; natürlich. Dann wollten wir zwei miteinander Komödie spielen; das wär' doch das Beste. Aber so ganz allein ... Ach Gott!"

Sie lächelte ihm einen Seufzer zu, um aus der Sache einen Scherz zu machen; ihre leicht gerührten Augen feuchteten sich aber plötzlich, und sich halb abwendend trat sie an den Tisch. „Ich krieg' wohl noch gar das Greinen," warf sie hin. „Das wär' doch zu dumm!"

„Gute Minna!" murmelte er, sich ein wenig nähernd.

„Gute Minna!" wiederholte sie, mit einem leisen Schmerz in der sanften Stimme. „Weißt du, das ist leicht gesagt! — Das sagt noch nicht viel! — — Ach, ich wär' schon gut, wenn — —"

Die geschmeidige Gestalt war auf einmal ganz bei ihm, und zutraulich wie früher — noch einmal wie ein rechtes Kind — lehnte sie sich weich an seine rechte Schulter an. Er erschrak; früher hatte es ihn glücklich gemacht. „Ich wär' schon gut," wiederholte sie leiser, „wenn man mir gut wär'. — Da fällt mir aber ein — hab' dich neulich was fragen wollen, als du das letzte Mal hier warst; hab's aber über deinem Singen und über unserer Lustigkeit in den Tod vergessen. Wie denkst du übers Theater, Ernst? Denkst du noch daran —?"

„Daß ich ſpielen möcht', meinſt du?"

„Ja."

„Denken? — O ja, denken thu' ich noch daran. Aber auch nur ſo wie du. Weil das Leben ſonſt ‚lodderleer' iſt. Werden wird es nichts."

„Einmal Schloſſermeiſter werden? Das könnt' dich nicht freuen?"

Ihre Augen hingen an ihm, jetzt ganz Sammetaugen; eine ſchüchtern offene Frage, eine Welt von weiblicher Zärtlichkeit war darin. Ihm zog ſich das Herz zuſammen; er antwortete nicht. Er fühlte wohl, da ſtand eine kleine Schloſſerfrau — wenn er ſie nur wollte. Ihre korallenroten Lippen bewegten ſich ein wenig; jener Abend fiel ihm ein, als ſich ihm die ſo lieblich hingegeben hatten. Auguſt, der Vetter, hatte ſie zum Abſchied geküßt, halb mit Gewalt; wie um ſich an dieſer Gewalt zu rächen, war ſie zu Ernſt gegangen: „ſo, nun küſſ' ich den auch!" — Es war aber nur das erſte, nicht das letzte Mal. Dann hatte ſie ihm noch zweimal den weichen Kindermund gegeben, und zwar als ſie allein waren, und auf ſeine Bitte ... O ja, die Minna, die war ihm gut; trotz der „äußeren Erſcheinung". Wenn er nun all den dummen Träumen entſagte, und ein rechter Schloſſer ward, und die Madonna mit den Schelmenaugen zur Frau nahm — — Nein ſagen würd' ſie nicht. Ihm das Leben hart machen auch nicht. Vielleicht iſt das mein „großes Los", dachte er beklommen; ein größeres krieg' ich nicht!

Ihm fiel aber dabei ein Hammer aufs Herz.

„Du ſagſt gar nichts," ſtieß Minna nach einer Weile, leiſe ſchmollend, heraus. „Heißt das: Schweigen iſt auch 'ne Antwort?"

In diesem Augenblick klopfte es und die Thür ging auf; August Möller trat ein. Manchesmal vordem war er dem Ernst unerwünscht gekommen; heut kam er ihm zu guter Zeit. Er trat mit breitem Behagen ein, als wär' er ein Sonnenstrahl; auch meinte er immer etwas Gutes zu thun, wenn er die armen Weibsen am Zahlbacher Weg besuchte, da er doch weder verliebt war, noch Verliebtheit geweckt hatte. Es war eben der gutmütige Bursch in ihm, der zugleich die Gewohnheit und das gemütliche Plauschen liebte; so kam er denn auch mit einer gewissen Regelmäßigkeit und verschwand auch so, nicht zu bald, nicht zu spät. Er gab dem „flotten Mädel" die Hand und rief nach der Mutter. Die erschien sogleich, einen Korb mit Wäsche im Arm; sie wusch für ihre Kunden, davon lebte sie und von etwas ererbtem Geld. Bald saßen sie um den runden Tisch; von Minnas Fragen war nicht mehr die Rede. Ernst, um wenigstens irgend etwas Liebes zu erweisen, nahm die alte Gnitarre, das Erbstück, auf dem Minna zuweilen klimperte, von der Wand herunter, spielte darauf und sang dazu. Er hatte weder das eine noch das andre gelernt, immer nur abgelauscht und für sich geübt; so war doch eine Art von Kunst daraus geworden. Niemand hörte ihm so gerne zu wie Minna; sie kauerte sich dann gern in die Sofaecke, die Füße hinaufgezogen und unter die Kleider gesteckt, den Kopf an die Wand gelehnt. Heut blieb sie aber auf ihrem Stuhl, bei der Nähterei, war auch ohne Andacht. Es war nicht einmal zu sehn, ob sie zuhörte. Eine Art von Nebel, eine graue Stimmung lag auf dem kleinen, dumpfen Gemach. August gähnte zuweilen; die Mutter seufzte leise. Ernst sah mitten im Singen Par-

thenia und Ingomar; er meinte wieder die Viola-Stimme zu hören:

„Lieb' komme, wie die Blume, über Nacht;
Lieb' sei ein Feuer, das ein Blick entfacht" ...

Endlich brach August Möller auf, zu seiner gewohnten Zeit, und Ernst mit ihm. Es ward ihm leichter ums Herz, als er draußen war. Nur drückte ihn Minnas Abschiedsblick; es that ihm leid in seiner guten Seele, daß er sie so schlecht getröstet hatte.

„Hast den Herrn Payer wiedergesehn?" fragte August, als sie zum Binger Thor zurückgingen.

„Was für einen Payer?"

„Den feinen jungen Herrn, am Sonntag, dem du die Tasch' zum Bahnhof getragen hast, du Männerstolz vor Königsthronen. Ich hab' dich schon alle Tag' fragen wollen."

„Nein," erwiderte Ernst etwas unwirsch. „Hab' ihn nicht wiedergesehn."

„Weißt du, wer das ist?"

„Gar nichts weiß ich. Payer heißt er, sagst du?"

„Erich Payer. Ein schwer reicher Herr! Der feinste Mann in Mainz; giebt das meiste Geld aus; aber nicht allein, sondern mit andern, und am liebsten mit Frauenzimmern. Die vom Theater hat er besonders gern; — aber nicht bloß die von hier. Er soll auch in Frankfurt und Darmstadt seine Schätze haben. Die Eisenbahnen kennen ihn gut. Wenn er nicht hier ist, dann ist er anderswo."

„Wer hat dir das alles erzählt?" fragte Ernst.

„Er soll auch tüchtig spielen; na, dabei kann man auch sein Geld anbauen. Champagner trinkt er

am liebsten, sagt man. Kurz, ein Prachtmensch; 'ne rechte Freude für uns Sozialdemokraten."

„Mensch, woher weißt du das alles?"

August stand still. „Er interessiert mich ja doch, wir stehn uns ja sehr nahe," antwortete er, ohne eine Miene zu verziehn.

„Ihr steht euch nahe?"

„Ja freilich. Sind ja Blutsverwandte."

„Was? Du und —"

„Ich und Erich Payer. Da der Herr mein Bruder ist."

„Nein!" rief Ernst aus.

August lachte einen Augenblick auf, über des andern verblüfftes Gesicht. „Kannst gut dumm aussehn, Westfälinger! — Ja, ich hab' die Ehre. Das heißt, nur Stiefbrüder, natürlich; von verschiedenen Vätern; aber — — dieselbe Mutter. Ich sollt's nicht sagen. Ich hab's auch noch niemand gesagt! Jetzt möcht' ich dir's schon vier Tag' erzählen — da du den schönen Herrn gesehn hast — und bring's nicht heraus. Ach was, du bist so ein anständiger Kerl, dir kann man's schon sagen; du wirst mich nicht uhzen!"

„Nein, bei Gott, gewiß nicht," versicherte Ernst mit zartfühlend gedämpfter Stimme. „Aber du und der . . ." Er schüttelte ganz verwirrt den Kopf. „Das versteh' ich nicht!"

„Ist doch nicht schwer zu verstehn, alter Junge. Meine Mutter war ein berühmt hübsches Mädel; du hast sie ja noch gekannt; auch als Schlossersfrau in Jahren sah sie noch recht gut aus, — so anders. Na, da hat sie dem Vater Payer zu gut gefallen; und er ihr wohl auch.

In Wiesbaden hat die Geschicht' gespielt! Vater Payer war ein feiner Herr; als Bub' hab' ich ihn auch noch gesehn; zu Pferd, am Rhein. Auch nur so „Herr Payer", ohne von; aber ganz wie ein Edelmann. Grad' wie mein Herr Bruder. Und er hat den Sack immer voll Geld gehabt. Und so ist's gekommen!"

August war weiter gegangen, nun stand er wieder still und schlug dem andern möglichst gemütlich auf die Schulter. „Ja, mein Junge, solche Sachen giebt's! — Wenn ich jetzt meinen Alten anschau' — er geht noch immer gern auf den Friedhof, wo die Mutter liegt — ich glaub', der ahnt nicht in seiner Biedermannsseele, was vor seiner Zeit geschehn ist. Mir hat's einmal mein alter Onkel gesagt, nicht lang' eh' er abschob; — hätt' auch sein loses Maul halten können. Ja — aber das kann nicht jeder! Ich erzähl' dir ja eben auch die ganze Geschicht'. Vier Tag' lang reitet mich schon der Teufel, daß ich dir's sagen soll, wem du am Sonntag die Reisetasch' getragen hast. Du hast so was an dir; du sperrst einem mit deinem treuherzigen Gesicht das Herz wie mit 'nem Nachschlüssel auf. Nun behalt's aber auch bei dir — oder ich ersäuf' dich im Rhein!"

„Das wirst du nicht nötig haben," sagte Ernst halb brummend, schlicht. „Aber — darum auch die Aehnlichkeit. Ich hab's am Sonntag gesehn!"

August lächelte ein bißchen, nicht ohne Eitelkeit: „Unsre hübsche Mutter, Ernst. — Sie war ja nicht groß, die Gestalt hab' ich von meinem Vater; aber von ihr das Gesicht. — Weißt, was? Ich hab' schon manchmal gedacht: wenn sie nun nicht eine ehrbare Schlossersfrau geworden wär', wenn sie dem andern noch ein

Kind gebracht hätt' — alſo mich — verſtehſt du. Dann hieß' ich nun Auguſt Payer, denn er hätt' mich doch wohl auch adoptiert wie den Erich; wär' wahrſcheinlich auch nicht größer, als mein zarter Herr Bruder — aber ein gut Stück reicher als ich jetzt bin. Himmeldonnerwetter! Da wär' ich ein anderer Kerl. Könnt' auch drauf los leben, wie ich wollt'; jede dritte Nacht beſoffen; — na, oder ſonſt was Gutes. Ich wollt' mein Leben ſchon genießen, daran ſollt's nicht fehlen. Herrgott!"

„Dann gingſt du wohl nicht nach Kaſtel," murmelte Ernſt, „um mit den andern die Welt zu verbeſſern."

Auguſt wandte verdutzt den Kopf. Er nahm ſich zuſammen, machte ein möglichſt edel gekränktes Geſicht: „Du meinſt, ich würd' dann ein Egoiſt? ein Ariſtokrat? — Nein, mein guter Junge. Das würd' ich alles vereinigen. Das läßt ſich vereinigen ..."

Er machte eine Bewegung mit der Hand, nur ſo obenhin, als wollte er ſagen: das könnt' mir nicht fehlen!

„Aber du würd'ſt ähnlich leben, nicht wahr, wie Herr Erich Payer."

„Wie ich leben würd'?" — Auguſt ſah dem Ernſt wie ſtrafend in die forſchenden Augen: „Wie der mich mit ſeinen klugen ſchwarzen Käfern anguckt. Willſt mich mit deinem Nachſchlüſſel immer weiter aufſchließen — verfluchter Kerl du. Ich hab' dich halt verwöhnt; als das Lieschen mein Schatz geworden iſt, hab' ich dir's auch gleich erzählen müſſen. Wie ich leben würd'? Wie ein Geizhals nicht, das kann ich dir ſagen. Sprünge machen würd' ich — o je! — Aber das iſt ja alles dummes Zeug; ich bin Auguſt Möller. Ich bin meines

Vaters Sohn, ein Mann aus dem Volk; das Volk über alles. Nieder mit den Payers. Nieder mit all dieſem Geſchmeiß, das von unſerm Schweiß lebt, das unſer Blut ſaugt, das — und ſo weiter. Ich kenn' meinen Bruder nicht! will ihn auch nicht kennen!"

„Es ſcheint, er kennt dich," ſagte Ernſt, ſtill in ſich hinein lächelnd.

Auguſt fuhr herum: „Er kennt mich?" — So geſchwind es gehen wollte, machte er dann wieder ein gleichgültiges und volkstümliches Geſicht. „So? Woher weißt du das?"

„Er fragte ſo ſonderbar nach dir. Er wußt' auch, daß wir dich den ſchönen Schloſſer nennen."

„Lachte er darüber?" fragte Auguſt gereizt.

„O nein! Ganz und gar nicht. — Du würd'ſt ihm die Taſch' nicht tragen, meinte er, du ſähſt viel zu ſtolz aus."

„Das hat er gut geraten!" rief Auguſt und hob ſeinen mächtigen Bruſtkaſten, ſehr befriedigt ſchmunzelnd. „Ich ihm — — ja, den Teufel auch! — Alſo der Herr weiß von mir. Sehr gütig. Alſo gegenſeitig. — Dann weiß er hoffentlich auch, daß ich ihn nicht beneide; daß ich ſehr gern Auguſt Möller bin, ein Schloſſergeſell und weiter nichts. Ich beneid' ihn nicht, alter Junge! Ich laſſ' ihm ſeine feinen Liebſchaften und ſeinen Champagner und den ‚König Pharao'. Und ſeine Reitpferde und die feinen Kleider, die nach Kölniſch Waſſer und Heu und Patſchuli ſtinken. Ihn beneiden? Warum denn? Vor mir zieht jeder den Hut. Ich hab' meine Ehre. Und ich hab', was ich brauch'. Nieder mit den Payers und der Payerei auf der ganzen Welt!"

Ernſt erwiderte nichts; er verſchwieg ſeine Gedanken.

Sie waren mittlerweile, mit Stehenbleiben und Weitergehen, in die Stadt gekommen. Auguſt ſchnalzte plötzlich mit den Fingern, als fiele ihm etwas Vergeſſenes ein.

„Lieschen erwartet mich!“ ſagte er halblaut. „Das war mir doch ganz aus dem Sinn gekommen. Hab's ihr geſtern verſprechen müſſen. Wenn ich nicht Wort halt', ſagt ſie, geht ſie zu 'nem andern!“ — Er lächelte: „Na, ſo ſchlimm wär's wohl noch nicht. Sie iſt noch ziemlich verliebt. Aber was will ſo'n armer Teufel machen: ich kann ihr nicht 'nen Schmuck für tauſend Mark oder Dollars kaufen, wenn ſie mir mal bös iſt. Ich hab' auch nicht ein halb Dutzend andre Schätze draußen in der Welt herum; ich hab' nur die eine. Ach ja, mein Herr Bruder — der hat's gut! — Eine verdammt ſchlechte Welt, mein Junge. Wenn ich Erich Payer wär' ...“

Er grüßte mit der Hand und ging ſchon, der neuen Kaiſerſtraße zu. Noch zur rechten Zeit fiel ihm aber ein, daß dieſer Stoßſeufzer kein guter Schluß war. Den Kopf zurückwerfend winkte er noch einmal: „Das heißt, verſtehſt du, beneiden thu' ich ihn nicht. Fällt mir gar nicht ein. Ich bin Auguſt Möller!“

Dann ſchritt er davon.

V.

Schönes, klares Herbſtwetter trieb Ernſt am nächſten Abend, am Freitag, in die Einſamkeit; er wanderte durch die neuen Anlagen zur großen Eiſenbahnbrücke, die über die Mainſpitze führt, und ſchlenderte auf dem Fußgängerweg über den Fluß hin und her. Es war einer ſeiner Lieblingswege; ihm that's immer wohl, ſo hoch über dem graugrünen Waſſer zu ſtehen und von Süden den Rhein, von Oſten den Main aus dem ebenen Land heranziehen zu ſehn; faſt unter ſeinen Füßen vereinten ſich dann die ungleichen Brüder, um den großen Triumphzug an den gottgeſegneten Weinbergen und Rebgeländen des Rheingaus hin anzutreten. So weit, wie ſie daherzogen von den Städten und Ländern der Menſchen, ſo weit zog es ihn hinaus; und dann mit ihnen das herrliche Thal hinab, das den Deutſchen ihr liebſtes iſt. Sah er dann aber nach Mainz hinüber, das ſo flach am Strom lag, mit roten Sandſteinpaläſten und in den Himmel bohrenden Kirchtürmen, ſo kamen ihm wieder die ſchweren Gedanken, die dort mit ihm wohnten; denn einen leichten Sinn hatte er nicht geerbt. Was die am Zahlbacher Weg wohl denkt? ging ihm durch den Kopf. Ob ſie eben

die traurigen, müden Hände in den Schoß legt und denkt: Der Ernſt iſt doch auch nicht beſſer als die andern, doch ein Fledderwiſch? Hat mich mit ſeinen guten, ehrlichen Augen um 'nen Kuß gebeten, zweimal, und mich, die ich ſo ſchwach und treuherzig war, wie ein Bräutigam geküßt; und nun geht er ſeiner Wege, wie ein Schmetterling!?

Denkt ſie das? — Er ſeufzte. Nein, wie ein Bräutigam nicht, dachte er; da hätt' ſie nicht recht. Es war doch nur ſo; ein verliebter, zärtlicher Augenblick. Prinz und Prinzeſſin ſind wir ja nicht! — Hab' auch nicht geſagt: Mädel, ich lieb' dich, dich will ich, du oder keine wirſt meine Frau. Hab' kein Wort geſprochen ... So? Kein Wort? Sprechen die Augen nicht? — Das iſt was Verwünſchtes mit ſo ein paar Menſchenaugen; die meinen, ſie können ſchwätzen, was ſie wollen, wenn die Zung' nur ſtill iſt; dann reden ſie die ſchönſten Sachen, laſſen ſich nichts abgehen, thun ſo warm, lieb und gut — die geborenen Komödianten — ja, bei Gott, das ſind ſie! — Die Minna hat unrecht und recht. Ich hab' recht und unrecht. Ach, wie iſt oft das Jungſein ſchwer; man macht nichts als Dummes! Nun ſteht ſie vielleicht am Fenſter und weint. Ich wollt', ich könnt' ihr recht was Großes ſchenken, um das gut zu machen. Ja, ja — aber nur nicht m i c h! Nur nicht m i c h!

Es dunkelte, es ward auch kalt; er ging aufs feſte Land zurück; was er ihr Großes ſchenken könnte, ohne ſich ſelber zu opfern, war ihm nicht klarer geworden. Als er den kleinen Sicherheitshafen erreicht hatte, kam eben ein Reiter flußabwärts durch die Dämmerung geritten; wie erſtaunte der verträumte Ernſt, als er deſſen

Stimme erkannte! Der Reiter rief ihn an; es war Erich Payer. Die ſchlanke Geſtalt ſteckte in einem Wintermantel, der dem Pferd über die Flanken hing; eine feine Pelzmütze — warum jetzt ſchon Pelzmütze? dachte Ernſt — ſaß auf dem kleinen, braunlockigen Kopf. Das Geſicht war blaſſer als neulich, die Augen dunkler umringt; es flog aber ein heiteres Lächeln drüber hin. „Nun?“ fragte Herr Payer, ſeinen Braunen anhaltend. „Haben Sie ſie neulich geſehn?“

„Wen?“ fragte Ernſt zurück, ganz verwundert, daß der Herr ihn wiedererkannte.

„Wen? Die ſchöne Melanie und den Sohn der Wildnis. Sie wollten ja durchaus ins Theater gehn. Haben Sie Ihren Willen gehabt?“

„O ja!“ antwortete Ernſt, nun auch zutraulich lächelnd.

„Freut mich, junger Mann, daß ich Ihnen dazu verhelfen konnte. Da wir uns wiederſehn, will ich Ihnen auch noch ſagen: tragen Sie mir's nicht nach, daß ich Ihnen neulich ſo entſchieden abgeraten hab', zum Theater zu gehn; daß ich von Ihrer äußeren Erſcheinung geſprochen hab'. Sie wurden damals ſo rot ... Aha! Nun ſchon wieder. Sind Sie ſehr empfindlich?“

Ernſt ſchüttelte den Kopf. „Ich glaub' nicht. Hoffentlich nicht.“

„Hoffentlich nicht; das gefällt mir! — Jedenfalls hab' ich Sie nicht kränken wollen. Ich thu' immer lieber das Gegenteil!“

Ein gemütliches Lächeln, leichtfertig, aber liebenswürdig, verſchönerte Herrn Payers Geſicht. Ernſt gab dafür ein dankbares Lächeln zurück; er neigte ſehr zur

Dankbarkeit. Es rührte ihn, daß dieser „Aristokrat“, wie August ihn genannt hatte, sich so freundlich, ohne Herablassung, entschuldigte. Ist doch wohl ein guter Mensch! dachte er.

Das Pferd ward unruhig, der Reiter streichelte ihm den Hals; er wollte offenbar noch nicht weiter, obwohl er jetzt schwieg. Er schaute Ernst fort und fort an, als dächt' er über etwas nach. „Ruhig, ruhig!“ murmelte er nach einer Weile, da der Braune mit einem Vorderhuf scharrte. Es war ein feines, schönes Rassepferd, wie es schien; Ernst betrachtete es oberflächlich, er verstand nichts davon. Ihm waren die großen, schweren Prachtgäule lieber als diese schlanken „Windschneider“; die starkbeinigen Kolosse, denen man zutraut, daß sie mit einem Hufschlag einen Löwen erschlagen könnten.

„Ich möcht' Ihnen übrigens einen Vorschlag machen,“ fing Herr Payer endlich an. „Wahrscheinlich werden Sie gern noch öfter ins Theater gehn; und — und mir gefällt das; und Ihr Wesen, Ihr Gesicht und alles. Wollen Sie sich zuweilen etwas kleines Geld verdienen? für Ihre Theaterkasse?“

Ernst lächelte vor Freude. „O ja; warum nicht?“ sagte er dann zögernd, mit Vorsicht. „Es muß nur auch so sein, daß — — Ich bin ja kein Bub mehr.“

„Gewiß, so soll es auch sein! — Ich könnt' Sie zu allerlei brauchen, das Ihnen gewiß keine Schande machte — und wozu ein anstelliger Mensch gehört. Sie haben so was Intelligentes ... Na, kurz, kommen Sie mit, wenn es Ihnen recht ist! Zu Hause zeig' ich Ihnen, um was es sich für heute handelt; da wir uns durch einen so guten Zufall hier treffen. Paßt es Ihnen dann

nicht, ſo ſagen Sie einfach nein. Paßt es Ihnen, ſo ſollen Sie nicht über mich zu klagen haben. Na? Gehn Sie mit?“

Warum ſollt' ich nicht? dachte Ernſt. Ihm lief ein angenehmes Gefühl über die Haut; es war doch etwas Spannendes, Romantiſches dabei, daß er mit Auguſt Möllers ſonderbarem Bruder ſo zuſammenkam. Er wunderte ſich nur, daß er für „anſtellig“ gelten ſollte; das hatte er noch nicht gewußt. „Ich geh ſehr gerne mit, wenn Sie wünſchen,“ antwortete er höflich, ohne Unterwürfigkeit.

„Na alſo! Dann kommen Sie!“

Erich Payer gab ſeinem Pferd einen ſanften Schlag auf den Nacken; es ſetzte ſich in ſeiner tänzelnden Weiſe in Trab, der Reiter brachte es aber ſogleich in ruhigen Schritt. Ernſt ging nebenher; ſie zogen durchs Neuthor in die Stadt hinein, bis zur Schöfferſtraße. Dort hielten ſie vor einem alten, ſtattlichen Haus; der Diener, der ſich am Sonntag die Naſe blutig geſchlagen hatte, ſtand ſchon vor der Thür und nahm ſeinem Herrn das Pferd ab. Ernſt folgte dem jungen Mann ins Haus hinein und eine breite Treppe mit vergoldetem Geländer hinan. Durch einige große und kleine Zimmer, in denen Gemälde in prachtvollen Rahmen von den Wänden leuchteten, kamen ſie in ein prunkhaft-heimliches, das das eigentliche Wohngemach zu ſein ſchien; denn viele ſchöngebundene Bücher ſtanden in ſchlanken, zierlichen Geſtellen, und nahe an einem der Fenſter war ein Arbeitstiſch, mit goldenem Schreibzeug und Leuchter und allerlei Papieren. Ein üppig farbiger Teppich, ein indiſcher oder perſiſcher, lief über den Boden hin; mehrere Diwans und Sofas

ſtanden umher, von Decken in glühenden Farben bedeckt. Nur eine verhängte Lampe brannte, eine weiche, angenehme Dämmerung lag auf dem großen Gemach; die ſchien aber auch bei hellem Tage nicht zu fehlen: die hohen Fenſter waren durch blaßroſafarbene Vorhänge verhüllt. Was den hin und her guckenden Ernſt im Anfang ganz verblüffte, war, daß auf den verzierten Spitzen der Büchergeſtelle ſonderbar fremde Sachen hingen: blaue und weiße Damenſchleier, Halsbänder und andere, auch kleine Umſchlag- und Schultertücher. Das ſind ja wohl Siegeszeichen! dachte er; ihm ward faſt ſchaurig zu Mut. Jetzt fühlte er erſt, daß ihm ſchon eine Weile eine ſüße Wolke auf den Sinnen lag; mit dem Duft von friſchen Blumen, die auf dem Kamin und vor hohen Spiegeln ſtanden, ſchien ſich ein aufregendes Durcheinander von künſtlichen Wohlgerüchen zu miſchen. Es that ihm zuerſt wunderbar gut; dann nicht mehr ſo gut. Ihm war aber, als wär' er aus der bekannten Welt heraus und in eine andere gekommen. Nun mußte aus irgend einer der dämmernden Ecken eine unſichtbare Muſik, oder von nebenan durch die offene Thür ein ſüßer, leiſer, weiblicher Geſang heranſchweben; — er horchte unwillkürlich. Es kam aber nichts, es war tiefe Stille.

Der Hausherr hatte unterdeſſen, ohne ein Wort zu ſagen, ſich an den Schreibtiſch geſetzt und mit einer langen Goldfeder ein Briefchen geſchrieben, das er in einen roſigen Umſchlag ſteckte; mit dem trat er nun an einen Tiſch in der Mitte, auf dem ein Lorbeerkranz lag. Der Kranz war bunt geſchmückt, wie Ernſt es noch nicht geſehen hatte: rund herum, in Abſtänden, waren rote und weiße Roſen auf ihm feſtgemacht. Die beiden größten

und ſchönſten der Roſen kamen dem unerfahrenen Schloſſergeſellen zuerſt närriſch, wie krankhafte Geſchöpfe vor; als er auf Payers Wink näher trat, ſah er, daß ſie mit kleiner Schrift fein beſchrieben waren; es ſchienen Verſe zu ſein. Payer überflog ſie; dann nickte er dem ganzen Kunſtwerk billigend zu. „Das hat der Gärtner nicht ſchlecht gemacht," ſagte er wie vor ſich hin. „Gucken Sie her, junger Garrick. Wie gefällt Ihnen das?"

Ernſt zuckte ein wenig nach dem Worte „Garrick"; das gefiel ihm nicht. Auguſt Möllers Bruder ſah aber ſo heiter und gut dabei aus, daß der Unmut wie ein kleines Wölkchen verging. „Das Ganze mag wohl ſehr koſtbar ſein," erwiderte er, um etwas möglichſt wenig Dummes zu ſagen.

„Glauben Sie, daß es der Dame gefallen wird?"

„Entſchuldigen Sie, Herr. Ich kenne die Dame nicht."

Erich Payer lächelte nur, ſtatt darauf zu antworten. Er legte das roſafarbene Briefchen auf den Kranz; er roch an den Roſen, mit ſeiner feinen, blaſſen Naſe. „Kennen Sie *mich* denn?" fragte er dann, ohne aufzublicken. „Wiſſen Sie, wie ich heiße?"

Ernſt zuckte mit den Achſeln. Er konnte nicht ſagen, daß er es durch Auguſt wußte, und wollte auch nicht lügen.

„Erich Payer heiß' ich. — Und Sie?"

„Ernſt Prinzinger."

„Mit dem ‚ſchönen Schloſſer', von dem wir neulich ſprachen, ſind Sie ſehr bekannt?"

„O ja," antwortete Ernſt, durch die plötzliche Frage etwas verwirrt. „Wir kennen uns ſchon ſeit der Knaben-

zeit. Dann hab' ich beim Militär gedient und ihn faſt gar nicht geſehn; jetzt arbeiten wir aber bei demſelben Meiſter."

„Er iſt aber älter als Sie," warf Payer hin.

„Drei Jahre; er iſt fünfundzwanzig. Er kann auch viel mehr als ich; als Schloſſer — und überhaupt!"

Erich Payer lächelte. Die Antwort ſchien ihm hinterdrein noch komiſcher zu dünken, denn er lachte auf, nicht laut, aber mit heller Stimme. Warum lacht er denn? dachte Ernſt. Sein Mißtrauen wollte ſich wieder rühren; es lag aber eigentlich etwas Schmeichelhaftes in der vergnügten Heiterkeit des jungen Herrn. Er bewegte deshalb nur die Schultern, um doch etwas zu thun, ſagte aber nichts.

„Zu den Unbeſcheidenen gehören Sie nicht," entgegnete Payer nach einer Weile. „Was die Intelligenz betrifft, ſo hätt' ich doch mehr Vertrauen zu Ihnen als zu Ihrem Freund! — Aber er — — beneidenswert iſt er eigentlich, das iſt keine Frage. Das haben Sie auch vielleicht gemeint!"

Ernſt Prinzinger ſtarrte den andern an. Beneidenswert? Das ſagte Erich Payer über Auguſt Möller? Jeder beneidete den andern, Auguſt abſtreitend und der da geradezu? — Es ward ihm einen Augenblick ſo ſchwindlig im Kopf, als hätte die ſchwüle, ſüße Duftwolke in dieſem üppigen Zimmer ihn betäubt, ihn wirr gemacht.

„Bitte — entſchuldigen Sie," ſtammelte er. „Sie meinen Auguſt Möller?"

„Nun ja."

„Und — — und Sie nennen ihn beneidenswert?"

„Gewiß thu' ich das. Wenn ich jemand beneiden kann, kann ich ihn beneiden."

„Ja, darf ich denn fragen, warum?“

Erich Payer ſchaute ihn mit ſeiner mutwilligen, leichtſinnigen Heiterkeit an, indem er mit ſeinen Ringen ſpielte. „Das ſag' ich Ihnen ein andermal, wenn wir dazu Zeit haben; jetzt müſſen wir doch erſt zur Sache kommen. Alſo dieſer Kranz da, mit dem Billet! Ich möchte, daß Sie mir den zu — der Dame trügen.“

Ernſt trat ein paar Schritte zurück. Er ward feuerrot.

„Was haben Sie? Gefällt Ihnen das nicht?“

„Sie — — Sie haben ja Ihren Diener,“ gab Ernſt nur zur Antwort.

„Ja freilich,“ warf Payer hin. „Aber wiſſen Sie, erſtens iſt der alte Burſche — zu bekannt in der Stadt. Dann taugt er jetzt beſſer fürs Haus; abgenutzte Beine. Er hat ſchon ſo mehr das Gnadenbrot, wiſſen Sie.“

„So können Sie ja irgend einen Dienſtmann ſchicken,“ ſtieß Ernſt etwas ungeſchickt hervor. Es ging ihm mit dieſem Herrn immer wunderlicher; er ſtaunte, daß ein ſo eleganter Mann ſo zutraulich mit ihm ſprach, ſich ſo wenig vornehm gebärdete, und ihn wurmte dann wieder die Leichtfertigkeit, die hier förmlich die Luft erfüllte. Botengänger an ſeine Schätzchen? dachte er und warf grimmig den Kopf zurück.

„Ich könnt' einen Dienſtmann ſchicken,“ erwiderte Payer; „lieber Mann, das weiß ich ſelbſt. Aber es handelt ſich hier um den Kopf, nicht bloß um die Beine. Ich möchte, daß Sie dabei wären, wenn die Dame das in Empfang nimmt, und wenn ſie das Billet da lieſt. Und daß Sie mir dann ſagen, was für ein Geſicht ſie dabei gemacht hat, was ſie Ihnen an mich aufgetragen

hat — kurz, wie ſie ſich benommen hat. Sehn Sie, dazu hätt' ich gern einen, der — der ſolche Augen im Kopf hat wie Sie."

Ernſt ſchüttelte den Kopf. „Ich dank' Ihnen für dieſe ſchmeichelhafte Bemerkung," ſagte er mit ſteifem Nacken und abſchreckend ernſtem Geſicht. „Aber zu Ihren — Freundinnen zu gehn — das paßt mir nicht, Herr Payer."

„Kind, das iſt ja keine Freundin!" rief Payer und ſetzte ſich neben den Kranz auf den Tiſch. „Nichts weniger als das! Eine furchtbar anſtändige, ehrenwerte Dame; die aber nichts dagegen hat, wenn man ihr Lorbeerkränze ſchickt. Weil ſie daran gewöhnt iſt, oder ſich gern daran gewöhnen wird. Weil ſie zum Theater gehört. Kurz — weil ſie Melanie Gilbert heißt. Parthenia im Sohn der Wildnis! Verſtehn Sie!"

Der Name ging wie ein Blitz durch den armen Schloſſer. Diesmal ſchoß ihm kein Blut in die Wangen; es ſchien vielmehr kein Tropfen mehr ins Gehirn zu ſteigen, alles in der Bruſt zu ſtocken. Darum nannte er ſie die ſchöne Melanie! fuhr ihm durch den Kopf, dem doch faſt das Denken verging. Was da in dem roſa Billet wohl geſchrieben ſteht . . .

Er ſchielte hin; es reizte ihn, die Hand danach auszuſtrecken. Ein greuliches Gefühl der Eiferſucht legte ſich noch auf all das Blut, das er im Herzen fühlte, und trieb es endlich zum Kopf hinauf.

„Na, wie denken Sie jetzt?" fragte Erich Payer, nachdem er wohl eine Minute gewartet und den blaſſen Burſchen ſtill betrachtet hatte. „Der liebt ja auch das Theater, dacht' ich. Eine Huldigung an die Kunſt —

das iſt ja grade was für ihn. So kam ich dazu, Ihnen das zuzumuten. Na? — Oder ſind Sie doch zu ſtolz?"

Ernſt konnte noch nicht antworten; ſeine wild gewordene Phantaſie ſpielte ihm eine Scene vor. Er ſah ſich vor Melanie Gilbert in ihrem Zimmer ſtehn, ſah ſie das Billet leſen — lächeln — mit den Augen blitzen. Oder was ſonſt? Was für ein Geſicht ſie wohl machen wird? — Ja, dachte er, ſeine harten Finger in die hohlen Hände drückend, ja, das muß ich ſehn. Die „Augen in meinem Kopf," meint er. O ja, ich hab' Augen. Was er ihr geſchrieben hat und was ſie ſich dabei denkt, das will ich mit dieſen Augen ſehn!

Er wunderte ſich ſehr: in dieſe eiferſüchtige Qual hinein warf ſich ein Freudegefühl, ein ganz unſinniges. Ja, ja, Botengänger für dieſen andern; aber ſie ſehn! Parthenia ſehn! in ihr Zimmer treten! — In dieſem Augenblick ſah er nichts; die Augen hatten kein Blut. Aber das wird ſchon kommen; das wird wiederkommen ...

„Geben Sie her," ſagte er plötzlich. Er hörte ſeine Stimme und er erſchrak darüber; auch über dieſen raſchen Entſchluß. Er war ſonſt mehr bedächtig als geſchwind. Aber ſich ein tapferes Herz faſſend, wiederholte er: „Geben Sie nur her. Ich will's ſchon beſorgen. — Eine Huldigung, ſagen Sie —"

„An die Kunſt; an Ihre geliebte Schauſpielkunſt. Ich wußt' ja, Sie ſind ein verſtändiger junger Mann! — Alſo Sie gehn zum Gutenbergplatz; da wohnt ſie Nummer —"

„Ich weiß!" fuhr aus Ernſt heraus.

Payer lächelte. „Eine Treppe hoch," fuhr er fort. „Sie ſpielt heute nicht, wird zu Hauſe ſein. Sie ſagen, Sie ſollen auf Antwort warten. So werden Sie

wohl dabei ſein, wenn ſie den Kranz beſieht und das begleitende Briefchen lieſt; als intelligenter junger Mann werden Sie das machen. Und dann beobachten Sie —"

„Gewiß!"

„Und merken ſich alles —"

„Gewiß!"

„Und kommen wieder und berichten mir."

Ernſt ſenkte nur den Kopf; er mochte nicht mehr ſprechen. Er ſenkte ihn wiederholt, um auf dieſe Weiſe zu nicken; es ward ihm wieder ſchlecht ums Herz. „Geben Sie her," entſchloß er ſich endlich noch einmal zu ſagen, nahm Billet und Kranz und ging.

VI.

Ingomar! dachte er halblaut, als er ein paar Minuten ſpäter am Gutenbergplatz vor der Gangthür ſtand, die zu Fräulein Gilbert führte. Es dauerte eine gute Weile, eh er klingelte; Scham und Scheu lähmten ihm den Arm. Er hatte ſich unterwegs vorgeſagt, wie er ſich benehmen, wie er ſprechen wollte, nun zerflatterte das in ſeinem Kopf. So verlegen hilflos hatte er ſeit ſeinen Knabenjahren nicht mehr dageſtanden. Erſt als er auf der Treppe über ſich Schritte hörte, gab er ſich einen raſchen Stoß und drückte auf die Glocke.

Eine ältere Frau machte ihm auf, die ſogleich neugierig geſpannte Blicke auf den Kranz mit den Roſen warf. Eine kleine Lampe leuchtete hinter ihr an der Wand; furchtbar bürgerlich war alles auf dieſem langgeſtreckten Vorplatz. Die ſchmuckloſeſten Schränke, braun geſtrichen, ſtanden Schulter an Schulter, ſteif wie Rekruten; es roch nach Oel und nach friſcher Wäſche. Dem guten Ernſt war, als käm' er aus der „andern Welt" in die alte bekannte zurück, und als gehöre er halb zu der andern, der vornehmen. Er hob ſeine etwas zuſammengeſunkene Geſtalt. „Ich hab' etwas für Fräulein Gilbert," ſagte er, nun ganz ohne Scheu.

Die Frau zeigte ihm eine Thür, die dritte, und trat in eine andre zurück. Ernſt ging zu der Schickſalspforte und klopfte. Jetzt wird ihr junges Dienſtmädchen kommen, dachte er, mit den rotblonden Ponies auf der Stirn; er hatte ſie die Herrin öfter zum Theater begleiten ſehn. Die wird mir den Kranz und das Billet abnehmen wollen. Dann werd' ich ihr ſagen ...

In dieſem Augenblick erſchrak er auf den Tod: in der geöffneten Thür ſtand die Herrin ſelbſt. Sie war kleiner, als er ſie im Sinn hatte; ein langer Schlafrock umhüllte die himmliſche Geſtalt. Ihre großen, ſchwarzbraunen Augen ruhten aber ſo fragend und ſo klar, ſo klug auf ihm, als läſe ſie ihm ſeine ganze Geſchichte vom Geſicht herunter, die Schwärmerei, den Ingomar, die Reiſetaſche, und jetzt dieſe Botengängerſchmach aus Eiferſucht. Er ſenkte den Kopf, ſo tief er konnte; ſein Herz ſtand eine Weile ſtill. Er vergaß, daß ſie nur neunzehn Jahre alt war, nur erſt in Mainz berühmt und auch ein Handwerkerskind wie er; wenigſtens ſagten die Leute ſo. Ihm war in den weichen Knieen zu Mut, wie wenn er vor einer jungen Fürſtin ſtünde, der er von einem Prinzen etwas auszurichten hätte. Und mit dem Kranz in der linken Hand ſchämte er ſich plötzlich wieder grenzenlos; ihm wurden die Augen feucht ...

„Sie wünſchen?" fragte die Parthenia-Stimme.

Er ſuchte eine Antwort; ihm kam keine. Den Kopf nur einen Augenblick hebend, dann wieder tief ſenkend — ſie ſollte ſein Geſicht nicht ſehn — hielt er ihr den Kranz hin und ſagte nichts.

„Was ſoll das?" fragte ſie. „Von wem kommt das?"

Sie wundert ſich, dachte er; er hörte es in ihrem Ton. Natürlich, ſie muß ja: ſo einen Eſel hat ſie noch nicht geſehn! — Eine Siedhitze in den Wangen fühlend, gab er nun auch das Briefchen hin, das er noch zwiſchen den Fingern hielt; dabei berührte er ihre warme Hand; er fing an zu zittern. „Erlauben Sie, ich bitte," brachte er nun doch heraus, denn er nahm all ſeine Kraft zuſammen. „Ich ſollte das übergeben — an Fräulein Gilbert — und auf Antwort warten."

„Antwort?" — Sie ſah auf den Brief. Eine Frage — ſo ſchien es dem hinaufſchielenden Ernſt — ſchwebte ihr auf den ſtolzen Lippen. Jetzt fielen ihr aber die Inſchriften auf den beiden ſchönſten Roſen des Kranzes in die Augen; „ah!" ſagte ſie mit einem beinahe kindlichen Erſtaunen, als hätte ſie ſo eine Blumenſchrift auch noch nicht geſehn. Sie trat zwei Schritte ins Zimmer zurück, um ſich der Lampe auf ihrem Sofatiſch zu nähern, und überflog die Verſe auf den Roſenblättern. Ernſt hatte ſie, als er hinging, unter einer Straßenlaterne entziffert; es waren Verſe aus berühmten Dichtern, die die Kunſt und die Schönheit prieſen.

„Das iſt hübſch," murmelte ſie dann. „Treten Sie näher; und ſchließen Sie, bitte, die Thür. Ich will —"

Sie ſprach nicht weiter; nach einem Blick auf die abſonderliche Schönheit des Kranzes that ſie, was ſie wollte, und öffnete den kleinen Brief. Eine kurze Freude durchbebte ihn: da ſtand er wirklich in ihrem Zimmer, gegen ihren Thürpfoſten gelehnt. Da ſtand ſie vor ihm, im Lampenlicht. Von dem ſüßen Weſen war alles Fremde, Feierliche genommen, der gemütliche Schlafrock machte ſie wie zu Seinesgleichen, auf dem Zeigefinger

ihrer rechten Hand ſah er einen kleinen, friſchen Tintenfleck. Er wagte geſchwind umherzublicken; neben ihr, an der Wand, hing ein alter Lorbeerkranz mit weißen Bändern, gegenüber zog ſich eine Draperie entlang, darüber ein großes Bild des Kaiſers Wilhelm; aus der Ecke leuchtete ein bunter japaniſcher Schirm, hängend aufgeſpannt. Den alten Kaiſer ſchaute er ruhig an, ohne Eiferſucht. Auch ein drolliges nacktes Kind that ihm nichts, ein bemaltes Püppchen mit luſtigen blauen Augen, das an einen Blumentopf gelehnt auf dem Tiſche ſaß. Nur ein ſchwacher Duft pochte leiſe an ſeine aufgeregten Sinne. Der war ihm wie der Frühlingsduft im Stadtwald, in der Knabenzeit; gierig ſog er ihn ein wie eine kurze, entflatternde Wonne. In ſeiner Bruſt hämmerte ein Knabenherz.

Jetzt kniſterte aber das Papier in ihren Händen, und er fuhr zuſammen. Er vergaß ja, was er verſprochen hatte: ſcharf zuzuſehn, wenn ſie das Briefchen las! — Er ſchaute hin. Das liebe, griechiſche Parthenia-Geſicht hatte ſich verfinſtert; die langen, ſchwarzen Brauen zogen ſich über der ſtolzen Naſe zuſammen. Darauf ſchien ihr aber einzufallen, daß ſie nicht allein war: ſie blickte flüchtig auf, zu ihm hin und las dann ernſt, doch ohne Stirnrunzeln weiter. Ihre Lippen bewegten ſich einmal, als läſen ſie mit. Sie ſchien am Ende zu ſein, da wandte ſie das Blatt wieder um und las eine Stelle zum zweitenmal; wieder flog eine Wolke über ihr Geſicht. Endlich legte ſie das Billet zuſammen und ließ es in die Taſche ihres Schlafrocks gleiten.

„Es iſt gut,“ ſagte ſie und heftete die großen Augen auf Ernſt, deſſen Kopf nun geſchwind wieder ſank.

Ein frühreifer, kluger, wohl auch hochmütiger Ausdruck hatte ihn aber doch getroffen; auch eine Art von Lächeln hatte über ihr Geſicht gezuckt. „Ich danke," ſetzte ſie kalt hinzu.

Er griff hinter ſich nach der Thür, blieb aber doch noch ſtehn. „Und weiter keine Antwort?" ſtotterte er, um nun ſeine Pflicht gewiß nicht zu verſäumen.

„Nein," erwiderte ſie kurz.

Nein, wiederholte er in ſich. Wie eine Freudenbotſchaft, die durch das Land geht, lief ihm dieſes Nein durch alle Glieder; er genoß es ein paar Augenblicke. Dann verbeugte er ſich ſtumm und trat raſch hinaus.

„Ich laſſe danken," warf ſie nun noch hin, aber klanglos, faſt ohne Stimme. Er ſchloß die Thür. Ein dumpfer Schmerz ſagte ihm plötzlich, daß er wieder aus dem Paradies hinaus war ... Aber „Nein", „Nein" klang es in ihm fort, mit der leichten, holden Verſchleierung, mit der ſie es geſprochen hatte. „Nein!" ſagte er laut, als er die Treppe hinunterſtieg. Er hatte etwas Mitleid mit dem andern, dem Erich Payer, aber eine heiße Freude mit ſich. Göttermädel du! dachte er, als er draußen auf der Straße ſtand und die ſilbernen Sterne vom dunkelblauen Himmel auf ihn niederblitzten. Ja, du biſt auch im Leben Parthenia; jetzt hab' ich's geſehn! Stand'ſt wie eine Königin da. Was wollen dieſe Männer von dir; die Narren! die Lächerlichen! Sie ahnen ja nicht, wer du biſt. Prieſterin der Kunſt! Alles andre — ſo mit der Hand, ſo mit einem Wimperzucken wirfſt du's weg. Süßes junges Mädel du! Hoheprieſterin der Menſchheit biſt du; ſtehſt ſo hoch, ſo hoch — wie die Sterne da. „Es iſt gut." „Ich danke." Und

Kaiſer Wilhelm und weiter nichts. Ach, wie ſind wir alle klein vor dir; alle miteinander. Göttliches Geſchöpf!

Verliebter als je kam er zu Erich Payer hinauf. Der hatte ſich in dem Wohnzimmer, in dem nun alle Flammen brannten, auf einen Diwan geworfen, in nichtsthuendem Erwarten; als er ſeinen Merkur kommen hörte, ſprang er aber auf. „Nun, was bringen Sie?“ ſagte er mit hoher, ſcheinbar vergnügter Stimme; die Unruhe flackerte ihm aber in den Augen.

Ernſt, ſeine Worte ſuchend, ſchickte einleitende Gebärden voraus, wie man oft unbewußterweiſe thut; Erich unterbrach ihn darin. „Laſſen Sie Ihre Schauſpielkünſte!“ rief er. „Was der Menſch für ein Mienenſpiel und Schulterſpiel hat; wirklich der geborene Mime. Aber jetzt bitt' ich mir Worte aus. Was hat ſie geſagt?“

Ernſt zuckte die Achſeln. „‚Es iſt gut‘, hat ſie geſagt.“

„Was? Weiter nichts?“

„Doch. ‚Ich danke.‘ ‚Ich laſſe danken.‘“

„Nachdem ſie den Brief —?“

„Ja, nachdem ſie den Brief geleſen hatte. Ich ſtand ja dabei, Herr Payer, während ſie ihn las. Ich muß aber ehrlich ſein —“

„Natürlich! Selbſtverſtändlich!“ fiel ihm Erich ins Wort.

„Daß ihr der Brief beſonders gefallen hätte, das kann ich nicht ſagen. Sie machte zum Beiſpiel ein Geſicht — ungefähr ſo —“

Ernſt Prinzinger ſpielte ihr finſteres Geſicht.

Wie ein Unſinniger lachte Erich auf. „Schon gut!“

ſagte er dann und fing an, durchs Zimmer zu gehn. „Genug! Ganz genug! — Alſo nur geleſen und — — Vielleicht nicht einmal ganz geleſen.“

„Doch, Herr Payer. Zum Teil zweimal.“

„Und dann über den Brief kein Wort? — Sie hat nicht geſagt, mein Beſuch wird ihr angenehm ſein? oder etwas dergleichen?“

Aha! Sein Beſuch! dachte Ernſt. Er hatte nun kein Mitleid mehr. „Als ich fragte, ob weiter keine Antwort wäre,“ erwiderte er, „da hat ſie nein geſagt und ſonſt nichts.“

„Und die Blumen? Der Kranz? Die Verſe auf den Blumen? Die hat ſie wohl gar nicht angeguckt?“

„Doch, Herr Payer. Vorher. Und da ſagte ſie: Das iſt hübſch.“

Erich lachte wieder. „Sie hat ja merkwürdig viel Geiſt, die junge Dame! Sie trieft ja von Geiſt!“

Ein Göttermädel! dachte Ernſt.

Um die Diwans und Sofas herum ging Erich haſtig, beinahe laufend, durch das große Zimmer hin; es ſah nicht würdevoll aus, Ernſt lächelte inwendig. Nach einer Weile blieb der aufgeregte Mann vor einem Wandſchrank ſtehn, den er öffnete, nahm eine Flaſche und ein Glas heraus, ſchenkte einen feurigen Wein oder Liqueur daraus ein und ſtürzte ein paar Gläſer voll hinunter. Dann lief er wieder auf und ab, aber nicht mehr lange. Sein bleiches Geſicht war heiß geworden, noch heißer ſeine lichtbraunen Augen; ſo kam er zu Ernſt zurück, der ihm etwas beklommen nachgeſchaut hatte. „Das iſt nun alles eins,“ ſagte er; „jedenfalls ſollen Sie nicht darunter leiden. Sie haben Ihre Sache gut genug gemacht; haben

ſogar dieſes geiſtreiche Fräulein mit Talent geſpielt. Bitte, nehmen Sie! Ich danke Ihnen!“

Er griff wieder in die Weſtentaſche, wie an jenem Sonntag, und zog ein Zweimarkſtück hervor, um es Ernſt in die Hand zu drücken.

„Nein!“ ſagte der und trat zurück. „Das wär' ja zu viel. Und ich bin noch von neulich in Ihrer Schuld: da haben Sie mich ſo bezahlt, als hätt' ich Sie bis zum Bahnhof begleitet. Ich kam aber nur bis zum Schillerplatz.“

„Sie kamen nur bis zum Schillerplatz!“ — Ein langes Lächeln zog langſam über Erichs Geſicht; die feinen Züge wurden dabei wieder weich und gut. „Ein merkwürdiges, rührendes Menſchenkind. Sie paſſen ja nicht in dieſes Jahrhundert. Sie ſind ausgegraben! — Na, ich muß Ihnen aber doch ſagen: ich kann mein Geld ausgeben, wie ich will; zum Geldausgeben bin ich überhaupt auf die Welt gekommen. Und Sie ahnen ja nicht, wie gleichgültig das für mich iſt: eine Mark oder zwei oder zehn! — Alſo nehmen Sie wenigſtens dieſe zwei; unter dem kann ich's nicht thun. Leben Sie wohl, junger Mime. Wir kommen noch wieder zuſammen, denk' ich. Gute Nacht!“

Er zwang ihn, das Geldſtück zu nehmen; dann trat er hinter ſich und winkte mit der Hand. Ernſt murmelte ein weiches „Gute Nacht“ und ging aus der Thür.

VII.

Ein paar Wochen waren dahingezogen; die Oktobernebel auf dem Rhein, durch die eine späte, bleiche Sonne brach, hatten sich in gemeines Regenwetter verwandelt, das mit dem November kam. An den Sonntagen hatte Ernst Prinzinger seinen Botenlohn ins Stadttheater getragen; für ihn traf es sich gut, daß Melanie Gilbert gewöhnlich in den großen Sonntagsstücken spielte, daß seine Theaterleidenschaft mit der andern so einträchtig zusammenging. Während der Woche lebte er für den Sonntagsabend; während dieses Abends lebte er auf dem Mond, in dem Paradies auf der andern Seite, die man von der Erde aus nicht sieht. Kam er dann selig-melancholisch aus dem Theater heraus, an seinen Ellbogen die sich drängenden heißen Menschen fühlend, so sagte er sich: der Mondbewohner Ingomar kommt als der Schlossergeselle Ernst Prinzinger auf die Erde zurück! Und in einem tüchtigen Butterbrot, das er zu Hause vorfand, und einem raschen, tiefen Schlaf suchte er die Leiden dieser Heimkehr zu vergessen.

Endlich war er auch einmal wieder am unteren Zahlbacher Weg erschienen; Minna Gerster, sanft und

gut, las ihm Monologe aus der „Jungfrau von Orleans“ vor, wozu ſie wenig Talent, aber viel Neigung hatte, und hörte ſeine kritiſchen Bemerkungen, die wie immer ſchmerzhaft ehrlich waren, mit freundlicher Faſſung an. Dann mußte er wieder zur alten Guitarre greifen; um die Heruntergemachte ein wenig aufzurichten, ſang er ſo ſchön, wie er irgend ſingen konnte, ſeine beſten Lieder. Die Mutter horchte auch, ging aber leiſe ab und zu. Als Ernſt meinte, es ſei genug, und die Guitarre wieder an die Wand hängte, ſah er vor dem Fenſter einen Mann ſtehn, der, wie es ſchien, zugehört hatte; und bei dem ſchwachen Schimmer, den die Stubenlampe nach der dunklen Straße hinauswarf, kam ihm dieſer Mann gar wie Erich Payer vor. Die Geſtalt trat zurück; Ernſt ſchüttelte den Kopf. Hab' mich wohl geirrt, dachte er; der iſt mir wohl nur in den Sinn gekommen, weil ich ihn die ganze Zeit nicht geſehn hab'! — Er nahm Abſchied von Mutter und Tochter, in ſeinem Herzen vergnügt, daß ihn heut kein vorwerfender Blick getroffen hatte, ſagte aus Dankbarkeit beſonders herzlich Gute Nacht und trat auf die Straße.

Dort ſtand noch der Mann, jetzt mitten im Weg; und Ernſt verwunderte ſich ſtark: es war wirklich Erich. Er hatte ſich den ſchwarzen Hut in die Stirn gezogen, den Mantelkragen hinaufgeſchlagen, von ſeinem Geſicht war wenig zu ſehn. „Was treiben Sie für Sachen?“ ſagte er, nachdem er durch eine flüchtige Bewegung an den Hut gegrüßt hatte. „Das hab' ich nicht in Ihnen geſucht!“

„Was hätt' ich denn gethan?“ fragte Ernſt, faſt beſtürzt.

„Ich hab' 'ne Weile zugehört; ich kam grad' vorbei. So 'ne Stimme! Donnerwetter. Das iſt ja ein ganz famoſer Baß; ſo weit ich's verſtehe. Und dabei dies Feuer, dies — — Sie ſind wirklich ein merkwürdiger Menſch!"

„Wieſo merkwürdig?"

Jetzt lächelte Erich: „Fragen können Sie wunderbar! — Ihre Stimme geht ſo zu Herzen, mein' ich. — Wo ſangen Sie denn da?"

„Alte gute Bekannte," erwiderte Ernſt.

„Hm! — Schien ein hübſches Mädel zu ſein. — Ich hätt' gar nicht gedacht, daß ein Baß ſo zu Herzen gehen könnte; — vielleicht kommt's auch daher, daß ich heut einen — ſentimentalen Abend hab'. Was man Katzenjammer nennt; moraliſchen, mein' ich. — Beſonders das eine Volkslied, das Sie ſangen ... Wollen Sie mir einen Gefallen thun?"

„Bitte!" — Ernſt verneigte ſich, etwas hölzern, wie er zu ſeinem Aerger fühlte.

„Begleiten Sie mich nach Hauſe und ſingen Sie mir da dieſes Lied und die andern noch einmal vor! — Das thät' mir jetzt gut. Sie wiſſen, Ihr Schade iſt's nicht."

Ernſt ſchüttelte den Kopf. „Nein, Herr Payer, dann nicht."

„Warum nicht?"

„Für Geld vorſingen — das thu' ich nicht. Das wär' mir zu komiſch."

„Komiſch?"

„Ich meine — unter meiner Würde." — Ernſt ward flüchtig rot, daß er ſo feierliche Worte gebraucht hatte. Es war ihm aber doch lieb: ſie waren nun heraus.

„Aha! Würde!“ murmelte Erich. „Das iſt wieder die neue Zeit. Die Herren Schloſſergeſellen — — Aber gut, ich ſag' nichts. Ich ſag' nichts. Ich bin durchaus nicht ſo ein Ariſtokrat, wie Sie ſich's wohl denken, im Gegenteil. Gewiſſermaßen auch ein Mann aus dem Volk ... Aber das gehört nicht hierher. — Alſo nur unentgeltlich?“

„Ja, Herr Payer,“ antwortete Ernſt ehrenfeſt. „Aber dann ſehr gern! Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen —“

„Ja, es thät' mir gut. — Sie kennen ja gewiß die Bibel: Saul und David!“

Ernſt nickte, von dieſem Vergleich betroffen. Es wunderte ihn eigentlich alles, was er von dieſem Erich Payer hörte.

„Alſo gut, dann kommen Sie! — Aber zu Fuß mag ich nicht mehr gehn; hab' mich müd' gelaufen. Geſchieht nur ſelten; das zu Fuß gehn mein' ich. Da kommt eine Droſchke vom Binger Thor. Die nehmen wir! Hinein!“

Zu Ernſts Erſtaunen ſaß er auf einmal in einer Droſchke; das war ihm noch fremder als dem andern das zu Fuße gehn. Sie rollten in die Stadt hinein und zur Schöfferſtraße; bald ſtanden ſie in dem bekannten Wohnzimmer mit den blauen Schleiern und den ſchwülen Wohlgerüchen. Alle Gasflammen brannten wieder; der alte Diener hatte eben, wie es ſchien, die letzte angezündet. Erich ſchickte ihn aber hinaus, warf den Mantel ab, und löſchte dann ſelber die Flammen, bis auf eine letzte. Er wollte es offenbar dämmerdunkel haben. Hierauf warf er ſich auf den fernſten Diwan, hinten an der

Wand, legte die Hände unter ſeinen Kopf und ſtarrte mit den blaſſen, ſchwermütigen Augen zur Decke hinauf.

„Ich bin ganz kaput,“ murmelte er. — „Was führt der Menſch für ein dummes Leben. — Alſo wo ſtehn Sie denn? — Aha, dort. — Nun, junger Mann, wollen Sie?“

Ernſt kraute in ſeinem dichten Haar. „Mir fällt nur ein: wir haben die Guitarre nicht.“

„Ja freilich. Wie dumm; wir hätten unterwegs eine kaufen können. — — Irgendwo da hinten muß eine Mandoline liegen; einmal mitgebracht, aus Neapel. Darauf ſpielen Sie aber wohl nicht!“

„Hab's noch nie verſucht, Herr Payer.“

Erich warf ſich herum wie ein krankes Kind. „Alſo nun haben wir kein Inſtrument!“ ſeufzte er.

„Ich könnt's aber 'mal verſuchen,“ fuhr Ernſt ruhig fort. „Das iſt ja kein Kunſtſtück. Das heißt, wenn es Ihnen recht iſt —“

„Menſch,“ rief Erich und hob den Kopf, „ſind Sie ſo geſchickt?“

Ernſt lächelte nur und ſuchte die Mandoline; ſie lag auf dem Kamin. Er nahm ſie und that einige Griffe, verſuchte dann leiſe, mit dem Finger, eine Melodie zu ſpielen. Mit ſchräg geſenktem Kopf horchte er, wie gut es ging. „O, die iſt ganz zahm,“ ſagte er mit ſchlichtem Siegerlächeln. Er ſpielte nun ohne Schwierigkeit die Melodie des Volkslieds, das dem Erich Payer ſo beſonders gefallen hatte.

„Das kann er auch!“ brummte Erich, den matten Kopf ſchüttelnd. „Wo haben Sie das alles gelernt?“

„Das kommt von ſelbſt, Herr Payer,“ antwortete

Ernſt mit einem herzlichen Baß. „Wenn man ein bißchen muſikaliſch iſt.“

„Na, junger David, dann fangen Sie an!“

David? dachte Ernſt. Die hatt' ich mir beide anders vorgeſtellt, den David und auch den Saul! — Er intonierte aber wieder, und ſich einfach begleitend, im Stehen, ſang er das erſte Lied. Er freute ſich ſelber über ſeine Stimme, ſo rein und voll war ſie heute. Erich rührte ſich nicht; er lag auf dem Rücken, die Augen geſchloſſen. Es konnte auch ein Schlafender ſein. Doch als Ernſt geendet und eine Weile geſchwiegen hatte, hob Erich einen Arm und bat damit, fortzufahren. Sogleich ertönte ein neuer Geſang. Dann noch drei oder vier, ſo oft ſich der Arm wieder hob. Endlich blieb der liegen, und der Sänger blieb ſtill.

„Ich danke Ihnen ſehr,“ ſagte Erich erſt nach längerem Schweigen. „So 'ne einfache, rechtſchaffene Volksmuſik — das iſt grad' die rechte. Das war heut Manna für mich. — Sie wiſſen wahrſcheinlich, was Manna iſt?“

„Ich kenn' ja die Bibel,“ verſetzte Ernſt lächelnd.

„Entſchuldigen Sie, daß ich noch fragte. — Eine merkwürdige, auf die Seele gehende Stimme! — Aber Mann, Sie tremulieren zu viel.“

„Bitte, was iſt das?“

Erich lachte auf; er lag noch immer auf dem Diwan, ohne ſich zu rühren. „Nun weiß er nicht, was Tremulieren iſt! Der richtige Mann aus dem Volk! — Das iſt tremolo ſingen, mit bebender Stimme. Das iſt manchmal gut, aber ſelten; Sie mißbrauchen es. Entſchuldigen Sie dieſe kritiſche Bemerkung; für Ihre freundliche Gefälligkeit haben Sie ſie eigentlich nicht verdient.“

„Doch, ich hoff' ſie mir dadurch verdient zu haben," entgegnete Ernſt, der ein paar Schritte näher kam. „Sie iſt mir lieber als Geld, Herr Payer; denn ſie nützt mir ja."

„Mann, das haben Sie hübſch geſagt! — Alſo gut, ich ſchenk' ſie Ihnen. Je weniger Sie ‚zittern', deſto beſſer iſt es! — Aber ich verſteh' Sie nicht. Sie ſchwärmen für die Schauſpielkunſt, für das Sprechdrama. Sie gehören ja zur Oper! als Sänger! Sie mit dieſer Stimme!"

Ernſt machte eine Bewegung mit der Hand, als würfe er dieſe Stimme auf den Teppich nieder. „Was nützt das, Herr Payer," ſagte er mit verhaltener Schwermut. „Und wenn's auch wirklich 'ne gute Stimme wär' — iſt ja möglich — wenn ſie ſich das Zittern und die andern Fehler abgewöhnt — es bleibt doch immer ein Baß; was iſt das. Hat der große Rollen? Sie ſchreiben ja alles für den Tenor und den Bariton. Der Baß läuft nur ſo mit, wie — wie ein Schloſſergeſell."

„Der Kummer macht Sie ja witzig, Menſch!" — Erich warf jetzt die Glieder und den Kopf herum. Er ſah ſeinen Sänger aufmerkſam an; es ſchien ihm leid zu thun, daß der keine ſchönere Geſtalt für die Bühne hatte. „Erlauben Sie mir eine Frage: Sind Sie glücklich?"

„Nein," antwortete Ernſt ruhig.

„Ich auch nicht. — Vielleicht tröſtet Sie das etwas; darum ſag' ich's Ihnen. — Ein Unſinn, das ganze Leben! — Da wird jetzt dran herumgedoktert; ‚die einen haben zu wenig', ſagen die Herren Quackſalber, ‚und die andern zu viel; machen wir ſie alle gleich, dann ſind alle glücklich!' Was das für ein Unſinn iſt. Da lieg' ich auf einem ſchwellenden Diwan — hab' ganz gewiß nicht zu

wenig — werde beneidet und gehaßt, weil ich so viel hab' — und ich pfeif' auf das ganze Leben. Ich möcht' greinen wie ein altes Weib! — Weib. Ja, die Weiber. Die jungen Weiber. Mann, Sie sind jünger als ich, lassen Sie sich raten. Lassen Sie sich nicht zu viel mit den Weibern ein! Das ist eine süße Limonade; zuletzt sagt man: pfui!"

Ernst lächelte ein wenig, obwohl ihm dieser Ausbruch ernste Gedanken machte. „Bei mir ist keine Gefahr, Herr Payer. An mir haben die Weiber nichts."

„Doch! wenn man solche Stimme hat! — — Und dann das Trinken. Ein verdammter Unsinn! Das höhlt den Menschen aus, wie 'ne alte Weide wird er. Magen, Nieren, Nerven — pfui Teufel. Ergeben Sie sich dem Trinken nicht!"

„Ich trink' Wasser, Herr Payer."

„Ich nicht; aber Sie haben wahrscheinlich recht! — — Da ist noch so ein Teufel. Das Spiel. Wenn man so daliegt — wie ich jetzt — man begreift es nicht. Was ist denn am Spiel? Was hat denn der Mensch vom Spiel? Für dreijährige Kinder — meinetwegen — aber große, erwachsene Leute, mit Bärten — ist das zu begreifen? Da sitzt man und biegt Karten und setzt Nummern, als wär' es was, und kitzelt seine schon blödsinnigen Nerven, halbe Nächte lang, und — — Wunderbare Puppenstube, so ein Menschenleben. Junger Bassist, hüten Sie sich vor diesem Teufel!"

Ernst klopfte lächelnd auf seine Tasche. „Ich hab' fünf Pfennige, Herr Payer. Damit spielt man nicht."

„Nein, damit spielt man nicht. — Sie glückliches Geschöpf!"

„Wie Sie meinen. — Mir thut nur leid, Herr Payer: Sie ſagten wohl ‚Manna‘, aber mein Singen hat Ihnen doch verteufelt wenig genützt.“

„Weil ich jetzt ſo rede?“ — Erich ſtützte den Kopf auf einen Arm; darüber kam ihm offenbar die Kraft oder der Wille, ſich ganz zu erheben; er ſtand langſam auf. All ſeine Glieder ſchienen dabei zu ſeufzen, ſeine Augäpfel irrten umher; dann ermannte er ſich aber zu einem müden Lächeln. „Nein, nein, ſeien Sie ruhig; Sie haben mir doch gut gethan. Reden muß der Menſch. Dann löſt ſich's! Aber Sie haben mir gut gethan; Sie haben ſo 'ne komiſch rührende Stimme — 'ne wahre Menſchenſtimme. Vorhin wollt' ich nur noch ſagen, was das Herumdoktern am Leben betrifft: da iſt nichts zu machen, der ganze Spaß dauert halt zu *lange*, er wird *langweilig*, das iſt die Geſchichte! — Darum giebt's auch nur *einen* Doktor, der was kann; der kann's aber gründlich. Der Klapperdürre, der Storch, der uns *holt*. Auf den ſollten wir eine Flaſche trinken!“

Ernſt ſchüttelte ſich; ſo überraſchte und überlief ihn dieſer Gedanke, der ihm ganz verrucht vorkam. „Erlauben Sie,“ ſagte er dann geſchwind, „da tränk' ich nicht mit.“

„Aha! Alſo Sie hängen am Leben — obgleich Sie nicht glücklich ſind. Aber man hat ja ſolche Tage; ich auch. Da bildet man ſich ein: o welche Wonne, o welche Seligkeit; welche herrliche Erfindung, das Leben!“ — Er reckte ſeine ſchlanke, ſo junge und ſo müde Geſtalt. „Heute hab' ich's ſatt. — Wie komiſch, daß ich Ihnen das alles ſage. Aber Sie haben ſo was — — ich weiß nicht, was. Ich will *doch* noch einmal 'ne Flaſche mit Ihnen trinken; wenn auch nicht auf den Knochenmann.

Ich will einmal etwas ganz, ganz anderes erleben als das, was alle Tage iſt; ohne Lebemänner und Lebefrauen. Heraus aus dem luſtigen Elend; — ein Menſch, ein Menſch ſein und weiter nichts!"

Er kam auf Ernſt Prinzinger zu und faßte ihn an einem Knopf ſeiner Joppe. „Da fällt mir ein: der ſchöne Schloſſer. Sie ſind ja gut Freund mit dem Auguſt Möller. Wollen Sie mit dem morgen abend kommen? nach dem Nachteſſen, auf eine Flaſche Wein?"

Dieſer Gedanke verblüffte Ernſt noch mehr als der mit dem Knochenmann; er ſtarrte Erich an und fand keine Antwort. „Sie haben offenbar viel Talent, ſich zu wundern," ſagte Erich nach einer Weile lächelnd. „Die Geſchichte wär' eigentlich nicht ſo wunderbar; — aber das gehört nicht hierher. Sagen Sie mir nur eins: ich bin doch ein Menſch wie Sie und er. Warum ſoll ich nicht einmal mit zwei deutſchen Schloſſergeſellen einen welſchen Sekt trinken?"

„Sekt?" fuhr aus Ernſt heraus. Sein Sichwundern wuchs noch.

„Ja, der macht am ſchnellſten Stimmung. Wir tauſchen unſre Anſichten aus, wir erzählen uns was, jeder ſchaut dem andern ein wenig in ſein Leben hinein. Was kann der Menſch Beſſeres thun. Warum machen Sie ein ſo bedenkliches Geſicht?"

Nach einigem Zögern verſetzte Ernſt: „Sie entſchuldigen. Es iſt ja ſehr freundlich von Ihnen —"

„Ah bah!"

„Aber ich glaub', Auguſt Möller kommt nicht. Seine Anſichten, wiſſen Sie. Zu ſo — vornehmen Leuten geht er nicht."

„Iſt er gar ſo ſtolz? — O, er wird ſchon kommen.

Sagen Sie ihm nur, ich laſſ' ihn herzlich bitten; ich möcht' ihn — — ich möcht' ſo einen wie er einmal kennen lernen; warum er mich nicht auch? Wir machen's gemütlich; wie drei Schloſſergeſellen. Ich wär' ja vielleicht auch einer, wenn mein Vater nicht ſo viel Moneten gehabt hätt'! — Mein alter Heinrich, mein Diener, der bleibt unſichtbar; ich mach' alles ſelbſt. Sie ſingen uns wieder was, wenn es Ihnen recht iſt. Wir entkorken Flaſchen, ſo lange es uns Spaß macht. Volle Gedankenfreiheit — das verſteht ſich von ſelbſt. Ein Abend in Hemdsärmeln; figürlich oder wirklich — wie wir wollen. Sagen Sie ihm nur das alles, dann wird er ſchon kommen!"

Er ſagt, ich hab' Talent, mich zu wundern, dachte Ernſt; aber muß ich mich nicht wundern, ſo oft er den Mund aufthut? — „Erlauben Sie," entgegnete er dann mit flüchtigem Lächeln. „Sie denken das alles ſo hübſch, Herr Payer. Aber — entſchuldigen Sie — wenn Sie nun morgen abend *anders* denken."

„Sie meinen, dies alles kommt aus dem moraliſchen Jammer? und morgen abend iſt der vorbei?"

„So ungefähr dacht' ich," gab Ernſt treuherzig zur Antwort; es ſah ihm aber auch ein Schalk aus den Augen.

„Wie der Mann lächeln kann!" rief Erich und griff ihm wieder an den Joppenknopf. „Nein, mein Guter, ſeien Sie ruhig: dies iſt eine Eingebung von oben, die vergeht nicht wieder. Eigentlich eine Eingebung von *Ihnen*; denn während Sie ſangen und ich dalag, kam mir ſo ein Gefühl — noch unklar — und iſt dann ein Gedanke geworden. Sehn Sie jetzt: Sie haben mir doch genützt. Nein, Sie kommen morgen. Sie beide. So um dieſe Stunde. Gute Nacht, David! Gute Nacht!"

Digitized by Google

VIII.

Als am nächsten Abend Ernst mit August eintrat — denn Neugier und noch ein anderes Gefühl hatten den demokratischen Widerspruch in August überwunden — war der junge Hausherr noch in einer weichen, nachdenklichen Stimmung; der schwere Druck aber lag nicht mehr auf ihm, er empfing seine Gäste mit liebenswürdiger Heiterkeit. Er hatte sich — wie immer ein wenig Sonderling — in eine schwarze Sammetjoppe geworfen und ein weiches rohseidenes Hemd angelegt, das nur durch eine Schnur mit Quasten am Hals zusammengehalten wurde; so sah er ungefähr wie ein flotter junger Handwerksbursch am Sonntag aus. Durch das große Wohnzimmer führte er sie in einen eleganten Speisesaal, aus dem aber in ein anstoßendes, traulich heimliches Trinkstübchen, braun getäfelt, altdeutsch, Ritter und wandernde Gesellen auf die Fensterscheiben gemalt. Hier gab er ihnen noch einmal die Hand, die er schon beim Kommen gedrückt hatte; sah August eine Weile an, nickte dann flüchtig, schwach, wie verstohlen, sagte aber nichts. Auf dem braun gebeizten Tisch stand nichts als drei Kelchgläser und Rauchzeug; daneben ragten drei geöffnete

Flaſchen mit den bekannten blinkenden Hälſen aus einem Eiskübel hervor, der auf einem Schemel ſtand. „Ich denke, jeder bedient ſich aus ſeiner Flaſche,“ bemerkte Erich, während er zum Niederſitzen nötigte; „das iſt ſchlichtes Männertrinken. Iſt eine leer, ſo ſtehn draußen andere. Auch wer rauchen will, greift einfach zu. Ich hab' den Champagner kalt geſtellt, weil ich weiß, die meiſten hängen daran. Für mich braucht's kein Eis dazu; ich trink' ihn nach der neuen Mode. Aber heut leben wir nach den alten Bräuchen; — oder nicht? Jeder, wie er will! Freiheit über alles!“

„Ich halt' noch zum Eis,“ erwiderte Auguſt Möller mit Würde; er hatte ein etwas ſteifes Weſen angenommen, das er aber mit anfangs ungelenker Heiterkeit zu lockern ſuchte.

„Ich hab' noch keinen franzöſiſchen Schaumwein im Mund gehabt,“ ſagte Ernſt ehrlich. „Mir iſt alles recht!“

Sie begannen zu rauchen, zu trinken; der perlende und prickelnde Wein trieb die Befangenheit der erſten Viertelſtunde bald hinaus, wie Erich erwartet hatte. Es währte auch nicht lange, ſo begehrte er, deſſen matt blaſſe Wangen ſich zu röten anfingen, daß der Sänger ihnen was Gutes thun und wieder einige Lieder von ſich geben möge. „Ich hab' mich nämlich in ſeine Stimm' verliebt,“ ſagte er zu Auguſt hinüber, der blaue Ringe dampfte. „Ich könnt' ſie alle Tage hören; — das heißt, das iſt Unſinn: alle Tag' kann ich nichts! Ohne Abwechſelung nähm' ich mir bald das Leben ... Da liegt die Mandoline, Herr David. Es iſt aber auch eine Guitarre da; für Sie angeſchafft.“

„Donnerwetter, Ernſt! Welche Ehre!“

Auguſt ward rot und es zuckte ihm im Geſicht, als er das geſagt hatte; unwillkürlich war's ihm entfahren, gegen ſeine Abſicht. Denn er war mit dem grimmig feſten Entſchluß gekommen, ſich hier durch nichts „imponieren" zu laſſen, und keine andere „Ehre" zu erleben, als die er ſchon ſelber mitgebracht hatte. „Das laſſ' ich mir gefallen," ſuchte er dann ſeine erſte Rede zu verbeſſern; „ſolche Anerkennung!"

„Ja, eine große Ehre," gab Ernſt treuherzig zurück. „Dann zieh' ich doch die Guitarre vor; die kennt mich ſchon beſſer." Er nahm das Inſtrument und ſetzte ſich; auf leiſes Verlangen des Hausherrn ſang er zuerſt wieder das Volkslied, das deſſen Herz gewonnen hatte. Erich, in ſeinen Armſtuhl zurückgelehnt, die Augen geſchloſſen, ſog die Töne gleichſam mit den geöffneten, ſich leiſe bewegenden Lippen ein. Hernach ſtand der junge Sänger auf, es ließ ihm doch auf ſeinem Sitz keine Ruhe; er wollte ſo recht aus freier Bruſt, mit voller Empfindung ein Lied ſingen, das ſie beide noch nicht von ihm gehört, das er ganz heimlich geübt, in das er ſeine ganze Seele hineingegeben hatte. Es war Schuberts Lied „an die Muſik"; ihm war, als wär' es für ihn gedichtet und getont, obwohl er eigentlich mehr an die Schauſpielkunſt als an die Muſik dabei dachte:

„Du holde Kunſt, in wie viel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umſtrickt,
Haſt du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden,
Haſt mich in eine beſſre Welt entrückt.

Oft hat ein Seufzer, deiner Harf' entfloſſen,
Ein ſüßer heiliger Akkord von dir,
Den Himmel beſſrer Zeiten mir erſchloſſen;
Du holde Kunſt, ich danke dir dafür!" — —

„Schön, ſchön!“ ſagte Erich, als es zu Ende war, die wieder geſchloſſenen Augen öffnend. „Ein recht ſchönes Stück, und mit vielem Gefühl geſungen.“

„Sagen Sie das nicht,“ entgegnete Ernſt verdüſtert. „Ich hab' wieder ſo viel tremuliert — o je. Ohrfeigen könnt' ich mich.“

„Daß Sie tremuliert haben, iſt nicht zu leugnen,“ ſagte Erich lächelnd. „Aber ſehn Sie den Fortſchritt: nun fühlen Sie's ſchon ſelbſt. Dann wird's auch ohne Ohrfeigen gehn! — David, Sie ſangen wohl auch mit etwas zu viel Gefühl, und darum zu langſam.“

„Kann wohl ſein, Herr Payer.“

„Sie hatten ja förmlich eine Art von Thränen in der Stimme; — aber nicht ſentimental, ganz mannhaft. Sie ſind und bleiben doch ein komiſch rührender Menſch! Der ‚holden Kunſt‘ ſo zu danken; und was haben Sie von ihr? Sie ſind doch eigentlich ein Märtyrer. Sie leben vom Entbehren und von der Sehnſucht; wie bei einer unglücklichen Liebe. Wann haben ſie denn angefangen, Märtyrer zu ſein?“

„Wie Sie es meinen, ziemlich früh: in der Wiege; wenigſtens ſagte meine Mutter ſo. Da hätt' ich ſchon mitſingen wollen, wenn ich andre ſingen hörte. Ich hätt's aber noch nicht recht gekonnt.“

Erich lachte; trank beiden zu, und ſchaute ſich dann wieder den Märtyrer an. „Und ſobald Sie's konnten, haben Sie mitgemacht?“

„Na, das thut ja jeder. Aber bei mir war der Uebelſtand: ich wollt' immer zu hoch hinaus. Ich wollt' immer das können, was die Beſſern konnten. Na, da bleibt man ja ſtets zurück; denn entweder hat man

nicht die Anleitung, oder nicht das Talent. Und so hab' ich denn —"

„Viel gelernt!"

„Nie genug, Herr Payer. Und dann kam das Schlimmste, das mit dem Theater: daß ich spielen wollte. Während mir doch die äußere Erscheinung fehlt, wie Sie damals so richtig sagten, und vielleicht auch alles!"

Er sah in sein Glas; er verschwieg, was seine Theaterleidenschaft so entfesselt hatte: die Bezauberung durch Melanie Gilbert. Davon konnt' er nicht reden. Die unsinnige Vorstellung kam wieder, die ihn so oft befiel, wie den Trinker der Gewohnheitsrausch: sich neben ihr auf der Bühne zu sehn, als Jugomar oder Mortimer oder Romeo. Um zu verbergen, was ihn packte, trank er aus und schenkte sich wieder ein; der Schaum floß über, da er zu hastig goß.

„Sehn Sie, also wieder der Märtyrer!" sagte Erich mit behaglichem Mitleid, da er anfing, das Leben wieder zu genießen. „Na, und Sie, Herr Möller? Haben Sie sich auch als Bub mit solchen Sorgen gequält?"

Er sah den schönen Schlosser nur so von der Seite an; heimliche Neugier brannte ihm aber in den Augen.

„Was ein Märtyrer ist, davon hab' ich nie was erlebt," begann August mit einem etwas geringschätzigen Seitenblick auf seinen Kollegen. Er blies wieder ein paar blaue Ringe nach oben: „Ich hab' immer wie ein richtiger Bub gelebt, wie sich das gehört! Ein Käferjörgel, mit so Raupen im Kopf, bin ich nie gewesen; dazu war ich wohl zu gesund, oder was. Aber ein Hannebambel war ich auch nicht; hab' jeden Buben

durchgeholzt; ich wüßt' keinen aus meiner Bekanntſchaft, den ich nicht gewichſt hätt'. Na, das iſt ja nun vorbei; aber können thät' ich's noch!"

Er reckte ſich ein wenig, mit einem ſtolz beſcheidenen Lächeln, und ſtrich ſeinen ſchönen braunen Schnurrbart, den champagnerfeuchten.

„Das ſieht man Ihnen an, alle Wetter!" rief Erich aus. „Sie haben was Athletiſches; der kleine Kopf, der gewaltige Bruſtkaſten, der kurze Arm; — famoſe Arme müſſen das ſein. Ihnen ſchaut ja aber auch der Lebensſaft förmlich durch die Haut durch. Sie wiſſen wohl nicht, was Nerven ſind?"

Mit einem leiſe hingelachten „Hm!" ſchüttelte Auguſt den Kopf.

„Und was Krankſein iſt, wiſſen Sie wohl auch nicht?"

„Bis jetzt nicht, Herr — Payer. Ich denk', das hat auch noch Zeit!"

Erich nickte ihm zu: „Ich hoffe. Ich will's Ihnen wünſchen. — So 'ne ſchöne Jugend wie Sie hab' ich nicht gehabt!"

Jetzt riß Auguſt die Augen auf. „Sie? Sie nicht?"

„Nein, Herr Möller, ich nicht. Sie haben offenbar drauf los gelebt, wie der ideale Bub; immer friſch und ſaftig wie 'ne junge Gerte; immer voll ſchneidiger, ſeliger Dummejungenſtreiche; manchmal die Schule geſchwänzt —"

Auguſt nickte lächelnd.

„Manchmal 'nen Buckel voll Schläg' vom Vater —"

Auguſt nickte wieder.

„Aber dafür prügelten Sie dann ein paar Jungens durch. Jeden Buben durchgeholzt! Göttlich! — Und

ſatt geworden ſind Sie doch wohl auch immer, grad' ſo gut wie ich. Aber was hatt' ich wie Sie? Nicht Ihre Geſundheit, denn ich ward verpimpelt, ich galt für ein zartes Kind. Nicht Ihre Freiheit, denn ich ſollt' ein gebildeter Muſterknabe werden; ich ſollt' was viel Höheres werden als Sie; das war grad' mein Unglück. Und dann all die Verſuchungen — ach du lieber Gott! Ich hatt' immer Geld, Sie wahrſcheinlich nicht; das war ja Ihr Glück. Ich hatt' noch nicht den erſten Flaum hier, da kannt' ich ſchon ſo verfluchte Geſchenke machen, mir ſchon Weiber kaufen. Und wir jungen Löwen von ſechzehn, ſiebzehn Jahren, was haben wir für Unſinn gemacht! — Nicht nur mit Weibern, natürlich, ſondern alles dumme Zeug, das es giebt. Geld war da. Mein Vater gab's. Warum? Lauter Liebe. Ich konnt' ſo gut betteln, und er konnt' nicht gut nein ſagen, oder dabei bleiben. Na, und ſo ſitz' ich nun da — trinke meinen Grand-Mouſſeur, rauche meine Habana — und beneide Sie!"

„Sie beneiden mich?" — Auguſt lächelte ſehr ungläubig.

„Denken Sie, ſo was ſag' ich zum Spaß? Ja, ja, ja, ich beneide Sie! Sie, Herrn Auguſt Möller! — Ueberhaupt, geſtatten Sie mir folgende Bemerkung ... Ich höre, Sie halten ſich zu den Sozialdemokraten, alſo zu den Unzufriedenen; ſo darf man euch ja wohl nennen, ohne euch zu kränken. Aber wie gut es den Bevorzugten unter euch geht — wie gut es zum Beiſpiel Ihnen geht — das haben Sie wohl noch nie ſo recht durchgedacht! Bitte, Herr Möller, lächeln Sie noch nicht. Natürlich, vollkommen iſt nichts, aber in dieſer unvoll-

kommenen Welt, was fehlt Ihnen? was haben Sie nicht? — Sie ſind nicht Kaiſer von Deutſchland. Na, ich glaub', Sie wünſchen ſich's auch nicht; mit all ſeinen Sorgen ... Sie ſchütteln den Kopf. Bon. Ihre Geſundheit iſt lächerlich gut, und ſie wird's auch lange bleiben; warum? Weil das Schickſal es ſo gut mit Ihnen gemeint hat, Sie zu geſunder Arbeit zu zwingen, die Ihnen die dummen Gedanken vom Leib hält, und die Ihnen vortrefflich bekommt. Sie ſind der ‚ſchöne Schloſſer'; das iſt auch nicht übel. Sie haben Ihren Schatz, das iſt Ihnen ſelbſtverſtändlich; kann gar nicht fehlen ... Aber der fehlt ja beinah k e i n e m von euch jungen Burſchen! Ihr braucht nicht länger zu werben, als dem Menſchen Spaß macht, ihr braucht den Schatz nicht durch koſtbare Geſchenke zu kaufen; und wenn ihr nur fidele, brave Kerle ſeid, euer Vogel iſt gerne treu und fliegt euch nicht weg. Hab' ich recht oder nicht?"

„So weit vielleicht —"

„Aber ich bin nicht reich, wollen Sie ſagen. Was? Und Sie wären nicht reich? Wer iſt denn reich? Der immer genug hat und nie zu viel. Sie erwerben ſo viel, wie Sie brauchen —"

„Nun ja, zur Not," warf Auguſt ein. „Aber immer nur Tag für Tag. Ja, hätt' ich einmal ein ganzes Jahrgeld, einen Tauſender auf der Hand; aber das giebt's halt nicht."

„Herr," rief Erich aus, beide Arme vorſtreckend, „das iſt ja Ihr Glück! Wo blieb' ſo ein Tauſender? Da kämen die guten Freunde, und die Verſuchungen, und der Schatz, und alles; im Handumdrehn wär' er hin. Aber weil das Schickſal es mit Ihnen gut meint, gibt

es Ihnen immer nur, was Sie brauchen; und so leben Sie sorgenfrei, schuldenlos und schuldlos. Das ist kein Wortwitz, glauben Sie das nicht; das ist eine furchtbar ernste Sache: eine Welt von Glück ist da drin. Schuldenlos und schuldlos! Wohl dem, der das ist!"

Ernst, tief nachdenkend, nickte. August warf aber den Rest seiner Zigarre auf die Aschenschale — mit einem gewissen nachlässigen Schwung, als wär' er auch Herrn Payers Sohn — und lächelte. „Also Sie finden mein Leben so schön. Sie beneiden mich. Warum probieren Sie's denn nicht auch einmal?"

„Wie denn das?"

„Als Schlossergeselle."

„Ja, wenn ich das könnte!" rief Erich. „Das ist halt verspielt! Ich bin so geworden, wie ich's Ihnen sagte; von vorne anfangen — wer kann das? wenn er seine siebenundzwanzig Jahre auf dem Buckel hat? Ich hab' meine Erziehung, meine Nerven, meinen empfindlichen Magen, meine Bedürfnisse, meine Gewohnheiten — na, sagen wir gleich: Laster; warum nicht. Ich will mich vor Ihnen nicht besser machen, als ich bin. Hab' nur ein Talent in mir ausgebildet, das des Geldausgebens; das versteh' ich gründlich. Aber hindert mich denn das, mit offenen Augen in die Welt zu gucken und zu sehen, was besser ist? wer glücklicher ist? Sie haben es besser; Sie sind glücklicher. Ich beneide Sie — und gönn' es Ihnen. Darauf könnten wir uns einigen, Herr Möller, und ein Glas darauf trinken. Stoßen wir an! Trinken wir aus!"

Erichs Stimme war lebhafter, bewegter, herzlicher geworden; es war leicht zu fühlen, daß noch ein geheimer

Sinn in den Worten und dem Vorſchlag war. Sie fühlten es auch, die andern, beide. Sie hoben die Gläſer, ließen ſie zuſammenklingen; Auguſt noch immer ungläubig lächelnd, aber mit einer verhaltenen Wärme im Blick, als er Erich anſah. Ueber deſſen Geſicht flog ein Zucken hin; er trank aus, dann griff er wieder nach ſeiner Flaſche. „Der Tröſter!“ murmelte er und ließ den blaßgoldnen Wein wieder in ſeinen Kelch rinnen. „Nun genug von Glück und Neid! Sonſt fang' ich noch an, auch den da zu beneiden, weil er ein Märtyrer iſt. Nicht wahr, die Herren lachen inwendig über mich, daß ich bei meinem Röderer oder Haidſieck ſo rede; — aber dann verſtehn ſie's nicht ganz. Das thut auch nichts. Mir wird übrigens wohl, ihr Herren. Mir wird ſo angenehm warm ...“

Er riß die Schnur an ſeinem Hemdkragen auf, warf die Joppe etwas zurück; ein paar ſeiner braunen Locken fielen ihm in die weiße Stirn. In ſeinen Augen begann ein luſtiges Feuer zu ſpielen; ſein Geſicht ward geiſtreich, wunderlich, als ſpielten da zwei Geſichter in- und durcheinander, das ariſtokratiſch leichtſinnige des Vaters und das bürgerlich treuherzige einer guten, ſchönen, nur zu ſchwachen Mutter. Bald war das Bild dieſes kleinen Gelages verwandelt: Erich fing an zu ſingen, fidele Studentenlieder; auf ſein Verlangen fielen die andern ein, wenn ſie's konnten, oder ſtimmten luſtige Geſellenlieder an. Nicht lange danach gab er das Beiſpiel, ſeine Joppe hinter ſich zu werfen, und ließ nicht nach, bis ſie's nachmachten; ſo ſaßen ſie nun wirklich in Hemdsärmeln da. Es war, als wollte er ſich einmal gründlich als „Geſelle“ fühlen, wenn er's auch „verſpielt“ hatte. Er ſang ihre Lieder mit, er ſprach pfäl-

ziſch, mainzeriſch, er ſchlug auf den Tiſch. Ernſt wiegte manchmal leiſe den Kopf, ſich tief und tiefer verwundernd.

Mit den zweiten Flaſchen kam auch ein andrer Geiſt der Unterhaltung; diesmal war Auguſt der Anſtifter, er erzählte — in vollem Behagen warm geworden — die erſte derbe, „ſaftige“ Geſchichte. Darauf erzählten ſie bald keine andern mehr. Die Geſchichten hingen ſich aneinander wie Glieder einer Kette; jede regte zu einer nächſten an. Dem Ernſt Prinzinger ward's zu viel; Erich, wie losgelaſſen oder wie ganz zu ſich gekommen, hatte immer noch ein neues Schmunzeln oder Lachen.

Es war ſpät, als ſie ſich trennten; ſelbſt der „athletiſche“ Auguſt war nicht mehr ganz feſt auf den Beinen und mit der Zunge, als er Abſchied nahm. Erich drückte ihm die Hand, hielt ſie eine Weile; ſie ſahen einander in die trüb lächelnden Augen. „Nun? war's ungemütlich?“ fragte der Hausherr. „Haben Sie mit einem ſchnöden Ariſtokraten gezecht?“

„Es war urfidel,“ antwortete Auguſt und nickte dem andern dankbar zu. „So kommt's aber auch im ganzen Deutſchen Reich wohl nicht zehnmal vor! — Ueber die Glücksgeſchichte und das Beneiden könnt' ich Ihnen übrigens noch allerlei dagegen ſagen; ich hab's nur jetzt nicht beiſammen, und es wär' auch wohl ſchon zu ſpät.“

Erich lächelte: „Es wär' wohl etwas ſpät.“

„Sehr richtig! — — Was wollen Sie denn noch mit dem Prinzinger?“

Erich hatte Ernſt am Arm genommen, mit burſchikoſer Vertraulichkeit, und zog ihn einer Ecke zu. „Ich geb' ihn Ihnen gleich wieder, damit Sie ſich gegenſeitig

nach Hauſe führen," ſagte Erich, dem aus den ſchwimmenden Augen ein ſonderbares, verwegenes Feuer blitzte; „bitte, laſſen Sie ihn mir noch für eine Minute. Ich hab' ihm was zu ſagen. Im Speiſeſaal holen wir Sie wieder ein!"

Auguſt verſtand ihn, obwohl die Klarheit in ſeinem Gehirn ſich etwas verfinſtert hatte, und ging in den nächſten Raum voran, den er für einen Speiſeſaal erkannte. „Sie müſſen mir was zu Liebe thun, David," ſagte Erich nun raſch, mit gedämpfter Stimme. „Das heißt, verſtehn Sie, ich hätt' noch wieder einen Gang für Sie, morgen nach Feierabend."

Ernſt machte ein aufrichtig bedenkliches Geſicht. „Wiſſen Sie, Herr Payer —"

„Ich weiß alles," fiel ihm Erich luſtig ins Wort. „Sie thun ſo was nicht gern. Und nun ſchon gar nicht, ſeit Sie hier als mein Gaſt gekneipt haben. Sie ſind ſtolz geworden —"

„Nein, nein, nein, bei Gott nicht!" rief Ernſt.

„Bitte, nicht ſo laut. Alſo dann thun Sie mir den Gefallen, David."

„Wieder ſo wie neulich, Herr Payer?"

„Aehnlich. Ganz ſo nicht. Sie haben ſchon wieder ein furchtbar ausdrucksvoll abgeneigtes Geſicht! — Ich will Sie ja nicht dafür bezahlen, ſtolze Künſtlerſeele. Ich ſchenk' Ihnen die Guitarre da, zum Angedenken. Und Sie, aus Gefälligkeit —"

„Das ſchon gar nicht!" warf Ernſt dazwiſchen. „Die Guitarre nehm' ich nicht!"

„Die nehmen Sie nicht? Seien Sie nicht ſo. Ich hab' Ihnen ja nichts zu leide gethan."

Ernſt mußte lachen: „Nein, das haben Sie nicht!“

„Na alſo. Dann werden Sie die Guitarre nehmen; ich hab' ſie ja für Sie gekauft. Und Sie kommen morgen abend zu mir. Jetzt dürfen wir aber meinen — — Ihren Auguſt Möller nicht länger warten laſſen; ſonſt fängt er an im Stehen zu ſchnarchen. Gehn wir, guter David!“

IX.

Unter der Draperie, über der das Bild des alten Kaiſers Wilhelm hing (der damals, gegen Ende 1879, noch in aller Herrlichkeit regierte), ſaß am nächſten Abend Friedrich Peterſen, Melanie Gilberts älterer Kollege, und ſchlürfte langſam ein Gläschen Liqueur, das ſie ihm vorgeſetzt hatte; ihr Backwerk und ihre kleinen Näſchereien hatte er abgelehnt. „Ich will Ihnen was ſagen, Gilbert," fing er dann eine ſeiner bedächtigen, klugen Reden an, denen er gewöhnlich ein ſarkaſtiſches Mienenſpiel ſeines bartloſen Mimengeſichts vorausſchickte. „Jetzt haben Sie das Hinausweh und wollen fort; das hat jeder ordentliche Schauſpieler von Zeit zu Zeit. Die Frage iſt ja nur, ob das zufällig einmal vernünftig oder, wie gewöhnlich, ein Unſinn iſt! Sie ſind bekanntlich noch hundsjung, meine gute Gilbert. Ihre neunzehn Maimonate —"

„Bald zwanzig," warf Melanie ein, die vorgebeugt, das Kinn in die Hand geſtützt, ihm gegenüberſaß.

„Meinetwegen. Sie ſind nicht bloß ein junges, ſondern auch noch ein ziemlich dummes Mädel; darüber täuſchen wir zwei uns ja nicht. Ich ſpreche nur von der

Theaterdummheit; fürs Leben ſind Sie ſchlau genug. Sie haben noch viel zu lernen, Gilbert —"

„Ja, ja, Onkel, das hab' ich!" unterbrach ſie ihn wieder; ſie hatte ſich angewöhnt, ihren klugen Berater gelegentlich Onkel zu nennen. „Aber, zum Teufel, in Berlin am königlichen kann ich doch *mehr* lernen als hier in dem Raubneſt!"

„Können!" erwiderte Peterſen ruhig. „Sie *werden* aber nicht. Da kommen Sie in ein Dickicht von Kolleginnen, in dem Sie keine Luft kriegen; da erſticken Sie einfach. Lauter kleine Rollen! Brunnenvergifter! — Sie gehn zum Intendanten und weinen; der große Mann wird weich — nehmen wir's einmal an — und in einem Fieberanfall von Gerechtigkeit giebt er Ihnen eine gute Rolle. Sie ſchlagen Rad vor Glück! — Wer ſtudiert Ihnen dann die Rolle ein? Kein Menſch. Haben Sie da einen Onkel Peterſen? Keine Spur! Der Regiſſeur ſagt Ihnen auf der Probe: ‚mein Kind' — ‚wiſſen Sie, mein Kind' — ‚Sie ſtehn weiter rechts . . .'"

Peterſen ſpielte den Regiſſeur, während er ſprach; bald herablaſſend, bald nervös. Melanie lächelte, aber nicht vergnügt.

„Kurz, Sie werden königlich preußiſch herumgeſtoßen, aber Sie lernen nichts! — Folge: ſanfter Durchfall. Der hohe Intendant zuckt die Achſeln. Das Dickicht wird dichter als je. Der Theaterdiener bringt Ihnen wieder die Brunnenvergifter. Und Melanie Gilbert, die in Mainz nicht bleiben wollte, weil ſie nicht wußte, was Cäſar geſagt hatte —"

Er hielt mit einem ſchalkhaft wartenden Frageblick ſeiner grauen Humoriſtenaugen inne.

„Na, was hat denn Cäſar geſagt?“ fragte Melanie, nachdem ſie auch eine Weile gewartet hatte.

„Wiſſen Sie überhaupt, wer Cäſar war?“

„Ach, Sie dummer Menſch. Von ihm ſtammen ja all die Cäſaren ab. Er war ja der erſte.“

„Alſo da Sie ihn ſo genau kennen, werden Sie auch wiſſen, daß er ein grauſam geſcheiter Herr war. Der kam einſt bei einem ſchäbigen Dorf vorbei, über das ſeine Generale und Kammerherrn lachten. Da ſagte er: Meine Herren, ich will lieber der erſte in dieſem Dorf als der zweite in Rom ſein!“

Melanie ſtand auf. „Ich möcht' den Direktor ärgern, Peterſen. Möcht' ihn wütend ärgern. Ich haſſ' ihn!“

Peterſen lächelte. „Haß beim Theater! — Kind, das ſollten Sie nun doch auch ſchon nachgerade kennen. Morgen ſchickt er Ihnen eine Bombenrolle, übermorgen ſeid ihr wieder gut. Gehn Sie einmal mehr aufs Ganze, Gilbert! Lieber die Erſte in Mainz, als die Siebente in Berlin! Sie werden hier verwöhnt, verhätſchelt, daß es ſchon 'ne Schand' iſt. Sie ſpielen alles, was gut und teuer iſt; — nicht? Na, beinah doch alles! Man macht mehr aus Ihnen, als Sie ſind, als Sie jemals werden; denn ſollt' ich's Ihnen noch nie geſagt haben, ſo ſag' ich's Ihnen jetzt: Sie werden nie eine Wolter und auch nie eine Haizinger.“

Das Mädchen ſeufzte auf, an die Wand gelehnt. Sie widerſprach aber nicht; ſie hatte ſich gewöhnt, zu glauben, was Peterſen ſagte.

„Sie haben aber ein hübſches Talent,“ fuhr er in ſeiner gelaſſenen Weiſe fort. „Und das können Sie hier ausbilden, hier in dieſem Raubneſt, weil ſie Ihren Peterſen haben.“

„Onkel Peterſen!“ ſagte ſie jetzt, faſt gerührt. Ihre großen, ſchönen Augen ſahen nicht ohne Dankbarkeit auf das ſcharfe und doch gute Geſicht dieſes „Puppenſpielers“, der ihr ſo viele Opfer brachte, ohne in ſie verliebt zu ſein, der jede ihrer Rollen mit ihr ſtudierte, der zu ihrem Nutzen ſo ingrimmig ſchelten konnte. Sie trat auf ihn zu, um ihm irgend etwas Liebes zu thun. Mit der faſt ariſtokratiſchen Zurückhaltung, die ihr eigen war und die beim Theater ſelten iſt, deren Zärtlichkeiten daher um ſo ſtärker wirkten, legte ſie ihre weiche Hand auf ſein ſchon ſtark gelichtetes Haar und ſtrich langſam darüber hin.

„Ach ja, Sie ſind ein gutes Tier,“ hauchte ſie ſo lieblich, daß es wie die ſchönſte Liebkoſung klang; ſeine Züge verklärten ſich auch, ohne daß er's wollte. „Ich verdank' Ihnen furchtbar viel; das weiß ich. Aber wenn Sie nun fortgehn! Ja, Sie! Mit Ihrem Talent und Ihrer Bildung bleiben Sie doch nicht ewig in dem bißchen Mainz. Auf einmal ſind Sie fort! Was dann?“

„Das können Sie ja noch abwarten,“ antwortete Peterſen ruhig. „Angefroren ſind Sie hier dann ja auch nicht. Mir eilt's übrigens nicht, wiſſen Sie! Wenn Sie keine Wolter werden, ich werd' kein Döring, das weiß ich auch. Bildung ... Ach ja, Kind, leider mehr Bildung als Talent! Ich gehör' ja ſchon zu den ‚denkenden Schauſpielern‘; Thatſache; nicht mehr wegzuleugnen. Hier mach' ich mich ſehr gut, als ‚hoch achtbarer‘ Komiker und Charakterſpieler. Aber der eigentliche Wupptich fehlt! Das ſeh' ich ein, oft furchtbar ſcharf — vielleicht dummerweiſe — die meiſten Mimen ſind nicht ſo dumm — und das lähmt meinen Ehrgeiz. Ich werd' dann wie 'ne alte Wurzel und bohr' mich hier in den Boden ein. Ich

ſag' mir dann: deine Beſtimmung iſt jetzt, dieſe kleine Gilbert auszuarbeiten, zu feilen; darum hat man dich nach Mainz geſetzt ..."

Er ſah ſie an, wie ſie ſo neben ihm ſtand, die feine, geſchmeidige Geſtalt, beinahe an der Grenze der Ueppigkeit; mit dem merkwürdig verſchloſſenen, faſt kühl klugen Geſicht. Seine ſcharfen Augen ſahen ſo manches, das ihn eigentlich abſtieß; und doch fühlte er ſich immer wieder zu ihr hingezogen, doch war der Weg wie magnetiſch geſtrichen, der kurze Weg von ſeinem zu ihrem Haus. „Warum treib' ich eigentlich dieſen Unſinn?" fing er an zu murmeln.

„Was für einen Unſinn?"

„Daß ich ſo als Onkel an Ihnen herumfeile. Es wird ja doch einmal mit einem rieſigen Undank enden; — ja, ſchütteln Sie nur den Kopf. Sie ſind eine kleine Egoiſtin, wiſſen Sie. Na — das ſind ſie alle! — Aber — wenn ich noch in Sie verliebt wär'. Gott ſchütz' mich, es würd' mir ſchlecht bekommen, mit meinem knochigen, ungemütlichen Charakterſpielergeſicht; aber dann hätt's doch wenigſtens einen Sinn, daß ich Ihnen nachlaufe, Ihnen meine freien Stunden auf dem Präſentierbrett bringe. Wie erklären Sie ſich das Ganze, Gilbert?"

„Eine Einwirkung des Nordlichts, Peterſen."

„Gott, ſie wird gebildet!"

Er ſtand auf, ſah ihr noch einmal feſt in die Augen, deren tiefes Braun eben faſt wie reines Schwarz wirkte; ſie lächelte ihn an. „Ich will nach Hauſe und Briefe ſchreiben," ſagte er, ſie immerfort betrachtend; in dieſem Augenblick gefiel ſie ihm ſehr. „Alſo Sie ſchreiben dem Agenten ab und bleiben hier?"

Sie ſeufzte.

Nun wiederholte er mit furchtbarer Stimme: „Alſo Sie ſchreiben dem Agenten ab und bleiben hier?“

Sie lachte ein wenig auf. Endlich nickte ſie.

„Gott ſei Dank, die Intelligenz nimmt zu! — Das wär' alſo abgemacht. Nun geht Onkelchen zufrieden nach Haus. — Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ gab ihm ihre weiche Violaſtimme zurück. Ihre Hand ſtreichelte ſeine linke Wange, ſo zutraulich dankbar, wie ein Kind den Großvater ſtreichelt.

Auf einmal erregte ihn dieſe Berührung, und das ganze anmutige Gebilde, das da vor ihm ſtand. „Melanie!“ ſagte er noch, ſtatt zu gehn.

„Was ſoll's?“ fragte ſie, etwas verwundert; denn bei ihrem Vornamen hatte er ſie faſt nie genannt.

„Sie könnten mir — zum Abſchied einen Kuß geben.“

Das Mädchen ſtarrte ihn an, als wär' er plötzlich ein Bub geworden. „Ach, Sie ſind wohl nicht recht geſcheit!“

„Ich nicht recht geſcheit? Sie wiſſen doch das Gegenteil. Seien Sie nicht ſo lächerlich ſpröde.

Zwei Pilger, neigen meine Lippen ſich,
Den herben Druck im Kuſſe zu verſüßen“ . . .

„Unterſtehn Sie ſich!“ — Sie trat etwas zurück, da er näher kam. „So unausſtehlich waren Sie noch nie; was fällt Ihnen denn ein? Sie wiſſen, ſolche Dummheiten mag ich nicht. Ich laſſ' mich nicht küſſen.“

„Das ſind' ich ja auch im allgemeinen ſehr achtbar, und unterſtütze dieſe Geſinnung in Ihnen. Aber Ihr beſter Freund, Onkel Peterſen . . .“

„Der geht jetzt ganz artig nach Haus!“

„Nein, das thut er nicht,“ erwiderte er, trotzig wie

ein Kind. Er faßte ſie auf einmal an beiden Schultern, mit unerwarteter Kraft, und ehe ſie ſich ihm entwinden konnte, hatte er ſeine Lippen auf die ihren gedrückt.

Jetzt ſtieß ſie ihn aber heftig, mit beiden Fäuſten zurück; ihre Züge verzerrten ſich, ſie war wirklich zornig. „Frecher Menſch!“ warf ſie ihm ins Geſicht. „Haben Sie den Verſtand verloren? Wie benehmen Sie ſich gegen mich? Wie ein Chauſſeearbeiter!“

Peterſen lachte auf; der komiſche Vergleich reizte ſeinen Humor. „Benehmen die ſich ſo?“

Sie murmelte ein paar unverſtändliche Worte; ihre rechte Hand zuckte und hob ſich ein wenig, als möchte ſie ihn ohrfeigen. Gleich darauf hatte ſie aber ihre merkwürdige, frühreife Faſſung und Haltung wieder. Mit dem Anſtand einer Prinzeſſin ging ſie ſtumm zur Thür und öffnete ſie.

„Bitte, bitte! Ich gehe ſchon!“ murmelte Peterſen. Er ward rot, er ſchämte ſich; eine tiefe Verſtimmung nahm allmählich von all ſeinen ausdrucksvollen Formen und Linien Beſitz. So hinausgeworfen, dachte er. Und das Scheußlichſte iſt, daß mir eigentlich recht geſchieht; ſo eine blöde Eſelei! — — Wie das Mädel nun daſteht. Prinzeſſin Leonore und Luiſe Miller zugleich. Eigentlich ein kalter Fiſch — aber ein Charakter! Wie viele thäten denn das, einen ſo nützlichen Freund wie mich ſo hinauszufeuern, auf die Gefahr, daß er nicht wiederkommt. Doch ein famoſer Kerl! Bei Gott!

Er ging zur Thür und nahm den Drücker in die Hand. Mit einem ſcheinbar ſehr böſen Blick auf die verſteinerte Melanie ſagte er halblaut: „Alſo gute Nacht. — Haben Sie ſchon mal ſo was Dummes geſehn, wie mich?“

Die unerwartete Frage zwang ſie faſt, zu lächeln. —

„Ich glaube nicht," antwortete ſie dann, mit noch ziemlich harter Stimme.

„Vielleicht war Ihr Liqueur vergiftet."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich hab' ſchon öfter davon getrunken, ich hab' aber niemand geküßt."

„Gott ſei Dank, ſie wird witzig! ſag' ich wie der Hofmarſchall Kalb. — Liebe, gute Melanie ..."

Er zog die Thür heran und machte ſie wieder zu. „Wir ſtanden ja halb auf dem Vorplatz," ſagte er etwas lauter und herzhafter; „das iſt nicht der geeignete Ort, um ſich zu vertragen."

„Wollen wir uns denn vertragen?"

„Ja freilich. Ich erkläre mich für einen Eſel, und dann werden wir wieder gut. Sehn Sie, nun haben Sie's einmal ſo recht erlebt, was der Eigenſinn für ein dummes Tier iſt; aus purem Eigenſinn hab' ich dieſen gänzlich nutzloſen und wertloſen Kuß erzwungen und unſre ſchöne Freundſchaft dafür zwiſchen Thür und Angel gebracht. — Alſo — Sie ſind unverſöhnlich?"

„Hab' ich das geſagt?" — Sie erlag einem ungewollten, ganz leiſen Lächeln, auf dieſe wieder überraſchende Frage.

„So 'ne dumme Geſchichte, Gilbert! — Schade."

„Freilich iſt es ſchade."

„Ich bin bereit, ſie zu vergeſſen. Sie auch?"

„Ich? — Ich weiß noch nicht. — Sie waren ſonſt ſo vernünftig, Peterſen!"

Er hielt ihr die Hand hin. „Das Beſte iſt, Sie geben mir die Hand und ich bin Ihnen wieder gut."

„Sie mir?"

„Sie mir auch, Gilbert. — Alſo hüten Sie ſich vor

dem Eigenſinn. — Ihre Lippen ſollen mir von nun an ſo ehrwürdig ſein wie die eines geheimen Rats erſter Klaſſe.“

„Ach, Peterſen, ich bin traurig!“ ſagte ſie, jetzt wieder mit der ſanften und weichen Stimme.

„Worüber?“

„Daß Sie dieſen Unſinn machen konnten! — Nun wird's nie mehr ſo, wie es war.“

Peterſen lächelte. „Wetten, daß es in acht Tagen ganz genau ebenſo iſt? und daß wir dann wieder ſo edel geſchlechtslos verkehren wie zwei Arbeitsbienen? — Sie haben mir noch nicht die Hand gegeben.“

Er ſtreckte die ſeine hin; ihre rechte ſchlug darauf, aber leicht. Dann gab ſie ſie ihm.

„Nun alſo wirklich gute Nacht!“ ſagte er, indem er ihre Hand noch behielt. „Das heißt, ich wollt' Ihnen eigentlich noch ſagen, und das werd' ich alſo auch noch thun: Kind, machen Sie ja keinen Unſinn, reden Sie nicht vor den Leuten zu viel! Ich höre, Sie erzählen überall — neulich Abend auch in der Kneipe, ganz laut — daß Sie zu wenig Gage haben, daß der Direktor ein Knicker iſt, daß Sie nicht beſtehen können. Geben Sie acht, das alles wird nächſtens gedruckt, Sie kommen in die Zeitung!“

„Wär' mir grade recht!“ rief das Mädchen aus.

„Gilbert, das verſtehn Sie nicht. In die Zeitung gehört Ihre Kunſt, aber nicht all der kleine Kram. Wenn Sie mit Ihrem Direktor oder Ihren Kollegen irgend ein privates Hühnchen rupfen, das muß nicht an der großen Glocke hängen. Seien Sie ſtolz, Gilbert! Sie haben ja ſo viel Talent zur Vornehmheit. Laſſen Sie ſich nicht küſſen, aber auch nicht drucken!“

„Ja, nun kann er wieder predigen," murmelte ſie, wie vor ſich hin.

„Gott ſei Dank, nun kann er's wieder. — Alſo zum ſiebentenmal gute Nacht. — Was war hier doch vorhin, über das wir uns ereifert haben? Kann mich, der Teufel hol', nicht darauf beſinnen."

„Ach, Sie!"

Melanie bewegte die rechte Hand, um wieder auf die ſeine zu ſchlagen; hob ſie dann aber höher und gab ihm einen kleinen Schlag auf die Wange. „O Gott!" ſchrie er auf, wie über eine furchtbare, blutige Beſchimpfung. Sie lachte.

„Eſſex und Eliſabeth!" ſtöhnte er mit Pathos. Plötzlich ſagte er darauf mit ſeiner bürgerlichſten Stimme, im „Konverſationston": „Gott ſei Dank, daß du mir die heruntergehauen haſt; als dramatiſche Darſtellerin warſt du dir das ſchuldig. Es wär' ſonſt doch ein kleiner Mißklang zwiſchen uns geblieben. Nun wird's wieder gemütlich, Gilbert. — Alſo ſtolz ſein. Zum achtenmal gute Nacht!"

Er winkte mit ſeiner Charakterſpielerhand und ging aus der Thür.

Melanie ſah ihm ein Weilchen nach; gleich darauf war ſie in ihre Gedanken verſunken, hatte ihn vergeſſen. Es gingen ihr ſo gern Zukunftsträume durch den Kopf; mit denen pflegte eine ſüße, einlullende Faulheit zu kommen — ſie war ſonſt thätig genug, wenn's von ihr verlangt wurde — und ein wohliges, weich ſchauerndes Hautgefühl. Im ſtillen Stehn, ſich ein wenig auf den Füßen wiegend, vertiefte ſie ſich in die verſchiedenen Möglichkeiten: die erſte Stellung am erſten Theater, in Berlin oder Wien! Rieſengage, „Stern", ein Zimmer ganz voll Lorbeerkränze wie der eine da. Oder — ein

altes feudales Grafenſchloß! Sie die junge Gräfin. Ehrfurchtsvoll leiſe, unhörbare Dienerſchaft; alles furchtbar vornehm. Der Kaiſer kommt vorgefahren als Gaſt; ſie erwartet ihn an der Treppe ... Oder ſchwer reiche Millionärsfrau in Berlin! Goldſtrotzendes, marmorweißes, modernſtes Palais; mit Bällen, Konzerten, Theatervorſtellungen im eigenen Konzertſaal; die reizende junge Frau ſpielt zuweilen ſelber mit. Miſchung von Pracht und Zigeunerei; alles fin de siècle ...

Es ward an ihre Thür geklopft. Das iſt doch des Teufels, dachte ſie, aus ihren Träumen auffahrend, daß mir da plötzlich ein Menſch an der Thür ſteht, und ich ahne nicht, wer es iſt! Sie hatte ihr kleines Dienſtmädchen fortgeſchickt, auf Beſorgungen; nun war ſie wehrlos. Nach einem halblaut geſeufzten Fluch auf die Armut und ihre erbärmliche Gage rief ſie beinahe zornig: Herein!

Die Thür ging auf; draußen ſtand die Schultze, die neugierige alte Frau, die an demſelben Vorplatz wohnte, und ein junger Mann, deſſen breitſchultrig unterſetzte Geſtalt ihr bekannt vorkam. War der nicht ſchon einmal mit Blumen gekommen? Jetzt ſtand er mit einem Strauß von wundervollen Kamelien da, weiße, roſenfarbige und dunkelrote gemiſcht. Er verneigte ſich, trat ein, mit wunderlich geſenktem Kopf, und machte die Thür hinter ſich zu.

„Sie wünſchen?“ fragte ſie, da er noch nichts ſagte; ihr war, als habe ſie ihn damals ebenſo gefragt.

Der junge Mann ſprach einige undeutliche Worte und hielt ihr den Strauß hin, in dem ein kleines roſafarbenes Briefchen ſteckte. Sie nahm ihn in die Hand, fragte aber wieder: „Bitte, was haben Sie geſagt? Ich verſtehe nicht.“

Er deutete auf das Briefchen. „Bitte, leſen Sie,“

murmelte er; „es ſteht alles drin. Ich ſoll warten, ob Antwort iſt.“

„Ob Antwort iſt ... Waren Sie nicht ſchon einmal hier? mit dem Kranz da?“ — Ihr Kopf wies auf einen Lorbeerkranz, der mit Büchern auf einem Stuhl lag und an dem rote und weiße Roſen vertrockneten.

Der Jüngling mit dem beſchatteten Geſicht nickte.

„Und ſchickt Sie derſelbe Herr?“

„Bitte, leſen Sie,“ murmelte er wieder.

Sie entſchloß ſich, den Brief zu nehmen, um dieſen langweiligen Menſchen nicht länger zu befragen. Nachdem ſie ihn aufgeriſſen hatte und zur Lampe getreten war, blickte ſie zunächſt nach der Unterſchrift. Richtig! Wieder „Erich Payer“. Wieder dieſer „Löwe von Mainz“, dieſer Mädchenjäger, der auch das Theater unſicher machte, und der — wie hatte Peterſen geſagt? — der „den großen Schatz vom Vater und darum ſo viele kleine Schätze hatte“.

Melanies Augen begannen gefährlich zu funkeln; dem armen Zuſchauer ſank das Herz und ſtieg dann wieder. Sie überflog den kurzen Brief:

„Höchſt verehrtes Fräulein! Ein erſter Fehlverſuch, mich Ihnen zu nähern, konnte mich nicht dauernd abſchrecken, da meine Bewunderung Ihrer genialen Schöpfungen und meine Ergebenheit ohne Grenzen iſt. Es empört mich wahrhaft, zu hören, daß Sie mit Ihrer Gage, die eine Million betragen ſollte, unzufrieden ſind und ſich auf unwürdige Weiſe einſchränken müſſen. Das iſt himmelſchreiend! Da werden Sie hoffentlich Ihrem begeiſtertſten Bewunderer nicht grollen, wenn er Sie bittet: vergönnen Sie ihm, die göttliche Kunſt in vollkommen ſelbſtloſer Weiſe ein wenig zu unterſtützen und dieſer Ungerechtigkeit

des Schickſals abzuhelfen. Verfügen Sie über ſo viel, wie Sie wünſchen, und in jeder beliebigen Form. Ich möchte nur, daß ich wieder ruhig ſchlafen könnte, weiter nichts.

„Auf eine freundliche Antwort hofft Ihr in tiefſter Verehrung ergebener Erich Payer.“

Das iſt ja ſo weit ganz hübſch, ganz reſpektvoll! dachte ſie einen Augenblick. Im nächſten ſchoß ihr aber das Blut heiß ins Geſicht; die zurückgehaltene Empörung fuhr ihr in die Augen und in alle Glieder. Sie riß das Briefchen mitten durch und warf's auf die Erde. Dann nahm ſie den Kamelienſtrauß und warf ihn hinterdrein.

„Da!“ rief ſie. „Das iſt meine Antwort! — Nein, ich will ſie Ihnen noch etwas deutlicher ſagen, damit Sie ſie auch gewiß verſtehn. Sagen Sie dem Herrn, der Sie herſchickt, daß ich nicht die Ehre habe, ihn zu kennen — und ſie mir auch nicht wünſche. Sagen Sie ihm, daß ich ihm bisher nicht das Recht gegeben habe, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen; und daß ich kein Geld brauche, weder geſchenkt noch geliehen. Und daß ich mir von niemand etwas ſchenken laſſe — am wenigſten von einem wildfremden Mann — am allerwenigſten aber von Herrn Erich Payer. Sagen Sie ihm das!“

Der junge Mann wollte ſchweigend gehn. Er ſchien gar nicht ſo niedergeſchmettert, wie er nach ihrem Gefühl nun ſein mußte, wie ihre gereizten Nerven es verlangten. „Halt!“ rief ſie erbittert. „Nehmen Sie erſt den Brief da mit; ich will ihn nicht behalten, auch nicht ſo in Stücken. Die Blumen auch! — So! — Und ſagen Sie ihm das alles, Wort für Wort. Adieu!“

Der Menſch mit dem geſenkten Kopf fuhr aus der Thür, und über Melanie Gilbert kam ein wildes Lachen.

Zweites Buch.

I.

Wohl in jedes Menſchen Leben tritt zuweilen dieſe beſondere Art von Enttäuſchung ein, daß angeknüpfte Fäden, an denen man weiterzuſpinnen dachte, plötzlich wieder abreißen, und daß ein merkwürdiger Anfang keine Fortſetzung hat. Ernſt Prinzinger war in dieſem Fall: nachdem er, der kleine Schloſſergeſell, zu dem „Löwen von Mainz" und zur ſchönen Melanie ins Haus gekommen war, verſchwanden ſie ihm auf einmal beide wieder, als hätte er ſie nur im Schattenſpiel auf der Wand geſehn, und er ſank in ſeine gottverlaſſene Einſamkeit zurück. Pflichtgetreu, gegen ſeine innere Freude kämpfend, hatte er Herrn Payer berichtet, wie ſchlimm deſſen zweite „Huldigung" von der Gilbert abgelehnt worden, und hatte Strauß und Brief zurückgebracht; ſchweigend hatte Erich ihn angehört, war aber in eine ſo ſonderbare grünliche Bläſſe verfallen, als wär' er ohnmächtig oder gar tot. Dann hatte er ihn fortgeſchickt — und nun war's vorbei. Nach ein paar Tagen kam der alte Diener mit der Guitarre; die ſende ihm Herr Payer, wie er verſprochen habe, und laſſ' ihn ſchön grüßen. Er ſei abgereiſt, nach Nizza und Monte Carlo, und werde ſo bald nicht wiederkommen.

Er kam auch nicht wieder. Ernſt lebte ſein altes Leben weiter, aber wie im Traum; er fühlte ſich zuweilen

wie in der Verſenkung unter der Bühne: oben geht das ſchöne, bunte Spiel ſeinen Gang, für ihn ſind's aber nur dumpfe Geräuſche, ohne Klang und Sinn. Oder wie im Märchen, nach einem gaffenden Blick in die Herrlichkeit der Zauberwelt, war er als dummer Kerl, der das rechte Wort nicht gewußt hat, wieder in der Schloſſerei erwacht, hämmerte und feilte wieder. Eine tiefe Mutloſigkeit ergriff ihn, wie ſein ſchweres Blut ſchon mehrere erlebt hatte. Ich bin ausgeſtoßen, dachte er; weg aus dem Paradies. Iſt mir auch ganz recht geſchehn; was hatt' ich an der Paradiesthür zu ſuchen? Ich gehör' in die Schloſſerei!

Er ſtürzte ſich in ſeine Arbeit, ſein Geſchäft, wie noch nie; am Mainzer Stadttheater ging er ſo weit vorbei, wie er konnte; das ſollte ihn nicht wiederſehn! Es ſah ihn auch lange Monate nicht. Auch Melanie Gilbert hatte nicht die Ehre; weder auf der Straße noch im Schauſpielhaus kam er vor ihr Geſicht. Die Guitarre hing an der Wand, in der Ecke, hinter ſeinem Bett; er ließ ſie einſtauben, rührte ſie nicht an. Er ſang nicht, als nur im Traum; fing er im Wachen auch nur zu ſummen an, ſo kommandierte er mit einem Schimpfwort auf den „alten Eſel" oder „Trottel" Ruhe. Nur noch Schloſſer ſein, weiter nichts! Saß er am Feierabend von rechtſchaffener Arbeit ermüdet da, ſo verſank er am liebſten in halb gedankenloſes Träumen, ganz mit ſich allein. Wie es die feurige, unbefriedigte, ſchwerblütige Jugend ſo gerne thut, haßte er jeden mittleren Zuſtand; er hielt es mit Klärchens Lied im „Egmont": „Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt!"

Es verging faſt der ganze Winter ſo; in ſeinem Leben hatte er keine ſo öde Zeit. Erſt als die Frühlings-

ſchwüle ins Land kam, ward ihm nach und nach wieder ſonderbar närriſch, bedürftig, aufgeregt, ſingerig zu Mut; er fing zu ſeinem Staunen an, Verſe und Monologe zu deklamieren wie in alten Zeiten; er nahm die Guitarre, klimperte und ſeufzte. Der Teufel iſt wieder los! dachte er. Es war ihm aber eigentlich zu Mut — er gab's nur nicht zu —, als höre er wieder die Fittiche eines Engels rauſchen. Unſinnige Träume kamen auch dazu und begleiteten ihn bei der Arbeit mit ihren frech melancholiſchen Nachgefühlen durch den halben Tag. Endlich ſaß er einmal auf ſeinem Bett, als eine hohe Abendröte in die Kammer hereinſchien, und fing an zu weinen; der Henker mochte wiſſen, warum. Es iſt nun doch nicht zu ändern! ging ihm durch den Kopf. Auguſt Möller kann ſchloſſern, ſaufen, ſchlafen, räſonnieren und damit zufrieden ſein; ich kann's einmal nicht. Selbſt die kleine Minna Gerſter kann's nicht; immer ſagt ſie wieder: ich hab' noch die alten Käfer im Kopf! So bin ich wohl dazu beſtimmt, das eine zu müſſen und das andere zu wollen; zwiſchen dem Bach und dem Meer auf einem ſchmalen Steg zu gehn. Es giebt ja *mehr* ſolche Menſchen, die nicht glücklich ſind! Aber überhaupt — das ſind Redensarten — wer iſt immer glücklich? — Jetzt wein' ich, und mir iſt doch ſo wunderbar gut zu Mut. Und wenn ich am Morgen verdroſſen bin und am Abend beim Singen oder Deklamieren verrückt ſelig werde, hab' ich dann nicht mein Teil von Glück? — Ich will nur wieder ruhig meinen Schiller und meinen Shakeſpeare ſprechen; es thut ja keinem weh, und mir thut's doch wohl.

Iſt dies ein Dolch, den ich da vor mir ſchaue,
Den Griff mir zugekehrt? Komm, laß dich packen ...

Ein paar Thränen liefen noch in den jungen, heranwachſenden Bart; er ließ ſie laufen und rollte die Augen, Macbeths mordluſtige Verſe ſprechend. Sein gutes, wehmütiges Geſicht ward zum finſteren, ſtarrenden, Dolchgeſpenſter träumenden, grauenvoll ehern entſchloſſenen Mörder-Antlitz; ſein weicher Baß ſchlug Könige tot. So kehrte er in ſein verlorenes Paradies zurück, und wenn er auch immer nur bei der Thür ſtehen bleiben ſollte; wenn ihm auch jeden Abend vor Schlafengehn der Engel mit dem feurigen Schwert, mit ſeiner harten amtlichen Stimme, die Thür zeigen ſollte: Schloſſergeſellen hinaus!

Schauſpielend und ſingend, aber nur heimlich für ſich, kam er durch den Frühling und in den Sommer hinein; die Tage marſchierten dahin wie die Rekruten, einer dem andern gleich, aber ſie hatten wenigſtens wieder ein farbiges Kleid. Die Verſuchung, ins Theater zu gehn, war von ihm genommen: Ende April ſchloß das Stadttheater ſeine Pforten, die Truppe ſpielte draußen auf irgend einer Sommerbühne weiter, einige auch für ſich, von den andern getrennt. Erich Payer, nach langer Abweſenheit heim gekommen, war ihm einmal in der Stadt begegnet, ohne ihn zu ſehn; er war wohl brauner im Geſicht geworden, aber geſunder ſchaute er nicht aus, eher abgelebter. Dann ward er wieder unſichtbar; Ernſt erfuhr in der Schöfferſtraße, in einem Nachbarhaus, daß der Herr Payer neuerdings ins Ausland abgereiſt ſei. Die Fenſterläden in ſeiner Wohnung blieben feſt verſchloſſen. Es war nun ganz das alte Mainz, wie der junge Schloſſer es vordem gekannt hatte: nach den Arbeitsſtunden ein Glas Bier oder Wein mit den Kameraden, oder ein einſamer Spaziergang am Rhein, ſtromauf oder ſtromab; zu-

weilen ein ehrbarer Beſuch bei Mutter und Tochter Gerſter, oder ein heimlich wilder, leidenſchaftlicher, trunkener bei König Lear und Othello, bei Odoardo und Wallenſtein.

Es ſollte aber doch die Stunde kommen, auf die er im verborgenſten Kämmerlein ſeiner Seele als Selbſtbetrüger hoffte; denn ſo ſind wir geſchaffen und in verſchiedenen Stockwerken — Ober- und Unterbewußtſein, ſagen manche Leute — geiſtig aufgebaut, daß oft der eine Gedanke nichts vom andern weiß, und unſre Wünſche ähnlich wie Kinder im Haus miteinander Verſteckens ſpielen. Wenn er ſich einredete: Entſagen! Entſagen! ich ſing' und deklamiere nur für Ernſt Prinzinger, niemals für die Welt! ſo kicherte irgend ein Kobold im Keller — im Unterbewußtſein — und ſang nach eigener, ſüßer Melodie, wovon der dumme Kerl da oben nichts hörte: Weiter hoffen! Weiter hoffen! Ernſt Prinzinger und die Welt kommen noch zuſammen! — Es ward wieder Herbſt; im September öffneten ſich wieder die großen und kleinen Thüren des Theaters; die großen Anſchlagszettel erſchienen wieder. Als Ernſt, durch die Straßen dahinſchlendernd, plötzlich den erſten ſah, in dem wohlbekannten geliebten Format, zuckte ihm das Herz. Er ſtellte ſich vor den Zettel hin; ich bin ja wohl der Siebenſchläfer, dachte er; ſo grenzenlos lange hab' ich kein Theater mehr von inwendig geſehn! Seine Augen verſchlangen das alles, vom erſten bis zum letzten Wort; „Stadttheater Mainz, Direktion: Karl Böttcher"; unten die Verheißungen für das beginnende Spieljahr, die Gaſtſpiele und die neuen Stücke. Endlich wußte er's ſo ziemlich auswendig und ging ſeufzend heim; unterwegs an das alte Lied denkend:

Hab' ich Geld, kann ich ins Theater fahr'n,
Hab' ich keins, mach' ich mir z' Haus 'n Narr'n!

Er that es auch und vergrub ſich daheim wie ein Narr in ſeine tragiſchen Rollen, in den göttlichen Falſtaff dazu. Eine Woche oder zwei hielt er's dann noch ſo aus. Aber als er am nächſten Nachmittag — er war von ſeiner Arbeit früher freigekommen — am Eingang des Theaters auf einem noch vergrößerten Zettel gedruckt las, daß heute der berühmte Schauſpieler Schirmer, Verfaſſer der beliebten Luſtſpiele So und ſo, als Gaſt auftreten werde, und als er unter den Perſonen des Stücks neben Schirmers Namen den von Melanie Gilbert las, ſchnellte er auf einmal ſeinen Daumen am Mittelfinger hinunter, ohne daß er's wußte, und die Sache war abgemacht. Er erklärte das Geld in ſeiner Börſe für Theaterkaſſe, trat geſchwind in die Vorhalle ein und kaufte ſich ein Billet zum „Olymp". Darauf wollte er wieder hinaus, in die Luft; aber es litt ihn nicht. Was ſollte er da draußen? Wie ein heimlich glücklich Liebender ſchlich er die Treppen hinan, ſetzte ſich auf ſeinen Platz, noch einſam, ſah zum Vorhang hinüber und hinunter, und fühlte ſein Herz leiſe kräftig pochen, als ſei es die Bewegung des Kobolds unter der Schwelle des Bewußtſeins, als höre er ſein rhythmiſches Necken: Weiter hoffen! Weiter hoffen!

Es war ein bürgerliches, unbedeutendes Stück, das ſie ihm dann ſpielten; er zog zuweilen die kritiſchen Schultern hoch, als verwöhnter Schiller- und Shakeſpearegaſt; es gefiel ihm nicht. Auch die ſchöne Melanie, die er nach der langen Ewigkeit wiederſah, berückte ihn nicht ſo wie ſonſt; es war, wie wenn die blaſſe Modefarbe des

Stücks an ihr abfärbte, oder als ſteckte ihr ſüßes Ich unter einem plumpen, entſtellenden Kleid. Aber Herr Schirmer! der Gaſt! — Ernſt ſah ihm lange zu, wußte noch immer nicht, was er dachte, was er fühlte; er verſpürte nur, daß inwendig in ihm jemand lächelte. War das nun ein ſchöner, langer Menſch? eine wohlgefällige „äußere Erſcheinung"? Grad' das Gegenteil; ein ähnliches Gewächs wie Ernſt Prinzinger, knorrig, breit, nicht hoch. Dazu ein ziemlich verzwicktes Geſicht; Naſe ſchwach, Mund lang, Augen klein. Aber was konnt' er alles machen, der Schirmer, mit dieſem Gewächs und mit dieſem Geſicht! Wie blitzten ſeine kleinen Augen durch das ganze Haus, im Spaß oder im Ernſt; wie konnte dieſer Briefkaſten-Mund lachen, daß alles mitlachen mußte; wie bebte Ernſt auf ſeinem Sitz, als der Mann da unten, die knorrige Geſtalt, vor Jammer und Empörung bebte. Und ſeine Stimme, ſein Baß ... Auch nur ein Baß; aber wie ging er durch Mark und Bein; oder wie lief er einem behaglich, erheiternd, gemütlich über die Haut. Daneben ſtand Melanie; ihre Schönheit, ihre Viola mußten ſich ſehr zuſammennehmen, um ſich zu behaupten. Er war doch die Sonne, von ihm ging es aus, das immer wachſende Wohlgefühl im Hauſe, die ſummende oder laute Luſt, ein ſchleichendes Gewitter des Beifalls, das ſich nach den Aktſchlüſſen entlud. Zuletzt, als es aus war — leider ſchon! ſeufzte Ernſt inwendig — ſtanden ſie noch mehrmals nebeneinander, ſtürmiſch herausgerufen, Melanie und der Gaſt; Ernſt hatte ein Gefühl in den Augen, als ſei Herr Schirmer größer geworden und das Mädel kleiner. Endlich riefen ſie noch einmal den Gaſt allein. Jetzt komm' ich! dachte Ernſt,

dem die Glieder zuckten, als der Vorhang wieder auf-ging; so hatte er sich, ohne es zu wissen, mit hinein-gelebt. Die breite Gestalt erschien, lächelte und verneigte sich; unwillkürlich verneigte Ernst sich auch und seine Lippen lächelten. Dann fiel der Vorhang, wie des Hen-kers Beil, und blieb nun unten.

Der Schlossergeselle Prinzinger hatte eine schlechte Nacht; die des Kobolds im Unterbewußtsein war nicht so schlecht. Dieser war's auch am Morgen, der den andern aus einem späten, tiefen Schlummer weckte; er hatte ein Lächeln, ein ruhiges, aufgeregtes, aber jugendfrisches, und half dem Schlossergesellen, sich sorgfältiger als jemals waschen und kämmen, sich in die besten Kleider werfen: es war Sonntag morgen. Schlag elf standen sie beide in der Rheinstraße vor dem Englischen Hof, wo Herr Schirmer wohnte. Den Schlossergesellen überkam ein leises Zittern; der Kobold atmete tief, aber mannhaft, und zog den andern mit ins Haus. War Herr Schirmer ausgegangen? Nein, er hatte spät gefrühstückt, war auf seinem Zimmer, eine Treppe hoch. Plötzlich öffnete sich die Thür dieses Zimmers, nachdem jemand geklopft und eine Stimme Herein gerufen hatte, und Ernst Prinzinger, sich verneigend, wie ein Fragezeichen, stand vor seinem Schicksal.

„Mit wem habe ich —?" fragte Herr Schirmer höf-lich. Er stand nahe beim Fenster, aus dem er wohl hinausgesehen hatte, in einer Art von Joppe, noch ohne Halsbinde. So am nüchternen Morgen sah er bürgerlich aus, fast zu bürgerlich; nur seine starken, tiefschwarzen Brauen gingen dem bleichen Ernst etwas auf die Nerven. Der hielt sich aber Wort und faßte einen Heldenmut.

„Ernſt Prinzinger," antwortete er mit feſter Stimme. „Ich hab' eine große Bitte an Sie; nehmen Sie's nicht übel. Ich hab' geſtern abend ſagen hören, daß Sie nicht bloß ein großer Künſtler — das hab' ich ja geſtern ſelbſt geſehn —, ſondern auch ein guter Menſch ſind; ſonſt hätt' ich nicht den Mut, Herr Schirmer."

Schirmer lächelte. „Alſo ich gelt' für einen guten Menſchen; das freut mich. Und was wollen Sie?"

„Zum Theater gehn," erwiderte Ernſt nach einem tiefen, mächtigen Atemzug in den breiten Bruſtkaſten, dem der andere mit einer gewiſſen Bewunderung zugeſehn hatte. „Das heißt, wenn Sie meinen, daß ich dazu tauge. Wenn Sie mich freundlich anhören wollen."

„Hm!" murmelte Schirmers Baß. Er war zuerſt ſichtbar erſchrocken; jetzt betrachtete er aber das ganze Fragezeichen mit ſcharfem, forſchendem Schickſalsblick. Ernſt wollte zuſammenſinken, hielt ſich aber unverzagt aufrecht. „Freundlich anhören ... Sie wollen mir was vorſprechen?"

„Wenn ich dürfte, ja. — Ich hätt' allerlei. Ich wüßte verſchiedene —"

Schirmer machte eine Bewegung, daß Ernſt verſtummte, und lud ihn ein, ſich zu ſetzen, auf den nächſten Stuhl. Zugleich ſetzte er ſich auch. „Wie alt ſind Sie?" fragte er; in ſeine Augen kam etwas Sonnenſchein, etwas ermutigend Gemütliches.

„Zweiundzwanzig; bald dreiundzwanzig."

„Und was ſind Sie jetzt?"

Ernſt atmete wieder tief. „Schloſſergeſell," ſagte er dann ruhig.

„Hm! — Na ja. Das kommt vor. Girardi in

Wien, der hat auch geſchloſſert. Und — — Wie ſind Sie denn auf dieſen verrückten Einfall gekommen?“

„Ver — Verrückt?“

Schirmer lachte auf; ſo ausdrucksvoll, ſo dramatiſch war die Verſtörung in des Schloſſers Geſicht. Das gefiel ihm. Er ſchmunzelte hinterdrein. „Na, gewiſſermaßen! Mit dreiundzwanzig Jahren vom Handwerk zur Bühne ... Was möchten Sie denn ſpielen?“

„Alles! — — Das heißt — was Sie meinen. Wenn ich Ihnen etwas vorſprechen dürfte —“

Schirmer winkte wieder durch eine Bewegung ab; Ernſt, der ſich ſchon hatte erheben wollen, ſaß wieder ehrenfeſt ſtill. „Alſo wo iſt Ihnen denn der Gedanke gekommen?“

„Zur Bühne zu gehn? — O Gott! Schon lange. Ich bin aus einer kleinen weſtfäliſchen Stadt; da war auch ein kleines Theater; geſpielt ward da ſelten. Aber einmal kam eine etwas beſſere Geſellſchaft; ſie ſpielten ſogar ein klaſſiſches Stück. Wie es hieß und von wem es war, das — hab' ich vergeſſen. — Ich kannte nämlich die Klaſſiker damals noch nicht ...“

Ernſt ward rot; er brachte es aber zu einem tapferen Lächeln.

„Wir hatten ja alle eine Zeit, wo wir ſie noch nicht kannten,“ bemerkte Schirmer gemütlich.

„O ja! Wie haben Sie recht! — — Das war alſo dieſer Abend. Wo unſer Theater abbrannte und ich auf den ‚verrückten Einfall‘ kam: ich muß zum Theater!“

„Ah? Es brannte ab?“

„Denſelben Abend, Herr Schirmer; — ach, an dem alten Kaſten war nicht viel verloren; mir gab's aber doch einen mächtigen Schlag. Das kam nämlich ſo ...“

Hier ward er wieder rot und hielt inne. „Es intereſſiert Sie ja aber nicht, Herr Schirmer. Entſchuldigen Sie. Soll ich Ihnen nicht lieber etwas —"

Schirmer ſchüttelte ſeinen kantigen Kopf. „Erzählen, erzählen," brummte er ſo hin. „Alſo wie kam das, Herr?"

„Es kam wie ein Traum, Herr Schirmer; wir ahnten ja alle nichts! Das klaſſiſche Stück war aus, ich ſaß und — und wußt' mir nicht zu helfen; ſo was hatt' ich ja noch nie erlebt. Ich wußt' ja nicht, daß es ſolche Sachen giebt — ſo was grauſig Schönes, mein' ich — ſo unausſprechlich große, übermenſchliche Geſchichten — und doch auch ſo menſchlich, als könnt's jeden treffen. Und ich ſaß und flennte; anders wußt' ich mir keinen Rat. Wie nun glücklich alle hinaus ſind, daß mich niemand mehr ſehen kann, und ich ungeſtört in meiner Seligkeit ſchluchze, und mir inwendig die Geſchichte nachſpiele, — alles hatt' ich aber nicht verſtanden, der eine hatte ſo mordsmäßig gebrüllt — da ſteigt mir auf einmal ein Geruch in die Naſe, ſo was Brenzliches, und ein Rauch kommt herauf, wie wenn Nebel ziehn, und unten, wo noch ein paar Menſchen ſind, geht das Rufen los: Feuer, Feuer! Es brennt! — Mir kam das weiter nicht ſonderbar vor, mir paßte es zu dem Stück. Na ja, ſo ſoll's brennen! denk' ich. Ich war noch ein dummer Jung', Herr Schirmer —"

„Schon recht," brummte der. „Machen Sie nur weiter!"

„Ja — nun iſt ja eigentlich die Geſchichte aus. Ich bin ja wohl aufgeſtanden, ſteh' aber noch ſo däm-lich da; plötzlich packt mich einer am Arm — wer das

war, hab' ich nie erfahren; wohl ein Arbeiter aus der Stadt — und ſagt mir ein paar grausliche Schimpfwörter und zieht mich zur Treppe hin. Kurz, wir ſauſen hinunter; — ich weiß nur noch, ich ſtand draußen auf dem Platz und nun brachen die Flammen aus allen Löchern und Fenſtern, als ſtreckte uns das Haus hundert glührote Zungen 'raus. Und der Rauch, der gen Himmel ſtieg, und das Funkenſtieben, und das Wehen und Praſſeln ... Ich war wie vor den Kopf geſchlagen; mir war immer noch, als wär' das die natürlichſte Fortſetzung von dem Klaſſiker, und als wär' das ſein letzter Akt. Dazu ſchrieen die Leute — ſie ſchreien ja ſo gern, wenn was los iſt; ich verſteh' das nicht — und es war ein ‚Ach Gott, ach Gott!' und ein ‚O je!' und ein ‚Heiliges Donnerwetter!' Und endlich ward das Feuer ſo ſchön und ſo himmelhoch und ſo herrlich, da fingen die Jungen an: ‚Hurra!' und ‚Juchhe! Juchhe!' Bei Gott, Herr Schirmer, ſo war's; ſie fingen zuletzt an, um das Feuer herumzutanzen, die Bengels, wie beſeſſen; und dem alten Kaſten gute Nacht zu wünſchen, als hätt' er lange genug gelebt; — das war auch wohl eigentlich die Meinung in der Stadt: ſie mochten den alten Kaſten nicht mehr. O, da ſind Kerle gekommen — ich ſeh' ſie noch — einer war beſoffen. Betrunken, will ich ſagen; entſchuldigen Sie. Der machte ein ganz gräſiges Geſicht, daß ſie alle lachten; und wie ein verrücktes Geſpenſt ſtand er da und nickte dem Feuer zu, und ſchwenkte dann ſeinen Hut — ſo — und gröhlte in die Nacht hinein und taumelte und tanzte ..."

Ernſt war im Eifer aufgeſtanden, ohne es zu wiſſen, er ſpielte den Kerl, mit Armen und Beinen und dem ganzen

Geſicht. Schirmers Augen hingen an ihm. Sie lächelten einen Augenblick, dann ſchauten ſie ſehr ernſthaft zu.

„Ich bin zu lebhaft geworden, entſchuldigen Sie,“ ſagte Ernſt plötzlich, mit trockener, gedrückter Stimme, ſah ſich nach ſeinem Stuhl um und ſetzte ſich wieder hin.

Schirmer erwiderte nichts. — „Na und Sie?“ fragte er nach einer Weile.

„Ich? — Wie meinen Sie?“

„Haben Sie auch Juchhe geſchrieen?“

„O Herr Schirmer, was denken Sie. Ich war ja allerdings auch noch ein dummer Jung', wie ich wohl ſchon ſagte. Aber mir war ja doch das Haus wie ein Tempel; war ja ein Theater. Und eben hatt' ich da erſt die glücklichſten Stunden meines Lebens — — O nein, mir war unſinnig ſchlecht zu Mut. Ich dacht': nun iſt's aus! nun iſt alles aus! Und ich bin endlich beiſeit' gegangen, weil mir wieder Thränen — —“

Er verſtummte und lächelte.

„Sie haben lebhafte Erinnerungen, junger Mann,“ ſagte Schirmer, gleichfalls lächelnd. „Mir ſcheint, Ihnen werden noch jetzt die Augen wieder feucht.“

Ernſt ſchüttelte haſtig den Kopf: „Das iſt wohl nur Zufall! — Ach nein, das müſſen Sie nicht denken; ein Schloſſer. Aber damals, da wurde mir ſo abergläubiſch; ſo wird dir's wohl auch mit deinem Wunſch gehn, dacht' ich. Wenn du groß biſt und zur Bühne willſt, wird dir das alles auch ſo in Rauch aufgehn! — Und all die Jahre hab' ich mich vor dem Brand gefürchtet. Sonſt hätt' ich mir's wohl ſchon früher verſucht; — hab' mich nicht getraut. — Die Weſtfalen, ſagt man ja, ſind ſo abergläubiſch!“

„Das kommt wohl auch anderswo vor," warf Schirmer hin. „Beſonders beim Theater. — Aber jetzt getrauen Sie ſich?"

„Wenn — wenn Sie meinten, Herr Schirmer. Darum wollt' ich ja gern —"

Schirmer ſtand auf und nickte. „Alſo dann nur zu!"

Ernſt verſtand ihn falſch. Er zog ein paar zerleſene Reclamſche Theaterbändchen aus der Taſche. „Was ſoll ich Ihnen vorſprechen?" fragte er, alle Kräfte zuſammennehmend. „Bitte, wählen Sie."

„Laſſen Sie das nur!" ſagte Schirmer mit behaglicher, würdevoller Ruhe. „Ich hab' Sie ja ſchon gehört."

„Sie haben ſchon —?"

„Ja freilich. Wozu ſind wir denn Schauſpieler, Herr. Wir können ja doch ſehen und hören. Das auswendig gelernte Zeug, wiſſen Sie, darauf geb' ich nicht viel; das iſt meiſt ſo nachgeäfft, oft nach böſen Muſtern; oder der junge Menſch hat ſich in ſeiner Studierſtube ſeine eigene verfluchte Manier gemacht. Aber Sie haben mir Ihre Geſchichte erzählt; nun weiß ich ungefähr, was in Ihnen vorgeht. Und Mimik — daran fehlt's nicht. Und Ihr Baß iſt gut."

„Herr Schirmer! Sie glauben alſo —?"

„Ja, Herr Kieninger oder wie Sie heißen, ich glaube. Gehn Sie zum Theater!"

Gehn Sie zum Theater! — Ernſt hörte die Worte, hörte ſie inwendig noch einmal; er fing an zu zittern. Ihm war, als ginge die Sonne auf. Aber als ginge ſie hinter einem Meer auf, einem endloſen Ozean, und als müßte er allein hinaus auf dies Meer. Eine große Seligkeit, eine tiefe Angſt kamen faſt zugleich über ihn.

Er konnte nicht reden, er ſtarrte nur in Schirmers lächelndes Geſicht.

„Ihre Viſage iſt ja wie ein Buch,“ ſagte dieſer endlich. „Junger Mann, hören Sie zu, ich will Ihnen die Sache etwas leichter machen; denn ich ſeh' ſchon, dieſes Glück fällt Ihnen wie ein Dachziegel auf den Kopf. Sie fragen ſich offenbar: Wie komm' ich zum Theater? — Alſo ich ſpiele hier morgen noch einmal. Auf der Probe oder abends will ich mit dem Direktor reden; der hält, was man ſo ſagt, große Stücke auf mich. Einen jungen Anfänger wie Sie, für kleine Rollen vorläufig, kann er wohl noch brauchen. Uebermorgen gehn Sie dann ins Theater, um Mittag, wenn die Probe bald aus iſt. Gehn Sie nur ruhig zur Bühne und ſagen Sie, ich hätt' Sie geſchickt. Und wenn Sie vor den Direktor kommen, ſo holen Sie Ihre ‚vergriffenen Büchelchen‘, da heraus und lallen Sie Gebete; das heißt, ſprechen Sie ihm was vor. Machen Sie Ihre Sache gut!“

„Herr Schirmer! Herr Schirmer!“ — Ernſt wußte ſich wieder nicht zu helfen, wie damals als Junge nach dem klaſſiſchen Stück. Er wollte die Hände heben, um ſie nach dieſem Göttermann auszuſtrecken; er legte ſie aber nur auf ſein übergroßes Herz. „Das thun Sie für mich! Sie kennen mich ja nicht! Wer bin ich?“

„Na, daß Sie ein Menſch ſind, ſieht man Ihnen wohl an,“ ſagte Schirmer heiter. „Und mehr bin ich ja auch nicht. — Uebrigens müſſen Sie ſich das nicht einbilden, daß ich Sie nicht kenne; dazu ſpielen Sie ſich doch ſchon zu gut.“

Hilflos fragend ſtarrte Ernſt auf den Göttermann; er verſtand ihn nicht. Hab' ich mich denn geſpielt? dachte er.

„Und nun will ich Ihnen noch was sagen," fuhr Schirmer fort, indem er zu seinem Koffer ging: „ich muß mich rasieren. Also — trennen wir uns. Nein, seien Sie ganz ruhig — was hat der Mann für ein ausdrucksvolles Biergesicht! — seien Sie ganz ruhig: mit dem Direktor über Sie zu sprechen, das vergeß' ich nicht. Machen Sie mir Ehre und werden Sie was!"

„O!" stieß Ernst nur heraus; er versuchte damit allerlei zu sagen. Er trat vor und ergriff Schirmers rechte Hand; ihm war, als sollt' er sich bücken, um sie zu küssen; das mißfiel ihm dann aber doch, als einem Nachfahr Hermanns des Cheruskers. Er drückte sie nur so stark, wie er konnte, so daß Schirmer das Gesicht verzog. Dann lächelte er ihm all seine Dankbarkeit zu und taumelte hinaus.

II.

Es war Dienstag Mittag; die Probe ging dem Ende zu, Peterſen ſtand mit Melanie zwiſchen den Couliſſen. Fräulein Valentine Baſedow, die Naive, kam von der Bühne, wo ſie eine ihrer Scenen durchgeſpielt hatte; in ihrem gern gemütlich ſchleppenden Gang, „halb Humoriſt, halb Kind“, wie Peterſen von ihr ſagte, ſegelte ſie an den beiden vorbei, aus einer kleinen Düte knabbernd. „Wollen Sie auch eine?“ fragte ſie Peterſen und hielt ihm die Düte hin.

„Was für eine?“ entgegnete er vorſichtig. „Was haben Sie da?“

„Gucken Sie doch in die Düte hinein, dann wiſſen Sie's ja. Kröten ſind es nicht.“

„Sehr richtig,“ bemerkte er, nachdem er die Düte geöffnet hatte. „Krachmandeln ſind's. — Ich danke Euer Gnaden.“ Er nahm eine.

Wird ſie auch der Melanie anbieten? dachte er.

Nein, das that ſie nicht. Sie fuhr fort, mit tiefer Andacht zu knabbern, als wäre weit und breit außer ihnen beiden kein dritter Menſch zu ſehn. Sie konnten ſich nicht gut leiden, die Tragiſche und die Naive. Melanie

Gilbert ſagte der Valentine Baſedow nach, ſie ſpiele die Treuherzige, ſei aber 'ne falſche Katze und hab' ein ſehr weites Herz; die Naive ſagte von der Tragiſchen, ſie ſei tugendhaft wie ein Marmorblock und ſo warm wie Vanilleeis.

„Peterſen, ſchauen Sie her," ſeufzte die Baſedow, indem ſie auf ihre noch jugendliche, aber ſchon bedenklich üppige Figur wies. „Es iſt wirklich ſchrecklich!"

„Was iſt ſo ſchrecklich, Baſedowchen?"

„Ich werd' täglich dicker!"

„Erinnern Sie ſich, mein Herz, das hab' ich Ihnen ſchon im vorigen Winter geſagt. Es iſt eingetroffen."

„Ja," ſagte die Baſedow, „Sie müſſen ſich verabredet haben, Sie und der Mann da oben, der für mich arme Pflanze zu ſorgen hat."

„Erlauben Sie — das iſt kein Mann."

„Nicht? Wiſſen Sie das beſtimmt?"

„Ja. Das iſt eine Frau."

„Ah! — Peterſen weiß doch alles. — Sie kennen dieſe Frau?"

„Recht gut. Sie heißt Valentine Baſedow und wird täglich dicker, weil ſie einen unvernünftigen Lebenswandel führt."

Valentine ſeufzte wieder; ſie konnte mit ihren dreißig Jahren ſo grundehrlich und kläglich ſeufzen wie ein Kind. Ihre leichtfertigen blauen Augen ſahen ihn hilfeflehend an, es war, als ſeufzten ſie mit. „Was ſoll ſie denn thun?" fragte ſie.

„Ein bißchen an Ihre Zukunft denken."

„Ach du lieber Gott!"

„Und weniger Süßigkeiten knabbern."

„Warum denn?“

„Weil das dicker macht. Baſedowchen, ſtrengen Sie ſich an, denken Sie einmal nach! Sie können noch lange die Naive ſpielen, wenn Sie Ihr nettes Figürchen behalten; aber wenn Sie ſo nach allen Weltgegenden weiterwachſen, ſo wachen Sie eines Morgens als komiſche Alte auf! — Bitte, verdrehen Sie nicht die Augen, ſondern nehmen Sie ſich folgendes vor.“

„Was denn, Peterſen?“

„Ganz entſchieden eine Kur zu brauchen gegen dieſe Abrundung. Oertel, Schweninger, oder was Sie wollen. Erſt 'ne Stunde nach der Mahlzeit trinken. Aber eine ſtreng durchgeführte Kur! Dann wird Ihr Geſtellchen wieder ſechzehnjährig, und mit vierzig, fünfzig Jahren ‚entdecken Sie noch Ihr Herz‘!“

„Ach, mein guter Peterſen!“ Valentine hob ſchräg den Kopf, um ihm mit einem ihrer entwaffnend weichen Blicke ſo recht in die Augen zu ſehn. „Sie wiſſen ja, das kann ich nicht.“

„Warum nicht?“

„Eine ſtreng durchgeführte Kur. Ich hab' ja nicht die moraliſche Willenskraft dazu! Ich bin ja die Baſedow!“

Melanie Gilbert war fort, wieder auf der Bühne; ſonſt hätte die Naive wohl auch nicht ſo freimütig über ſich geſprochen. Peterſen lachte auf; dann zuckte er mitleidig die Achſeln. Sie probierten jetzt die letzte Scene; der Regiſſeur, nach und nach nervös geworden, überhaupt nicht in guter Laune, polterte und fluchte.

„Nun hören Sie mal den,“ flüſterte Valentine endlich.

„Heut iſt er rein wie toll," murmelte Peterſen. „Bruder, Bruder, ſei ruhig! Aus deinen Knochen laſſen wir uns noch mal 'nen Souffleurkaſten bauen!"

Die Probe ging zu Ende; die Darſteller verließen die Bühne, nur der Regiſſeur blieb noch zurück. Peterſen hatte bis zuletzt an der Kuliſſe gewartet, um als „Onkel" zuzuſchauen, wie Melanie ihre Sache machte. Als ſie jetzt zu ihm trat, wie gewöhnlich ſtumm ſein Geſicht befragend, kam der Direktor vom Kanzleizimmer her, neben ſich einen blaſſen jungen Mann mit kleinen ſchwarzen Augen, von gedrungener, feſter Geſtalt. „Die ſteuern auf den Regiſſeur zu," ſagte Peterſen. „Nach dem wenigen Blut zu ſchließen, das dieſer junge Mann im Geſicht hat, ſoll er hier Probe ſprechen. — Richtig! Er zieht ſeine Geburtshelfer aus der Taſche."

Es machte ihm Spaß, ſolche „Schlachtopfer" vor dem Altar der Kunſt zu ſehn. Diesmal gefielen ihm auch die ſonderbaren dunklen Augen, mit denen Ernſt Prinzinger bang und tapfer zugleich den noch zornroten Regiſſeur begrüßte und die zerleſenen Reclams hinhielt. Peterſen horchte, was der Direktor wohl zum Regiſſeur ſpräche; doch konnte er kein Wort verſtehn.

„Nun?" fragte ihn Melanie. „Wie hab' ich's heute gemacht?"

„Gar nicht übel, Kind. Gegen den Schluß noch mehr aus dir heraus! Da müſſen die Balken ſich biegen und die Latten fliegen! — Aber warten Sie, bitte, noch ein paar Minuten; ich geh' dann mit Ihnen. Der Regie führende Wüterich und der Direktor wollen ins Parkett; da gehn ſie. Ich möcht' doch hören, was der Burſch da kann, der da auf der Bühne."

„Intereſſiert Sie das?“

„Für eine Minute, ja. Kommen Sie ſo lange mit!“

Er nahm ihren Arm und zog ſie fort. Das Parkett war dunkel, aber der Vorhang aufgezogen; von der hellen Bühne drängten ſich allerlei Lichter und Scheine in die Finſternis. Auf der erſten Bank neben dem Orcheſter ſaßen ſchon der Direktor und der Regiſſeur; Peterſen glitt mit ſeiner Dame in die vierte Bank. Niemand war auf der Bühne als der blaſſe „Rekrut“.

„Anfangen!“ rief Müller, der Regiſſeur, mit ſeiner noch aufgeregten, choleriſchen Stimme. Ernſt fuhr zuſammen; dann verneigte er ſich aber in guter Haltung gegen ſeine unſichtbaren Zuſchauer und begann. Es war ein Monolog Franz Moors in den „Räubern“, worin er ſeinen Vatermordsplan entwickelt; nach Bühnenbrauch gekürzt.

„Müller iſt im ſtande,“ flüſterte Peterſen der Gilbert zu, „rein aus choleriſchem Mißvergnügen dies Kerlchen abzuſtechen, wie die Köchin ein junges Huhn. Das ſollten wir nicht zulaſſen, was?“

„Ja, ja,“ flüſterte Melanie. „Aber, Peterſen, das iſt komiſch: mir iſt, als hätt' ich den Menſchen ſchon geſehn; als hätt' ich ihn einmal mit einem unverſchämten Billet aus der Thür geworfen.“

„Unſinn! — Unverſchämt ſieht der nicht aus, der arme Kerl. Sie verwechſeln ihn; das iſt bei Euer Gnaden ſchon vorgekommen. Hören wir mal zu!“

„Zorn? — Dieſer heißhungrige Wolf frißt ſich zu ſchnell ſatt — Sorge? — Dieſer Wurm nagt mir zu langſam — Gram? — Dieſe Natter ſchleicht mir zu träge ...“

Ernſt Prinzinger rollte die Augen, das ganze „Arſenal des Todes“ durchwandernd; er verſuchte, nichts von ſich übrig zu laſſen als ein grübelndes Scheuſal, vor dem ſelbſt Theaterdirektoren und Regiſſeuren noch ſchaudern muß. Ihm graute beinahe vor ſich ſelbſt ... „So fall' ich, Streich auf Streich, Sturm auf Sturm, dieſes zerbrechliche Leben an, bis den Furientrupp zuletzt ſchließt — die Verzweiflung! Triumph! Triumph! — Der Plan iſt fertig ... Wohlan denn!“

Ernſt zog ſein Taſchentuch hervor, ein neues, noch nie gebrauchtes, und fuhr ſich damit über die Stirn.

„Na, was meinen Sie?“ murmelte Böttcher, der Direktor, der als ehemaliger Sänger nicht viel vom Theater verſtand und ſeine Auffaſſung gerne anlehnte.

„Schmierenhaft!“ antwortete Müller, in dem die üble Laune noch kochte.

„Das Kerlchen hat Feuer!“ flüſterte Peterſen der Gilbert zu; er flüſterte aber mit Abſicht ſo laut, daß der Direktor ihn hören mußte.

Böttcher wandte ſich. „Ah! Sie ſind da!“

„Ja, die beiden Säulen des Repertoires ſind da,“ entgegnete Peterſen.

„O ja, Feuer; Sie haben recht,“ ſummte der Direktor, der vor dem unheimlich gebildeten Peterſen noch mehr Reſpekt als vor Müller hatte. — „Wiſſen Sie, Müller, wir könnten ihn noch was ſprechen laſſen. Er möchte gern auch was Humoriſtiſches verſuchen; John Falſtaff.“

Der Regiſſeur lächelte verächtlich. „Bitte, fortfahren!“ ſchrie er dann zur Bühne hinauf. „Etwas Falſtaff! Aber das Kürzeſte!“

Ernſt verneigte ſich; darauf zuckte er verlegen die Achſeln. „Wenn es das Kürzeſte ſein ſoll. . .“ Er deutete an, er wiſſe nicht, welches das Kürzeſte ſei.

„Konzentrierten Humor!“ rief Müller. „Möglichſt konzentriert!“

„Ich wollte,“ flüſterte Peterſen, „Müller ſtünde ſo auf der Bühne und der andre ermutigte ihn ſo vom Parkett aus zum Humor.“

Nach kurzem, tief ernſtem Nachdenken hatte Ernſt ſich gefaßt; „alſo das von der Ehre!“ ſagte er hinunter. Er ſuchte ſich geſchwind zur heiterſten, genial leichtfertigſten Verſchmitztheit aufzuraffen, und fing rüſtig an . . . „Na, meinetwegen, die Ehre ruft mich vorwärts. Ja, aber wie, wenn die Ehre mich nun abruft beim Vorwärtsmarſchieren? wie dann? Kann die Ehre ein Bein anſetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde wegnehmen? Nein. Die Ehre iſt alſo nicht geſchickt in der Chirurgie? Nein. Was iſt Ehre? Ein Wort . . .“

Der Monolog ging ſo fort und war bald zu Ende.

„Was ſagen Sie jetzt?“ murmelte Böttcher.

„Humorlos,“ antwortete Müller.

„Schöne Stimme!“ flüſterte Melanie, gefliſſentlich hörbar.

„Und Leben!“ flüſterte Peterſen ebenſo zurück.

Böttcher wandte wieder den Kopf. „Ja, ja,“ ſummte er. „Gutes Material. Das Material iſt gut . . . Wiſſen Sie, Müller, es iſt was dran, was die da hinter uns ſagen; zum Wegwerfen iſt er nicht. Feuer und ſchöne Stimme . . . Und dem Schirmer hat er ſo gut gefallen. Mein Gott, ein Verſuch koſtet ja nicht viel! Den Mann

krieg' ich billig. Wenn wir den Meinke doch nicht behalten wollen —"

„Um Gottes willen!" rief der Regiſſeur.

„Na, dann nehmen wir halt den da für Meinke. Wird weniger koſten als er. Zugleich thu' ich Schirmer einen Gefallen; das iſt immer günſtig. Möchten Sie von dem noch was hören?"

Müller hob einen Arm: „Ich danke!"

„Na, dann geh' ich und mach' es feſt!"

Böttcher erhob ſich, um wieder auf die Bühne zu gehn, wo Falſtaff der Humoriſt in tödlicher Bläſſe ſtand, ſeines Schickſals harrend. Peterſen nahm wieder Melanie Gilberts Arm und ging mit ihr hinaus, auf den Gutenbergplatz, wo die heiterſte Herbſtſonne mittagskräftig auf dem Pflaſter braunte. „Mir ſcheint, da haben wir eine Schlacht gewonnen," ſagte er mit vollem Behagen. „Der Schwarzäugige wird engagiert!"

„Es ſcheint ſo," verſetzte Melanie gleichgültig. — „Und wann gehn Sie nun die Rolle noch einmal mit mir durch?"

„Kind, das iſt ja überflüſſig. Höchſtens die letzten Scenen ... Ich komm' alſo heut abend noch auf 'ne Viertelſtunde. — Nur viel H e r z hineinlegen! viel H e r z!"

„Thu' ich denn das nicht?" Sie lächelte ihr feines, hübſches, etwas kühles Lächeln.

„Doch noch nicht genug! — Mahlzeit!"

Das Mädchen nickte ihm freundlich zu, und mit einer ihrer anmutigen Kopfverneigungen und einem reizenden Winken ſchritt ſie über den Platz nach Haus. Das machen ihr wenige nach, dachte Peterſen, der ihr mit den Augen folgte: dieſe winkende Handbewegung, ſo natürlich huld-

voll; ganz wie wenn eine Prinzeſſin grüßt! — — Aber dabei bleibt's auch. Weiter bringt ſie's nicht. So eigentlich wachſen, von Rolle zu Rolle — nein, das thut ſie nicht. Da fehlt's halt! Da! — Er ſchlug auf ſein Herz. — Was ich doch für ein Glückspilz bin, daß ich mich nicht in ſie verliebt hab'. Was für ein reines Vergnügen, ihr mit ſo ſchön freier Seele nachzugucken und mir zu ſagen, wie hübſch ſie geht. Ja, und mir auch zu ſagen, daß ſie mir allmählich langweilig wird — mit all ihrer Anmut und Nettigkeit. Ja, ja, wirſt mir nach und nach langweilig ...

Sie verſchwand in ihr Haus. Er lächelte, er freute ſich ſeiner Freiheit, wie ein richtiger Junggeſell, und ſeine Zigarre rauchend ging er im Sonnenſchein auf und ab. Das war ihm nach den Proben das liebſte; ſonſt fehlte ſeinem nicht ganz geſunden „Leichnam" oft die rechte „brutale" Eßluſt und eine von Gott geſegnete Verdauung.

Während er noch ſchlenderte, kam Ernſt aus dem Theater heraus; Peterſen ſah ihn; Ernſt ſah nichts. Seine Augen hatten keinen Blick; er war zu ſehr damit beſchäftigt, zu atmen, als hätte er das eine Weile vergeſſen. Auch blieb er bald ſtehn, als wiſſe er nicht, wohin er gehen ſolle, nach rechts oder nach links. Es ſchien aber auch gleichgültig. Er lächelte; alles ſchien ihm gleichgültig zu ſein, außer daß er da ſtehe, wo er ſtand, in der vollen Sonne und mitten im Glück.

Peterſen, der ihm näher kam, hielt nun vor ihm an. „Aha," ſagte er und lächelte mit, „Sie ſind engagiert."

„O! Herr Peterſen!" erwiderte Ernſt, wie erwachend, und nahm ſeinen Hut ab.

„Sie kennen mich?“

„Aber —!“ ſagte Ernſt. „Wer kennt denn nicht —“

„Den großen Peterſen und ſo weiter. Ich danke. Alſo Direktor Böttcher hat Sie engagiert!“

„Ja,“ ſeufzte Ernſt vor Glück. — „Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle. Ernſt Prinzinger.“

„Ich war eben mit dabei, als Sie engagiert wurden; das heißt, als Sie uns Ihre gekochte und gebratene Seele vorſetzten und wir unſern Senf dazu gaben. Sie ſind gar ‚nit ohne‘, wie die Pfälzer ſagen. Ich wünſch' Ihnen glückliche Reiſe auf den Lebensweg.“

„Sie ſind zu gütig,“ ſtammelte Ernſt.

„Wiſſen Sie, ich bin gar nicht gütig, wenn ſo junge Herren kommen, die in die Welt hineingigerln, als wär' unſere Kunſt ein Tennisplatz; oder die mit ihren großen Pferdeaugen ſagen: ‚macht Platz, jetzt komm' ich!‘ Aber Sie — — na, kurz, Sie ſind mir einſtweilen recht. So viel Gage wie der Sonnenthal bekommen Sie wohl nicht?“

Mit einem ängſtlich beklommenen Lächeln antwortete Ernſt: „Ich weiß noch nicht, ob ich davon leben kann. — Der Herr Direktor meint, ich hätte ja noch furchtbar wenig Wert für ihn; eigentlich müßt' ich ja ihn dafür bezahlen, daß ich hier was lernen darf. — Er meint auch, ich kann von der Gage leben. — Na, ich will's verſuchen!“

„Bravo!“ rief Peterſen, nachdem er einige Augenblicke über den Geſchäftsmann, den Direktor, gelacht hatte. „Sie kennen ja den germaniſchen Heldenſpruch: Nur Mut, es wird ſchon ſchief gehn! Sehen Sie, das iſt ſo ein Spruch — den ſollte ſich jeder Komödiant auf

die Fingernägel ſchreiben. — Und nun thun Sie mir einen Gefallen, Herr!“

„Bitte!“ entgegnete Ernſt; die Freude ſtieg ihm in die Wangen, daß er einem ſolchen Mann ſchon einen Gefallen thun könnte.

„Stellen Sie ſich möglichſt wenige Theaterdirektoren mit einem Heiligenſchein vor; das kann Ihnen auf Ihrem Roſenpfad nützlich ſein. Ja, und gleich noch eins: denken Sie von uns Schauſpielern nicht zu gut! Wenn man ſich uns als Halbgötter vorſtellt, was ſo mancher nicht laſſen kann, dann beſtehn wir ſchlecht, ich geb' Ihnen mein Wort. Aber wenn man uns für Menſchen anſieht, dann ‚ſchneiden wir ſehr gut ab‘, wie der Königlich preußiſche Beamte ſagt. Denn erſtens haben wir alle Fehler der Menſchen, und oft in Prachtexemplaren; und zweitens können wir auch mit all ihren guten Eigenſchaften aufwarten: ſie knallen ordentlich aus uns heraus. Lieber Herr, die Kinder und die Komödianten ſind die rechten Menſchen! — Wenn Ihnen einmal ſehr theaterweh wird — und das wird ſchon kommen — dann denken Sie an mich und meine Worte, und der Name Peterſen richte Sie wieder auf! — Sie haben da einen Fleck auf Ihrem neuen guten Rock; nehmen Sie Benzin; iſt und bleibt das beſte. Und wie ſelten findet man unter uns einen Vater- oder Muttermörder. Dabei ſind wir aber eigentlich alle Märtyrer! haben viele Herren: Direktor, Publikum, Zeitungen! Seeliſche Hühneraugen, die ſtecken faſt unter jedem Schuh. Unſer beſter Troſt iſt, daß die Grünſchnäbel und die Schafsköpfe uns beneiden. Na, da ſtehn wir wieder den Königen gleich! Mehr iſt nicht zu wünſchen!“

Es war nun doch ein sehr langer Blick, mit dem der neue Kollege den alten ansah. „Märtyrer," wiederholte er leise. „Ach, Herr Petersen, so schlimm ist's wohl nicht."

Petersen lächelte gutherzig. „Lieber Herr, ich will Ihnen ja die erste süße Stunde nicht verbittern; glauben Sie das nicht. Ich mein's Ihnen wahrhaftig gut. Aber wenn Sie zufällig kein tapferer Mensch wären — Sie sehn aber ziemlich beherzt und stiernackig aus — dann gehn Sie lieber gleich wieder hinein und legen Sie Ihre Riesengage in Herrn Böttchers Heiligenschein zurück. So, jetzt kommt mein Hunger! Bravo. Gehn Sie nur auch essen, stärken Sie sich für Ihr Glück. O, es kommen selige Tage; aber dann — — wenn wir nicht so fidele Kerle und so gute Kinder wären, so hängten wir uns alle auf. Wer sollte aber dann Komödie spielen. — Herr Prinzinger?"

„Ja."

„Herr Prinzinger, ich hab' Ihnen noch nicht die Hand gegeben. Da haben Sie sie. Mahlzeit!"

III.

Ernſt Prinzinger, der Schloſſergeſell, war Schauſpieler, Mitglied des Stadttheaters in dem „goldenen" Mainz am Rhein; das ſtand nun im Buch des Schickſals geſchrieben, war nicht mehr zu löſchen. Schon manches Mal vordem hatte er ſich in halbem Traum, nach ſeiner Art, durch die Straßen dieſer guten Stadt verſchlendert; ſo aber doch noch nie, wie jetzt, wo er von einer Schauſpielerwohnung zur anderen ging, um ſich den neuen Kollegen, männlichen und weiblichen, vorzuſtellen. Es gab keinen Schloſſergeſellen ſeines Namens mehr; was die Sonne da jetzt beſchien, war ein ſchwarzgekleideter, genial friſierter Zunftgenoß von Molière und Shakeſpeare ... Die neuen Stiefel drückten ihn etwas; „ſeeliſche Hühneraugen" fiel ihm dabei ein, das Wort von Kollege Peterſen, das ihn neulich ſo unhold berührt hatte. Ach was, ſagte er ſich; bange machen gilt nicht. Seeliſche Hühneraugen hat *jeder*, der Kaiſer und der Miſtbub; alſo wir Schauſpieler natürlich auch! Aber darum gleich von Märtyrern zu reden ... Ich *war* bis heut einer, das weiß ich. Und in dieſem Augenblick bin ich im Paradies!

Na, das lügſt du ſchon! dachte er freilich gleich darauf, als er auf dem Gutenbergplatz vor Melanie Gilberts Wohnung ſtand und ſich ein paar Augenblicke ſammelte, ehe er zu ihr hinaufſtieg. Wie ſelig wäre er ſonſt geweſen, dieſen Weg zu gehn, Ingomar zu Parthenia; aber — wird ſie mich wiedererkennen? fuhr ihm immer wieder durch Kopf und Bruſt. Hab' ich mein Geſicht damals gut verſteckt, oder kann man das gar nicht, wenn man ſo vor dem andern ſteht? Schaut ſo 'ne junge Künſtlerin nur ganz träumeriſch hin, wenn ſie auf einen gleichgültigen Menſchen ſieht, oder merkt ſie ſich alles? kann ihr nichts entgehn? — Er ſeufzte; wie unerfahren, dachte er, iſt ein junger Menſch! Vor ihrem Hauſe ſtehen bleiben und weiterſeufzen konnte er aber auch nicht. Er zog ſeine Manſchetten hervor, die ſich wie erſchreckt und eingeſchüchtert in den Aermel geflüchtet hatten, trat ein und ſtieg die Treppe hinauf.

Ueber den wohlbekannten ſchmuckloſen Vorplatz kam er zu Fräulein Gilberts Thür; drinnen hörte er ſie ſingen, trällern; das ging ihm wunderbar aufs Herz. Er blieb ſtehn und horchte; erſt als der Geſang aufgehört hatte, klopfte er an. Auf ihr wohlklingendes Herein öffnete er geſchwind, mit Weſtfalenmut. Den Hut in der Hand trat er vor ſie hin, die ſich wohl eben durchs Zimmer bewegt hatte und über die Schulter ſah, und verneigte ſich mit der ſchlichten, huldigenden Beſcheidenheit, die er vor ihr fühlte. „Geſtatten Sie," ſagte er mit leidlich feſter Stimme, „daß ich Ihnen als jüngſtes Mitglied des Theaters meine Aufwartung mache; der Herr Direktor hat mich engagiert. Ernſt Prinzinger."

„O, ich weiß, ich weiß," erwiderte ſie freundlich;

ein leichtes Lächeln ging über ihr Geſicht. „Ich hab' ja auch Gevatterin geſtanden, als Sie die Bühnentaufe — — Ich gratulier' Ihnen, Herr Prinzinger. Bitte, nehmen Sie Platz!“

Mit einer erſtaunlich vornehmen Bewegung — vielleicht etwas gönnerhaft — wies ſie einladend auf einen Stuhl. Ernſt nahm ihn in die Hand; ihm war aber viel zu märchenhaft zu Mut, als daß er ſich ſogleich hätte ſetzen können. „Ich gratulier' Ihnen, Herr Prinzinger!“ Es war Thatſache, Wirklichkeit: das hatte ſie zu ihm geſagt, die ſchöne Melanie, die dem Herrn Erich Payer verwehrte, ſie zu beſuchen. Sie hatte ihn wie eine Kollegin freundlich angelächelt ... Sorge und Furcht fielen ihm vom Herzen. Er ſah zu, wie ſie ſich anmutig niederließ, und blieb im ſonnig brennenden Gefühl ſeines Glücks noch ſtehn.

„Ah!“ ſagte er, ſich auch zu einem Lächeln ermannend. „Alſo bei meinem Probeſprechen waren Sie mit im Parkett? Ich wußte nur von Herrn Peterſen; er hat mir's erzählt. O, wenn ich das gewußt hätte — dieſe Ehre — dieſes Glück —“

„Ja, ich war auch da,“ antwortete ſie gleichgültiger, kühler. Sein etwas mühſames, ſchleppendes Sprechen begann ſie zu langweilen; ſie fand wohl auch nützlich, dem „blutigen Anfänger“ beizeiten anzudeuten, daß er ſich in dieſen Antrittsbeſuch nicht zu tief hineinknieen möge. „Es war ein reiner Zufall,“ ſetzte ſie hinzu.

„Mir wär' es wie eine gute Vorbedeutung geweſen, wenn ich es gewußt hätte,“ nahm Ernſt wieder das Wort. „Ein wirklich wunderbarer Zufall; denn ich —“

Ihm ſtockte jetzt die Zunge; denn das ſchöne Geſicht

ihm gegenüber verlor alles Leben, es war, als gefröre es. Die großen Augen, vor denen er sich so gefürchtet hatte, sahen ihn auch nicht mehr an; sie gingen an ihm vorbei durch die Luft. „Ein wunderbarer Zufall," wiederholte er stammelnd, um nicht durch sein Verstummen lächerlich zu werden; die Stimme trocknete aber ein, der Klang verging ihr. „Denn, verehrtes Fräulein — ich verehre Sie schon so lange ... Zum Theater hat mich unter vielem andern auch diese Verehrung — —"

Er verstummte wieder. Dreimal hintereinander Verehrung! dachte er in heißem Aerger. Verflucht!

„Bitte, was haben Sie gesagt?" fragte Melanie und blickte wieder auf sein Gesicht. „Ich verstehe nicht."

Plötzlich horchte ihr ganzes Wesen auf. Es kam ihr ein Gefühl, als habe sie ganz dieselben Worte schon einmal zu ihm gesprochen; und zugleich dämmerte ihr der Klang seiner Stimme von damals wieder auf, ebenso nebelhaft verschleiert wie jetzt. Nun schien ihr auch, sie erkenne seine Züge wieder. Auf ihrem Stuhl vorgebeugt, die Hände auf den Knieen, schärfte sie den etwas harten Blick ihrer grauen Augen. „Waren Sie — — waren Sie nicht schon einmal hier?" fragte sie.

Die schöne Violastimme traf ihn wie ein Donnerschlag.

Da war's! Da kam's wie der Tod! Nun wird sie gleich fragen, das wußte er: „Haben Sie nicht wie ein Dienstmann für Herrn Erich Payer Blumen und Briefe gebracht?" Und sagte er Ja, so war's aus. So flammte all der Hochmut auf, der in ihrer kalten Schönheit lauerte. So wies sie ihm wohl gar wie damals die Thür: „So 'nen Kollegen brauch' ich nicht! Bleiben Sie Briefträger für solche Herren!" Und wenn sie's dann den andern

erzählte — o Gott. Die Verachtung aller. Noch nicht geboren als Schauſpieler, und ſchon tot! ganz tot!

„Ich muß lügen ...“ Das wußte er jetzt. Wußte er's bisher denn nicht? Hatte er's nur wie im Schlaf gefühlt? — „Ich verſtehe nicht,“ antwortete er nach nur ſekundenlangem Entſetzen und Beſinnen, mit einer Stimme, deren Feſtigkeit ihn verwunderte. „Ich hab' ja heut — zum erſtenmal die Ehre.“

„Wirklich?“ ſagte ſie, durch dieſe Ruhe etwas irre gemacht. „Ich dachte — mir war — — es iſt ſchon lange her! Im vergangenen Jahr.“

Er lächelte ein wenig, jeden Hauch von Dreiſtigkeit und Verwegenheit — viel hatte er nicht — für dieſe eine Minute zuſammenraffend. „Es wird wohl manche Leute geben, die mir ähnlich ſind; ich hab' ja ein ziemlich allgemeines Geſicht. In dieſem Haus, Fräulein Gilbert, bin ich zum erſtenmal!“

„Merkwürdig; Geſicht und Stimme.“ Sie war aufgeſtanden; er ſtand noch immer. „Aber nein,“ ſetzte ſie hinzu, den Kopf leiſe ſchüttelnd, „die Stimme war doch wohl anders. Man täuſcht ſich darin ſo leicht ...“

„Es giebt viele Bäſſe, Fräulein!“ — Er hatte wieder ein kleines Lächeln.

„Ja freilich! — Ja freilich! — Und — und Herr Erich Payer — den kennen Sie wohl gar nicht?“

„Ich hab' wohl einmal drei Worte mit ihm geſprochen. Weiter kenn' ich ihn nicht.“

„Dann entſchuldigen Sie! — Ich täuſche mich öfter ſo, meint Herr Peterſen. — Es iſt ja aber auch manchmal toll, wie die Menſchen ſich ähnlich ſind. Vor Jahren, eh ich nach Mainz kam, da paſſierte mir —“

Plötzlich fiel ihr wieder ein, daß ſie ihn nicht zu lange aufhalten wollte. „Aber das erzähl' ich Ihnen ein andermal," ſagte ſie geſchwind, ſehr freundlich. „Wir werden uns ja noch öfter ſehn. Ich muß mich jetzt ankleiden, für einen notwendigen, langweiligen Beſuch. Alſo — gehe es Ihnen gut! Viel Glück!"

Sie gab ihm ihre warme, weiche Hand. Er ſchämte ſich auf einmal tief, in den Tod hinein. Die Worte, die er dann noch hervorbrachte, um ſeinen Abſchied zu nehmen — ſowie er draußen war, hatte er ſie vergeſſen. Wie von irgend einem gräßlichen Trank benebelt ſchwankte er die Treppe hinunter, hinaus.

Noch Beſuche machen? — Er ſchüttelte ſich; er wollte heut keinen Menſchen mehr ſehn. Mit raſchen Schritten, als flöh' er vor einem Geſpenſt, eilte er aus der Stadt hinaus, ſeinem alten Freund, dem Rhein zu; aber nicht dem unteren, dem belebten, geſelligen, der zum Rheingau zieht, ſondern dem oberen, der noch unbereiſt und ungefeiert vom Süden herankommt, aus dem ebenen Land. Dort gab's Einſamkeit. Dort floh er von der Landſtraße an den Uferrand, warf ſich auf ihn nieder; hinter ſich die beſonnten Rebenhügel, die gen Oſten ſchauen, vor ſich den dumpfrauſchenden Fluß und ſein flaches Thal. „O wie ſchäm' ich mich! O wie ſchäm' ich mich!" murmelte er in das Waſſer hinunter, als müſſe er jemand haben, dem er beichten könne. „Märtyrer! O ja, Märtyrer! So fängt's gleich an. Damit ich mich behaupten kann unter den ‚Kollegen' — lügen und betrügen! Dreimal! ‚Ich hab' heut zum erſtenmal die Ehre' ... ‚Ich bin in dieſem Haus zum erſtenmal' ... Und ‚Weiter kenn' ich ihn nicht!' — Lügen — vor Parthenia! Damit fängt es an!"

Hinter ihm, auf der Landstraße, zogen Soldaten vorüber, die nach Mainz zurückmarschierten; sie sangen, er ward still. Er verstand die Worte, denn das lustige dumme Lied hatte er selber als Soldat manchmal mitgesungen:

Lauter fidele Leut' sein mir,
Lauter fidele Leut'.
Wenn mir fidele Leut' nicht wär'n,
Wer sollt' das Geld verzehr'n?
Lauter fidele Leut' sein mir,
Lauter fidele Leut'!

Er lächelte verzweifelt: ihm war, als müßte der Schauspieler Ernst Prinzinger, der hier am Wasser lag, den Infanteristen desselben Namens beneiden, der einst diese hohe Poesie gesungen hatte. Sie zogen endlich davon, um ihn her ward's still. Nur ein melancholisches, in seine Seele hineinstimmendes Rauschen kam vom Fluß herauf, und allerlei gedämpfte Stimmen und Töne von drüben, von dem andern Ufer. Er achtete ihrer nicht; erst als ein schriller Pfauenschrei herüberkam, fiel ihm ein neuer Schmerz auf die Brust. „Ehe der Pfau schreit" — „ehe der Hahn kräht" — kam ihm in den Sinn. Als Knabe hatte er nie begriffen, wie das möglich war: Petrus, ein frommer Mann, ein Jünger Christi, dreimal den Herrn verleugnen, ehe der Hahn kräht. Er hatte sehr den Kopf geschüttelt über diesen Petrus ... Na, und ich? dachte er. Was hab' ich eben gethan?

Es erging ihm wie dem frommen Mann. Er, der die letzte Nacht in seinem Hochgefühl als Künstler beschlossen hatte, nun nie mehr zu weinen, er senkte den Kopf zum Wasser und weinte wie ein Kind.

IV.

Armer Ernſt Prinzinger! — Ueber dieſen erſten Schmerz deines neuen Lebens hebſt du dich wohl noch hinweg, vor allem weil du *mußt*; aber wie bald kommt die Einſicht, daß Peterſen, der Erfahrene, recht hat. Ja, es iſt ſchon ſo: junger *Märtyrer*! Dein empfindliches Herz, dein beſcheiden ſtolzer Sinn, dein heißes Ehrgefühl — die müſſen alle durchs Fegefeuer, das iſt nicht zu ändern. „Freiheit" und „Würde" des Künſtlers! Davon träumteſt du, dahin ſehnteſt du dich, als du unter den Schloſſern lebteſt; fühlteſt dich als verſtoßener Paria, wenn du aus deinem Sumpf nach oben blickteſt zu den „Höhen der Menſchheit". *Jetzt* wirſt du erſt Paria! Der junge Anfänger, der halbgebildete, der vom Handwerk her kommt, wie wird er geſchuriegelt im Tempel der Kunſt. Wie wird er „hinabgedeutet" in ſein Nichts von der Herablaſſung des Direktors, vom Hochmut der großen Kollegen, von der Mißgunſt des Regiſſeurs, der ihn nicht gewollt hat. Er iſt der Niemand; wie beim Militär weiß man nur ſeinen Namen, Prinzinger, ohne „Herr"; wenn ihn nicht der Regiſſeur im Zorn oder nach einem ſcharfen Trunk (den er liebt) gelegentlich „Dingsda"

nennt. Aufgaben? Rollen? Drei Worte; „die Pferde ſind geſattelt“; „der Herr iſt nicht zu Hauſe“; „nun, mein Lieber? iſt das nicht eine glänzende Soiree?“ Kein Menſch im Publikum achtet auf ihn; kein Kritiker erwähnt ihn. Wer wird auch ſeinen Leſern mitteilen: „In der geſtrigen Vorſtellung ſprach ein junger Schauſpieler, Herr Prinzinger, mit vielem Ausdruck die Worte: ‚Jawohl, es hat heute nacht geſchneit‘?“ — Aber endlich ſetzt der Charakterſpieler Friedrich Peterſen durch, daß Ernſt Prinzinger eine ſchöne Mittelrolle bekommt. Er ſpielt ſie auch; Peterſen ſagt: nicht ſchlecht. Was werden nun die Zeitungen ſagen? Werden ſie auch jetzt noch über Ernſt Prinzingers Daſein ſchweigen, als wär' er nicht auf der Welt? — O nein; ſie beſprechen ihn. Im Café Schard lieſt er ſich gedruckt. Der Kritiker des freiſinnigen Blattes ſpottet über ſein Pathos, das zwei handfeſte Männer auf der Galerie entzückt habe; der des klerikalen Journals verhöhnt ſeine Ausſprache und die linkiſche Steifheit ſeiner Bewegungen. „Wir würden Ihnen die Rolle wieder abnehmen,“ ſagt der Regiſſeur am nächſten Tag, „aber das Stück wird nicht wiederholt . . .“

Ja, ja, wenn das Leben ein Fegefeuer iſt, das Theater widerſpricht dem nicht. Kinder und Komödianten, meinte Peterſen, ſind die rechten Menſchen. So iſt auch das Fegefeuer der Komödianten das rechte Fegefeuer. Darum gehört auch ein Kinderſinn dazu und ein Kinderglaube, der auf den morgen, übermorgen, überübermorgen kommenden Himmel hofft!

Ernſt, ſo ſchwer er auch litt, hatte dieſen Glauben, ohne den wohl überhaupt nicht gut leben iſt; auf finſtere Nächte folgten immer wieder lichte Morgen, auf tiefe

Entmutigung das innere Raunen der geheimen Stimme, das ſo gern behorchte: „und es kommt doch noch dein Tag!“ Es gab aber auch draußen eine Stimme, die ihn aufrecht hielt: die oft ſcharfe, aber immer gute ſeines erſten und lange einzigen Gönners, Friedrich Peterſen. Es war etwas Unbeſtimmtes, Unklares, das den Charakterſpieler zu dem Neuling hinzog; doch Peterſen liebte eben dieſe Unklarheit, ſie befreite ihn etwas von der Herrſchaft ſeines Verſtandes, die in ihm zu groß geworden war, das fühlte er wohl, und die er mit oft komiſcher Empörung haßte. „Sie haben nicht viel Verſtand, Prinzinger,“ ſagte er zuweilen, in dieſer oder jener Form; „Sie ſind eigentlich ein dummer Kerl! Sie wiſſen nichts aus ſich zu machen, ſich nicht durchzuſetzen, nicht Ihren Schlangenweg durch die Welt zu gehn. Aber das gefällt mir ja grade an Ihnen. ‚Klug wie die Schlangen‘, das haben Sie gar nicht; aber wie der Stier auf das rote Tuch, ſo gehn Sie gottvoller Einfaltspinſel auf Ihr ideales Ziel zu, das da irgendwo rechts um die Ecke auf 'nem kahlen Berg ſitzt. Und Sie werden's erreichen, der Teufel hol'! Solche Leute kenn' ich! — ‚Die Dümmſten werden die Geſcheiteſten ſein‘, ſagt ja wohl die Bibel. Nur nie zu verſtändig werden, Prinzinger; darauf ſteht der Tod. Ich kämpfe gegen meinen Verſtand wie ein Löwe; aber er wehrt ſich wie ein Rhinoceros. Der Verſtand iſt ja nie verſtändig genug, ſeinen Unverſtand einzuſehn; darum iſt er eben auch nur der Verſtand. Kommen Sie morgen nachmittag zu mir, da will ich wieder an Ihrer Ausſprache beſſern, Sie großer dummer Junge, und Ihnen einige Feinheiten beibringen!“

Peterſens Lehrtrieb hatte einen neuen, lernbegierigen

Schüler, ſein verſchämt liebebedürftiges Junggeſellenherz hatte einen neuen „Anhang“ gefunden. Er fühlte auch bald, wie anhänglich dieſer Anhang ſei. Wenn er an die ſchöne weiße Katze Melanie Gilbert dachte, die manchmal auf einen Augenblick ſich ſo weich an ihn ſchmiegte oder ſo anmutig tändelte, und dann an den ruppigen, ſtruppigen Köter, wie er ſeinen neuen Schützling nannte, ſo ſagte er ſich wohl: ſo ein ſammtenes, kühles Kätzchen iſt ein feines Ding, aber die ruppige Treue hat auch ihre Reize! —

Eines Abends, nach langen Wochen, die nichts erlebten, hatte Ernſt im Theater eine Ueberraſchung. Es war während der Vorſtellung eines alten Stücks; er hatte die Pferde zu ſatteln, aber erſt im nächſten Aufzug. Als er allein zwiſchen den Couliſſen ſtand — wie gewöhnlich allein — und nach der Bühne horchte, um von Janſen, dem Heldenſpieler, und Peterſen zu lernen, die eine ihrer beſten Scenen miteinander ſpielten, fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter und eine leiſe Stimme an ſeinem Ohr. Er wendete ſich und ſah — in Herrn Erich Payers Geſicht. Die hellbraunen, mutwilligen Augen lächelten ihn an; die weiße Hand glitt von der Schulter am Rock hinunter und hielt ihn an einem ſeiner Rockknöpfe feſt. „Ja, ja, ich bin's,“ flüſterte Payer, da Ernſt ihn wohl ſehr geiſtverlaſſen anſtarrte. „Seit einiger Zeit wieder hier; kenne Ihren Direktor; mache jetzt zuweilen Ihre Bühne unſicher; das hat ſeinen Spaß. Na, und Sie, junger Mann? Was hab' ich Ihnen geſagt? ‚Sie kommen noch zur Bühne.‘ Da ſind Sie!“

Hat er mir das geſagt? dachte Ernſt. Ich erinnere mich nicht! — Ein Todesſchreck fuhr ihm plötzlich durch

die Glieder; er machte ſich los, da Payer ihn jetzt an dem Rockknopf weiter von der Bühne weg zog, und hielt ihn nun ſeinerſeits feſt. „Ich freu' mich ſehr, Sie wiederzuſehn," flüſterte er; „aber ich bitt' Sie, Herr Payer! ſagen Sie zu niemand, daß Sie mich damals zu Fräulein Gilbert ſchickten; zweimal, wiſſen Sie. Zu niemand! Nur meiner Stellung wegen unter den Kollegen. Es würde — — es würde falſch ausgelegt werden, verſtehn Sie, Herr Payer. Ich verberge ſonſt nichts. Aber der ſogenannte Ehrenpunkt — verſtehn Sie!"

„Verſteh' ſchon, verſteh' ſchon," ſagte Payer heiter. „Durch die Schminke hindurch ſind Sie blaß geworden; beruhigen Sie ſich. Ewiges Geheimnis; ſelbſtverſtändlich. Ich ſchwatz' ja ſonſt gern, und wohl manchmal auch ein Wort zu viel; aber wenn ich *will*, ein hundertjähriges Grab! — Alſo nach ſo langer Zeit ſieht man ſich an den Couliſſen wieder. Hätten Sie das damals gedacht? als Sie bei mir zur Guitarre ſangen und wir drei, Auguſt Möller als dritter Mann, uns all die tollen Geſchichten erzählten? Ein demokratiſch fideler Abend ... Was macht er, dieſer Auguſt Möller? Wie geht's ihm?"

„Ich ſeh' ihn jetzt ſelten," antwortete Ernſt leiſe, Payer nach hinten führend, denn der ward zu laut. „Wir gehen ſo verſchiedene Wege."

„Freilich, freilich! Verſteht ſich! — — Iſt er noch ſo glücklich? — Na, das wird er wohl ſein. — Und Sie? Kommen Sie vorwärts? Geht's gut? mit Siebenmeilenſtiefeln?"

Ernſt lächelte ſtumm.

„Mann, das war ja ein furchtbar ausdrucksvoll ſchwermütiges Lächeln! — Soll ich was für Sie thun?

Ich ſteh' mit dem Direktor ſehr gut. Er thut mir gern etwas zu Gefallen; nein, wirklich. Es würde mich nur ein Wort — — Soll ich für Sie ſprechen?"

„Ich danke ſehr," erwiderte Ernſt nach einem ſchweren Atemzug. Wie ein Blitzſtrahl hatte es ihn durchfahren: da wär' mir geholfen! Aber einen Augenblick ſpäter jagte er dies Gefühl hinweg, als hätte ihn etwas Gemeines berührt. „Es iſt ſehr gütig von Ihnen, Herr Payer, daß Sie mir ſo freundlich geſinnt ſind; ich bin Ihnen ſehr dankbar — für die Geſinnung, Herr Payer. Aber annehmen möcht' ich's nicht; entſchuldigen Sie. Es iſt — ſo ein gewiſſer Stolz, verſtehn Sie. Ich möchte nicht durch Protektion weiter kommen, ſondern —"

„Sondern durch eigene Kraft! — Sie ſind und bleiben ein rührendes Geſchöpf; wie ich Ihnen damals ſchon ſagte. Wie weit Sie damit kommen werden — na, Sie werden ja ſehn! — — Und das Singen?"

„Wie meinen Sie?"

„Was macht Ihr Geſang? Ihre Stimme? — Haben Sie ſich auch auf der Bühne ſchon einmal als Sänger gezeigt?"

Ernſt ſchüttelte den Kopf. Auf dieſen Gedanken war er noch gar nicht gekommen. Er hatte ſich immer nur als Schauſpieler gedacht.

„Sie ſind aber doch ſchon ſeit dem Herbſt dabei. Und wir haben hier ja ſo viele, die Schauſpieler und Sänger zugleich ſind."

„Ja, ja," ſagte Ernſt. „Aber Herr Direktor Böttcher hat mich nur für das Schauſpiel engagiert."

„Und Sie haben ihm nichts geſagt von Ihrer ſchönen Stimme?"

Ernſt machte eine geringſchätzige Gebärde. „Was iſt denn dran, Herr Payer. Ein Baß. — Ach, wenn ich nur ein guter Schauſpieler würde! Dann wär' ich zufrieden."

„Heißen Sie nicht Prinzinger?" fragte Payer.

„Zu dienen."

„Ich muß Ihnen ſagen, Herr Prinzinger: ich bin jetzt viel gereiſt — um die halbe Welt — aber ſo einem komiſchen Menſchenexemplar bin ich nicht begegnet. Hat ein Goldbergwerk in der Kehle und ſagt es nicht! lebt von ſeinem kleinen Ackerfeld! — Ich bitte um Entſchuldigung: hab' gegen Ihr Schauſpieltalent nichts damit ſagen wollen. Nur weil hier Ihre Stellung noch nicht — — Da kommt der Direktor. Mit dem wollt' ich ſprechen. Auf Wiederſehn!"

Er drückte Ernſt mit ſeiner haſtigen Herzlichkeit die Hand und ging auf Böttcher zu, der von ſeiner Kanzlei her kam.

Ernſt ſah ihm in verworrenen Gefühlen nach. Rückwärts ward geklatſcht; der Akt war aus und der Vorhang fiel. Peterſen trat eben heran, der ſeine Scene kurz vor dem Aktſchluß beendigt hatte. Die Schweißtropfen perlten auf ſeiner hohen, ſchwach umhaarten Stirn; er ſpielte heut mit ſeinem eigenen Haar.

„Den Herrn Payer kennen Sie auch?" fragte er.

„Ein wenig," antwortete Ernſt, indem er gegen ein aufſteigendes Erröten kämpfte. „Vor einem Jahr oder länger hab' ich ihn geſehn."

„Der macht ja jetzt ſchlecht und ſchön Wetter bei uns," warf Peterſen hin, ſein Geſicht abtrocknend. Etwas mißtraniſch nach ſeiner Art — ſo gut er auch ſeinen

Prinzinger kannte — ſetzte er hinzu: „Wußten Sie das noch nicht?“

„Kein Wort.“

„Na ja: Sie haben ja Augen und Ohren wie wir, aber außerdem noch zwei Organe, eins für das Nichthören und das zweite für das Nichtſehn! Sie müßten eigentlich Muſiker ſein: ſo ſchön weltblind ſind Sie. Dieſer Payer war lange in Aegypten und weiß Gott wo, um geſund zu werden, nachdem er ſich durch eigene Kraft ungeſund gemacht hatte; — es ſcheint ja auch, daß es ihm jetzt nicht viel ſchlechter geht. Seit er Mainz wieder beehrt, iſt er ganz Theaterfreund. Der Direktor iſt bekanntlich in Schwulitäten; Payer ſoll ihm mit einem großen Sack voll Geld beigeſtanden haben, ſoll ihn überhaupt über Waſſer halten. Dafür darf er hier nun Stammgaſt ſpielen, kleine Kuliſſenbeſuche machen, den Sängerinnen und Schauſpielerinnen die Hände drücken; — ja, was denken Sie, kleiner Cato! es giebt Leute, die das gerne thun. Kurz, er begönnert die ganze Bande. Wer gern ein Glas Champagner trinkt, der kann's jetzt haben. Ernſte Leute nennen das einen Kunſtmäcen. Na, er iſt wenigſtens ein guter Kerl!“

Auch Janſen, der Heldenſpieler, war herangekommen; die ſchlanke, kraftvolle, jugendliche Geſtalt ging humoriſtiſch geheimnisvoll auf den Zehen, er blinzelte dem Peterſen zu. In ſeiner gutmütigen Heiterkeit flüſterte er über Ernſt hinweg, der auch ihm manchmal Luſt war, wenn er ihn auch nie durch Hoffahrt erdrückte: „Da können Sie die neueſte Konſtellation ſehn! Jupiter und Venus.“

Peterſen folgte ſeinen Augen, Ernſt desgleichen.

Sie erblickten Melanie, die eben aus ihrer Garderobe gekommen war, umgekleidet für den nächsten Aufzug, und die der Direktor mit Erich Payer bekannt machte. Der „Löwe von Mainz" verneigte sich sehr respektvoll, sehr ernsthaft; Melanie erwiderte seinen Gruß mit zurückhaltender Höflichkeit.

Ueber Ernst lief ein Zittern hin; er bekämpfte es, so rasch er konnte. Ihn packte die alte Eifersucht; war er auch seiner Parthenia nicht mehr so völlig blind ergeben — er hatte sie schon zu oft am nüchternen Arbeitsmorgen und in manchem unholden Augenblick gesehn — sein Herz schlug doch heftig, als er so plötzlich den gefährlichsten Mann vor ihr stehen sah. Auf den Ernst der ersten Begrüßung folgte schon ein Lächeln. Es war dieses entwaffnende Lächeln, mit dem sich der Leichtsinn so oft vergoldet, das wie ein Sonnenstrahl vor seinen Pfeilen hergeht; das Lächeln, das dem Erich Payer so gut zu Gesichte stand. Nun hat er's doch erreicht! dachte Ernst. Nun kann's weitergehn ... Ob er das schon im Sinn hatte, als er dem Direktor aus seinen „Schwulitäten" half? Ob er gedacht hat: du wolltest mein Geld nicht, so geb' ich's dem andern; durch mein Geld komm' ich doch zu dir!?

Ach! seufzte es tief in ihm, mit einem Fluch auf das Geld. Zu seinem Trost mußte er aber doch heimlich lächeln: würdevoll wie eine junge Königin stand die Gilbert da und machte den Sonnenstrahl von Payers Lächeln durch den Gletscherhauch tot, der von ihren stolzen Reizen ausging. Sie sprach, sie antwortete, aber himmlisch kalt. Kein Glied an ihr bewegte sich. Es war, als wären sie wirklich Jupiter und Venus, als lägen einige Millionen Meilen zwischen ihnen. In komischer Andacht standen

Peterſen, Ernſt und Janſen da, die jeder in ſeiner Weiſe fühlten, daß hier Warm und Kalt zuſammenkam, und ſahen mit Chorgeiſtfreude, wie das Theater in Melaniens Geſtalt über den Löwen von Mainz triumphierte.

O, ſie iſt doch ein Götterweib! ſagte Ernſt zu ſich; obwohl eine Bangigkeit wie ein Alp auf ihm liegen blieb. „Anfangen!“ rief jetzt die Geſchäftsſtimme des Regiſſeurs. Der Inſpizient trat zu Melanie mit einer auffordernden Gebärde; ſie beurlaubte ſich von ihrem jüngſten Bekannten — vielmehr, ſie entließ ihn; wieder ganz junge Königin! — und trat auf die Bühne. Payer ſah ihr nach, mit einem faſt offenherzig entmutigten Geſicht. „Alſo guten Abend!“ ſagte er dann zum Direktor, die helle Stimme hebend, wie um geſchwind noch den Schneidigen, Sicheren zu ſpielen. „Ich geh' wieder in meine Orcheſterloge!“

Mit ſeinen raſchen, kleinen Schritten kam er an Ernſt vorbei, der langſam nach vorn ging. „Nun?“ flüſterte er, ſtand einen Augenblick ſtill und legte ihm wieder die Gönnerhand auf die Schulter. „Anders bedacht? Soll ich mit Ihrem Tyrannen ſprechen?“

„Ich danke ganz ergebenſt,“ antwortete Ernſt und ſchüttelte den Kopf.

„Sie ſind ein — — Gute Nacht!“

Payer huſchte vorüber; der Vorhang rauſchte in die Höhe.

V.

Der Tag ſollte dennoch kommen, wo Ernſt dieſem Gönner zu danken hatte; ein unerwarteter Schickſalstag, der dem ſchnödeſten Elend ſeines Fegefeuers ein glanzvolles Ende machte. Der Winter war aus, es war April geworden, wollte Frühling werden; das Spieljahr von 1880 auf 1881 ging dem Schluß entgegen. Zum Benefiz des Regiſſeurs ſollte noch ein neues Schauſpiel gegeben werden, das letzte; man hatte es mit beſonderem Eifer ſtudiert und geübt, am Morgen der Aufführung ſtand man auf der letzten Probe, Ernſt Prinzinger mit den andern, in der kleinſten Rolle. Er ſann eben vor ſich hin, unbeſchäftigt und ungeſtört, an der rechten Vorderkuliſſe; den langen „Winter ſeines Mißvergnügens“ überdenkend, von dem er nun Abſchied nahm, und in ſeiner armen jungen Seele ſich fragend, ob noch mehr ſolche kommen würden, und wie viele von dieſer Art ein Menſch wohl aushalten könne. Aus dieſen Gedanken ſchreckte ihn eine laute Stimme auf, die in die Probe wie ein Schuß hineinfiel. Der Direktor Böttcher, im vergangenen Winter ſtark an Leibesumfang gewachſen — durch Kummer und Sorgen aufgebläht, wie Peterſen be-

hauptete — kam in unerhörter Eile auf die Bühne, mit gerötetem, aufgeregtem Geſicht; ſein kopfdicker Hals puſtete in kurzem Atem. „Müller," rief er dem Regiſſeur zu, „Ihr Benefizabend iſt zum Teufel!" Dabei hob er eine Rolle empor, die er in der Hand hielt.

„Oho!" rief Müller zurück, von ſeinem Regieſtuhl in die Höhe fahrend. „Was giebt's denn?"

„Keinen Jankowsky giebt's. Da iſt ſeine Rolle. Er iſt ohnmächtig geworden und ſo weiter. Er kann nicht auf die Probe kommen und er kann heut abend nicht ſpielen!"

„Ohnmächtig!" ſagte Müller entrüſtet. „Wie kann ein Schauſpieler ohnmächtig werden. Da hört ja doch alles auf! — Man muß ihm den Theaterarzt —"

„Kind, der war ja ſchon da," keuchte der Direktor. „Es iſt 'ne ernſte Geſchichte, ſagt der Arzt, innere Entzündung, er ſoll liegen, liegen. Unterdeſſen ich nicht faul, ſchick' die Rolle ſogleich an Siegmann: ob er ſie für heute abend übernehmen kann! Denn der Mann muß ja ſingen können: das große Lied im letzten Akt, auf der Bühne. Siegmann guckt das Ding an; ganz unmöglich! ſagt er. Die Rolle iſt viel zu lang, geht durch drei Akte, durch viele Scenen; und dann das Lied mit den ‚Chikanen', ſagt er: jede Strophe für ſich komponiert. Das kann ich nicht ſo geſchwind, ſagt er; hab's auch nicht kontraktlich!"

„Hat er auch nicht," brummte Müller tief verſtimmt; die kleine, ſonſt ſo elaſtiſche Geſtalt ſank in ſich zuſammen. „Was fangen wir nun an? — Ausverkauftes Haus!"

„Ausverkauftes Haus," wiederholte Böttcher murmelnd; die beiden Worte hatte er dieſen Winter nicht oft geſagt. — „Wo iſt Prinzinger?" rief er plötzlich.

„Hier," ſagte Ernſt, der von der Vorderkuliſſe aus zuhörte.

„Treten Sie 'mal näher, kommen Sie 'mal vors Brett! Mir fällt ein, Herr Payer hat mir neulich abend erzählt, Sie hätten einmal bei ihm geſungen, hätten einen famoſen Baß, Ausdruck und ſo weiter; überhaupt muſikaliſch. Warum haben Sie mir das nie geſagt?"

„Es hatte ja keinen Zweck, Herr Direktor," erwiderte Ernſt. Doch indem er das ſagte, überlief es ihn plötzlich heiß: er ſah etwas vor ſich aufſteigen, ihm war, als käme ein Schickſal körperlich auf ihn zu. Er hatte noch mehr ſagen wollen, aber er verſtummte.

„Woher wußten Sie das, daß es keinen Zweck hätte?" polterte der Direktor. „Sie ſehn ja jetzt den Gegenbeweis: jetzt hat's einen Zweck! Sie können ein ausverkauftes Haus retten, wenn Sie mir heut das Lied ſingen und die Rolle ſpielen. Ja, ja; Sie. Nun zeigen Sie 'mal, wer Sie ſind! Da iſt die Rolle, und da ſind die Noten ... Sie kennen doch Noten, Mann?"

Ernſt lächelte nur; er antwortete nicht. Noten leſen, was war das; das hatte er ſchon als Bub' gekonnt. Er nahm die Rolle, ſie war für ſein Gefühl nicht groß, eher klein; dann nahm er das Notenblatt in die Hand. Seine Finger begannen in dieſem Augenblick zu „tremulieren", wie vordem ſeine Kehle; das Märchenhafte des Augenblicks erregte ihn ſo ſehr. Aus den Fingern Fäuſte machend, um da Ruhe zu ſtiften, riß er zwar faſt das Blatt entzwei; doch es hielt noch zuſammen, es war nur zerknittert, und ſeine brennenden Augen flogen über den Text und die Noten hin. Nach einer Weile kehrte er zum Anfang zurück und fing an zu ſummen. Mit ge-

ſchloſſenen Lippen probierte er die wechſelnde Melodie; daß ihn der Direktor und die andern umſtanden, hatte er vergeſſen. Er war bei der Sache. Die Schauſpieler waren auch alle ſtill, Böttcher und Müller auch; ſeine unerwartete träumeriſche Ruhe ſteckte ſie an, wie ſie das gewöhnlich thut. Sie horchten, obwohl ſie wenig hörten. Sie warteten, bis Prinzinger ſprechen würde. Müller ritt auf ſeinem Stuhl.

„Können werd' ich's ſchon," ſagte Ernſt, als er wieder beim Ende war.

„Aber am Abend ohne Noten! auswendig!" bemerkte der Direktor.

„Natürlich," erwiderte Ernſt.

„Und die Rolle auch!"

„Es muß ja gehn, Herr Direktor."

„Es *muß*? Mann, das nützt uns nichts. Wenn Sie nicht ſagen können: es *wird* —!"

„Alſo es *wird*!" ſagte Ernſt ruhig lächelnd. Es war eine ſelige, verrückte Sicherheit über ihn gekommen; er hatte das Gefühl, als ſpräng' er vom Schiff in eine hohe Brandung hinein — aber hindurchſchwimmen und ans Land kommen, das wird er. „Laſſen Sie die Probe nur weitergehn," fuhr er fort: „ich ſchlag' mich ſchon durch. Wenn meine drei Worte ein anderer übernimmt —"

„Dafür wird geſorgt!" warf Böttcher hin.

„So kann ich ja die neue Rolle durchſehn bis zum nächſten Akt: dann fängt ſie erſt an. Heute morgen muß ich natürlich noch mit der Rolle in der Hand probieren; heute abend bin ich bombenfeſt."

„Mut hat er!" murmelte Böttcher. Müller ſagte nichts. Er kämpfte für ſein Benefiz. Dem Großſprecher

da traute er nicht; aber — sein ausverkauftes Haus! — Die Probe ward fortgesetzt; der Direktor blieb. Im dritten Akt kam Ernst, der sich so lange in einen Winkel des Bühnenraums geflüchtet hatte; statt die Rolle in der Hand zu behalten, steckte er sie in die Brusttasche und bat den Souffleur: etwas schneidig soufflieren, — nur jetzt; am Abend wie 'ne Maus! — Er hielt sich zum Erstaunen gut; ihm fehlte kein Wort. Ohne es zu wissen, hatte er auf den Proben im halben Hinhören schon das halbe Stück gelernt. Böttcher rückte verwundert auf seinem Stuhl; der Regisseur schüttelte zuweilen den Kopf; Petersen, als Mitspieler oder zwischen den Kulissen, lächelte. Es war sein vergnügtes „Onkel"-Lächeln. Zuweilen rieb er sich die Hände und nickte seinem Jünger zu.

Endlich kam auch der letzte Akt und das auf der Bühne zu singende Lied. Ernst hatte das Notenblatt geschwind noch durchflogen; mit voller, fester Stimme setzte er ein, als sein Stichwort gefallen war, und sang sich durch alle Strophen durch. Er mußte freilich an Payer denken: die in ihm wühlende, mit Manneskraft unterdrückte Aufregung erzitterte nun doch zuweilen im Gesang, so daß er tremulierte gegen seinen Willen. Er beschimpfte sich grimmig, inwendig, stand aber da wie von Stein. Die letzten Töne schmetterte er fast mit Uebermut zu den Soffitten hinauf.

„Alle Achtung!" brummte Böttcher sachverständig; er hatte seiner Zeit alle großen Baritonrollen auf mancher Bühne gespielt. „Ich muß Ihnen nur bemerken: das Gezitter ist überflüssig."

„Heut abend wird's besser, Herr Direktor!" versetzte Ernst mit entschuldigendem Achselzucken.

„Mehr S e e l e, junger Seelenmenſch!“ raunte Peterſen, der leiſe näher getreten war.

„Heut abend, Herr Peterſen!“ flüſterte Ernſt zurück.

Es war nicht der Leichtſinn des dilettierenden oder zuchtloſen Komödianten, der ſich und andere auf den Abend vertröſtet; Ernſt fühlte: noch kann ich's nicht, aber es will kommen, es kommt! — Es kam auch. Der Abend war da, die Bretter, die „die Welt bedeuten“, brannten unter ſeinen Füßen; der Vorhang ſtieg und fiel, es ward zehn, ſie läuteten zum letzten Akt. Durch den dritten, den vierten war er feſt und ſicher hindurchgeſchritten; was von Herz in der Rolle war — nicht viel —, hatte er mutig und nicht ohne Glück gebracht. Er wiegte ſich ohne Furcht, eher ungeduldig, in ſeiner unverbrauchten Kraft: zwiſchen Probe und Spiel hatte er ſeinen Text nur einigemal geſprochen und geſungen, dann plötzlich einen tiefen Schlaf gethan, dann ſich nur noch in das Lied tief hineingeträumt. Es war eine Melancholie darin, die ihn mehr und mehr ergriff; alle Schwermut ſeiner eignen Seele gab er hinein, bis er nichts mehr hatte; zuletzt auch noch den Heldenwillen, mit dem ſich der Sänger bis zum ſchmetternden Jubel ermannt. So ſtand er nun auch vor dem vollen Haus. Er hörte förmlich das Wurlen und Summen der Schwermut in ſeiner gefüllten Bruſt; ihm war, als ſolle er ſich nun entladen und erlöſen, nach der langen Stille. In ſeinen Schultern, in ſeinem Schritt, im tiefen Blick, überall regte ſich dasſelbe Gefühl. Es flog gleichſam ſchon voraus, den Zuſchauern in die Augen hinein, ehe die Stimme in ihre Ohren klang. Erſtaunt, faſt betreten horchten ſie unten und oben, und auch hinter den Kuliſſen, auf die dunklen

Töne. Wer war dieſes unbekannte Weſen, das ſo ſonderbar ergreifend ſang? Was für ein wunderlich prieſterartiger Baß, der ſo heilig in die Seele ging? — Es war eine Stille geworden wie in der Kirche; ſo blieb es durch das ganze Lied. Auch als die vier Strophen verklungen waren, wollte noch niemand das Schweigen brechen. Plötzlich begann dann ein gewaltiges Klatſchen, in das viele Bravorufe hineinſchmetterten. Es hielt an, bis der Sänger ſich verneigt und nochmals verneigt hatte. Auch dann riefen noch manche eine Weile fort. Das wirkte, wie ſo oft, auf die Hände weiter: unten erhob ſich neues Klatſchen, und ſtieg zum „Olymp" hinauf. Noch einmal mußte der halbbetäubte Ernſt ſich zum Dank verneigen; dann erſt konnten die andern um ihn her weiter ſpielen und die Handlung zu Ende gehn.

Der Vorhang war gefallen; Ernſt ſtand auf der Bühne, offenbar betrunken, denn alles, was da ſonſt noch ſtand, drehte ſich um ihn her. Die erſte Stimme, die er in dem ſumſenden Gewirr erkannte, war die ſeines Peterſen; gleich darauf erkannte er auch deſſen Geſicht: es war nahe vor das ſeine gerückt und lachte ihn in komiſcher Heiterkeit an. Dann hob ſich eine haarige Hand und legte ſich ihm ſchweigend auf die linke Schulter: es war Müller, der Regiſſeur, der doch auch das Seinige thun wollte, um ſich für den geretteten Abend mit Anerkennung zu bedanken. Eine kleine, weiße Hand kam von der andern Seite; da ſie ihm in die Augen fiel, wandte Ernſt den Kopf; nun ſah er — es war ein Traum! — Parthenia-Melanie, die ihm ihre Hand auf die andre Schulter, die rechte, legte. Sie ließ ſie liegen

und drückte ſanft. „Bravo, Bravo!“ ſagte ſie, mit einem herablaſſenden und doch ſüßen Lächeln.

Die vier Silben und dieſes Lächeln lieſen ihm körperlich den Rücken hinunter und bis zu den Ferſen hin. Nun werd' ich vor Freude verrückt! dachte er.

Seine Schulter hielt noch eine Weile ſtill und rührte ſich nicht, als die weiße Hand ſie verlaſſen hatte. „Ja wohl!“ ſagte er wie im Schlaf, als ihm war, es habe ihn wieder jemand angeredet. „Prinzinger!“ rief ihn jetzt eine übermütige Mannesſtimme an, von rückwärts. „Prinzinger, ducken Sie ſich! Stehn Sie ſtill! Kopf tiefer!“ Gedankenlos gehorchte er. Janſen, der Heldenſpieler, um ſeine nervöſe Mitfreude loszuwerden, lief heran und ſprang „Bock“ über ihn hinweg. Von Melanie her kam ein Violalachen.

Plötzlich ſtand dann die dicke Geſtalt des Direktors da. Sein Geſicht war wieder gerötet, aber diesmal freudig; er nickte ſeinem neuen Sänger ſogar herzlich zu. „Na, was ſagen Sie *nun*?“ ſagte Böttcher. „Haben *Sie* einen Torkel gehabt: vor Thorſchluß auf einmal dieſe Rolle — und ſo ein Erfolg. Sind Sie nun glücklich? was?“

„Ja wohl, Herr Direktor,“ antwortete Ernſt. Er wußte nicht, was er ſagte; es lag ja auch nichts daran.

„Mir das gar nicht zu erzählen, daß Sie ſo 'ne Stimme haben! Sie ſind ein unglaublicher Menſch! — Ich hätt' Sie ja längſt ganz anders beſchäftigen können; in der Geſangspoſſe und in der Oper, Menſch.“

„Ja wohl, Herr Direktor“, ſagte Ernſt wie vorhin. Er dachte nur an Melanie; ſie hat mir die Hand auf die Schulter gelegt! dachte er. Ihm fiel dabei der Vers

aus der Operette ein: „Und ich hab' ſie ja nur auf die Schulter geküßt!“ — „Und ich hab' ſie ja nur auf die Schulter geküßt,“ ſummte er in ſich hinein, taumelig vor Glück; doch auch dieſes Taumeln war eine Luſt.

„Ich will Ihnen was ſagen, Prinzinger,“ nahm Böttcher wieder das Wort; „wenn Sie vernünftig ſind, können Sie jetzt Ihr Glück bei mir machen; nur nicht durch den Erfolg verrückt werden; das wär' ſehr verfehlt! Ich will Ihnen Sprechrollen und Singrollen geben; Sie ſollen ſtaunen, wie viele, und wie gute. Ich will was aus Ihnen machen, Prinzinger!“

„Ja wohl; ich danke,“ gab Ernſt zur Antwort.

„Höhere Gage verlangen!“ flüſterte Peterſen hinter ihm.

Höhere Gage verlangen? — Ernſt wiederholte ſich die Worte; nun wurden ſie ihm deutlich. Er verſtand ſie ſehr gut; er verſtand, was Peterſen wollte; aber in ſeinem ſeligen Rauſch ſchüttelte er den Kopf. Jetzt an Gage denken! Jetzt noch was anderes ſein als glücklich! Jetzt klug und verſtändig ſein! „Und ich hab' ſie ja nur“ — — Nein, dachte er, ſie hat mir die Hand auf die Schulter gelegt. Und ich bin durch! Ich bin durch! Ich bin durch!

„Ja wohl, Herr Direktor,“ wiederholte er. Dann ſuchte er hinter ſich Peterſens Hand; er fand ſie auch und drückte ſie. Ihm ſchien, er ſage durch dieſen Druck und der andere verſtehe es: nimm mir's nicht übel, Bruder! ich bin wahnſinnig glücklich! ſchachern kann ich jetzt nicht! — —

Der Direktor ging. Alle gingen; er auch, um ſich abzuſchminken und umzukleiden. Peterſen kam ihm nach;

Ernſt hörte ihn gemütlich ſchelten und zanken. Ihm war dabei ſo wohl, ſo gut. Endlich ſtand er auf und fiel Peterſen um den Hals. Der lachte und ging aus der Thür.

Gegen Mitternacht lag Ernſt im Bett. Er hatte vor dem Dom und am Rhein geſtanden, hatte in einer ſtillen Kneipe ſchlecht genachtmahlt und eine beſeligende Flaſche Nierſteiner getrunken; nun verſuchte er es mit dem Schlaf. Der kam aber nicht. Die großen, vom Freudefieber brennenden Augen wollten ſich nicht ſchließen. Das ſelig melancholiſche Lied und die weiße Hand auf der Schulter kamen immer wieder. Er ſang unhörbar und leiſe; oder er lag ſtill auf dem Rücken da. Er ſah den Morgen dämmern und konnte noch nicht ſchlafen. Es war ſeine ſchönſte Nacht.

VI.

„Wollen Sie mit?“ fragte Peterſen einige Tage ſpäter, abends im Theater; er ſtand mit Ernſt vor den Herrengarderoben.

„Wohin?“

„Morgen Sonntag vormittag in den Wald und zu einer Maibowle im April; mit der Gilbert und mir.“

„Herr Peterſen!“

„Ja, ja, es iſt ſo; verdrehen Sie nur Ihre kleinen Glaskugeln nicht. Ich hab' die Gilbert vorhin gefragt: ‚wollen wir morgen einen großen Spaziergang machen, da gewiß keine Probe iſt‘? — ‚Wir zwei allein?‘ fragt ſie. ‚Nein,‘ ſag' ich, ‚wir nehmen noch einen dritten mit, wenn es Ihnen recht iſt. Den jungen Mann, was neulich ſo ſchön geſungen hat, den Prinzinger!‘ — Da hat ſie zuerſt Augen gemacht. Dann hat ſie das Nachdenken gekriegt; das ſind ihre großen Augenblicke, da ſieht ſie wie Maria Thereſia aus. Darauf hat ſie geſagt: ‚Bon!‘“

„Morgen vormittag?“ fragte Ernſt, dem vor Freude wieder etwas ſchwindlig wurde. So viel Freude war er nicht gewohnt.

„Ja; abends zum Spielen ſind wir wieder hier. Das

Barometer ſteigt mächtig, wir haben morgen ein Prachtwetter. Die Geſchichte koſtet Sie nur ein ländliches Mittageſſen. Die Bowle geb' ich. Wollen Sie mit?"

„Ob ich will! — Herr Peterſen!"

„Alſo morgen um neun bei mir!"

Peterſen, der große Wetterbeobachter, hatte richtig vorausgeſagt: der Sonntag war ein Tag wie im Mai, nach weich ſchwülen Regentagen ein in Sonnenlicht getauchter, bei dem reinſten Himmelsblau von einem erfriſchenden Lüftchen durchweht. Die Männer holten die Dame ab, die ſich in ihrem erſten leuchtenden Frühlingskleid hinauswagte, unendlich jung und mädchenhaft anzuſchauen; nur ein leichtes Mäntelchen hatte ſie über den Arm gelegt, das ſie ſich nicht abnehmen ließ: „jeder trägt das Seine!" So zogen die drei zur Stadt hinaus und ins Land hinein; nicht zum Rhein, wie Melanie gedacht hatte, ſondern unter des erfahrenen Peterſen Führung ſanfthügeligen Wäldern zu. „Den Rhein kennen wir," war ſein entſcheidendes Wort, dem ſie ſich ohne Murren fügte; „den kennen wir zu Waſſer und zu Lande, im Schiff und im Kahn, mit und ohne Kleider. Heut einmal ganz Natur, Gilbert! ſo viel es davon in dieſen gräßlich kultivierten Ländern noch giebt. Junge Blätter riechen! Erdſchollenpoeſie! Urwälder! — Ach Gott, Urwälder, in Rheinheſſen. — Warum liebt der Komödiant den Urwald, Prinzinger?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Ernſt, der in ſtiller Glückſeligkeit neben Parthenia dahinging.

„Weil es da ſo viel Urlaub giebt. — Sie brauchen nicht zu lachen. — Stehn Sie 'mal ſtill, Gilbert! Dieſe Luft. Atmen Sie 'mal tief!"

Melanie ſtand lächelnd ſtill; ihre Männer auch; ſie atmeten alle drei tief, ſeelenvoll, laut, ſie wetteiferten, wer es am beſten konnte. Ueber die maigrünen Saaten, die noch bräunlichen Rebenhügel, die eben erwachten Laubwälder ging ein ſanfter Wind; die angehauchte, erregte Haut fühlte ihn wie Lebensluft. Auf der glatten Landſtraße rührte ſich kein Stäubchen, die Welt war noch regenfeucht. Hinter den Wanderern, die jetzt zurückblickten, blauten die Höhenzüge jenſeits des unſichtbaren Rheins; die Türme von Mainz badeten im Morgenſonnenlicht, halb verſteckte Feſtungswerke leuchteten, wie von der Sonne verraten, aus dem jungen Grün hervor. Ernſt ſah eine Weile hin, da's die andern thaten; dann waren ſeine Augen wieder bei Melanies Frühlingsgeſtalt. Ihm war, als ginge er wirklich mit dem Lenz ſpazieren. Ein Duft ging von ihr aus, ſüßer als die ganze Welt ... Heute war ſie wieder ganz Poeſie, Wonne, Lieblichkeit. Sie blickte ihn freundlich an; ſie lobte ihn; ſie ſcherzte mit ihm. Dankbarkeit gegen ſein Schickſal überfüllte ihm die breite Bruſt; er fühlte ſich wie ein Sonntagskind.

„Nun, Prinzinger, wie haben Sie ſich benommen?“ fragte Peterſen. „Haben Sie wenigſtens *nachträglich* mit dem Direktor geſprochen, wie ich Ihnen neulich einſchärfte?“

„Iſt auch der Direktor über Sie Bock geſprungen?“ fragte Melanie. „Das gefiel mir an dem Abend ſo gut, als Janſen rief: ‚ducken Sie ſich! Kopf tiefer!‘ und Herr Prinzinger ſich ſo ohne weiteres hinſtellte, als verſtünde ſich das ganz von ſelbſt, als drückten die Menſchen ihre Gefühle in der Regel durch Bockſpringen aus. — Sie,

Onkel Peterſen! Das wär' furchtbar komiſch, wenn man ſich immer ſo begrüßte; oder wenn man ſich wenigſtens bei allen feierlichen Gelegenheiten ſo begratulierte. Nur die Männer natürlich!"

„Ich bitt' Sie, Melanie," fing Peterſen wieder an, „zeigen Sie 'mal ein bißchen Ernſt. Ich will Prinzinger was fragen. Sind Sie zum Direktor gegangen und haben Sie ihm das vorgeſtellt, daß er Sie für größere Leiſtungen auch beſſer bezahlen muß?"

„O ja," entgegnete Ernſt. „Geſtern morgen —"

„Endlich!"

„Er hat ſich auch anſtändig benommen; wenigſtens kommt es mir ſo vor. Dieſen Sommer, meint er, muß es noch ſo bleiben; da ſpielen wir in unſerm Badeort nur die alten Sachen; höchſtens neue Aushilfsrollen. Aber vom Herbſt an will er mich bedeutend beſſer ſtellen; ‚Sie müſſen dann aber auch tüchtig 'ran,' ſagte er. ‚Sie ſollen ſich wundern, wie viel Rollen Sie freſſen werden!'"

Peterſen lachte auf. „Ja, das glaub' ich auch, Prinzinger: da werden Sie ſich wundern. Rollen freſſen! Wie gut hat er das geſagt! — Aber ſchauen Sie ſich dieſen Jüngling an, Gilbert. Sieht er nicht wie 'ne Schlange aus? wie 'ne kluge Natter?"

Ernſt lächelte ſeelenvergnügt. Vom Humor dieſer Worte gekitzelt lachte er dann ſo herzlich laut, daß es die andern mitriß. Sie lachten alle drei eine Weile wie Kinder in das weite Land hinein.

Zwiſchen elf und zwölf kamen ſie endlich an den Wald, den ſie ſchon lange geſehen hatten; einen herrlichen Buchenwald, der an einem Hügel hinanſtieg, jetzt in jungfräulichſter Pracht: ſein Blätterkleid war ſoeben

über ihn gefallen. Das ſchimmernde, leuchtende Grün ſchmetterte vom Hügel herunter, als bliesen Trompeter einen Frühlingsgruß. Unbeſtimmte Düfte, in der Sonne und im Schatten aufgeſtiegen, ſchwebten aus dem Wald hervor. Vögel ſangen überall, oben und unten; es war ein Zwitſchern, Pfeifen, Flöten und Schlagen, wie wenn Kinder durcheinander ſingen. „Sehn Sie, das iſt Natur!“ ſagte Peterſen zu der horchenden Melanie, mit ſeinem ernſten Komikergeſicht. „Das können ſie im Theater nicht. — Nun ziehn Sie 'mal Ihre Handſchuhe aus, Gilbert; wir wollen Waldmeiſter pflücken, für die große Bowle.“

„Ich ſeh' noch keinen Waldmeiſter,“ erwiderte Melanie.

„Nein; dafür gehn wir ja auch dieſen Pfad hinauf!“

Er führte, leichtfüßig wie ein junger Turner ſteigend, und ſie ſtanden bald an einer Lichtung im Wald, wo die Sonne lieblich warm auf den Abhang brannte. Hier meldete ſich der Waldmeiſter ungefragt, ſein ſüßer Duft ſchwatzte ſein halb verſtecktes Daſein gleichſam ruhmredig aus. „Hört ihr, was eure Naſe ſagt?“ fragte Peterſen. Niemand antwortete; ſie fingen ſchweigend an zu pflücken. Sie ſammelten in ein Taſchentuch, das er dazu mitgebracht hatte. Auch Ernſt pflückte eifrig; ſo oft er konnte, wandte er aber die Augen und verſchlang Melanies reizend gebückte oder knieende, duftig helle Geſtalt. Zuweilen horchte ſie zu den Wipfeln hinauf, ſang den Vögeln nach. Oder ſie ſtand auf, von der Frühlingsluſt emporgezogen, und ſchritt und tanzte über den jung grünen Boden, bis ſie in ein luſtiges Lied ausbrach. Peterſen fiel ein, und der gedämpfte, verhaltene Baß des in Liebe vergehenden Ernſt ſang die zweite Stimme.

„Jetzt genug!“ kommandierte Peterſen, als ſein Tuch gefüllt war, und ſie ſtiegen auf der andern Seite wieder in die Senkung hinab und ins offene Land. Hinter dem Wald lag ein Dorf, das ſie bisher nicht geſehen hatten, das auch nur Peterſen kannte. Es war klein, aber hübſch durchgrünt; einige mächtige Bäume ſtanden vor dem einzigen ſtattlichen Haus, dem Wirtshaus an der Straße. Hier trat Peterſen ein, von einer ſonntäglich gekleideten Frau wie ein guter Bekannter begrüßt, und die beiden folgten. Er ging in den Garten voran, der hinter dem Hauſe lag; an allerlei Kohl und Kraut vorbei marſchierte er, Melanies weggenommenen Sonnenſchirm ſchwenkend, in eine Laube hinein, in der ein Tiſch und zwei Bänke ſtanden. „So, hier dürft ihr euch ſetzen,“ ſagte er. „Dies iſt ein Gemüſegarten; das da ſind Kohlweißlinge; dieſer Baum wird ſpäter blühen, denn es iſt ein Apfelbaum. Sehn Sie, das iſt alles Natur! — Habt ihr Hunger?“

Melanie ſeufzte, lächelte und nickte.

„Dann wird Ihnen zu eſſen gegeben werden; aber nur was da iſt. Die Bowle dazu macht der Charakterſpieler Friedrich Peterſen. Statt befrackter Kellner wird Sie ein kleines, etwas blödſinniges Dorfmädchen bedienen, das freundlich grinſen wird, ſowie Sie ihr was ſagen. Die Tafelmuſik machen Buchfinken und Spatzen. Wir drei ganz allein, in einer ſchlichten Wildewein- oder Kürbislaube. Sehn Sie, das iſt alles Natur! — Nun beſtell' ich das Eſſen!“

Er warf den Sonnenſchirm auf den Tiſch und ging mit großen, weit ausgreifenden Heldenſpielerſchritten ins Haus.

„Ein verrücktes Haus, dieſer Peterſen," ſagte Melanie, machte ſich's bequem und lehnte ſich wohlig müde gegen ihre Bank.

„Ein Göttermenſch!" erwiderte Ernſt. „Und überhaupt — o Gott! Dieſer Tag!"

Er ſetzte ſich ihr gegenüber; ſie machte aber die Augen zu. Das kleine, lächelnde Mädchen kam, um den Tiſch zu decken; bald erſchien auch Peterſen wieder mit der Frau, die eine leere Suppenterrine trug, er ſelber hatte drei volle Weinflaſchen unter dem Arm. Er begann in der Terrine die Maibowle zu machen, mit dem tiefen Ernſt des Kenners, bedächtig und kunſtgerecht. „Zuſehn!" kommandierte er. „Lernen, wie man's macht!" Wie er ſeinen beiden Schülern ſonſt die Feinheiten der Schauſpielkunſt erklärte, ſo begleitete er jetzt ſeine Hantierung mit Erläuterungen über die „Geheimniſſe der Bowle". Ernſt hörte andächtig zu. Eine Weile ſchien Melanie dasſelbe zu thun; dann ward's ihr langweilig und ſie fuhr dem „Meiſter" übermütig in ſeine wenigen Haare, um darin zu wühlen, ſo gut es ging.

„Gilbert, Sie vergeſſen ſich!" ſagte Peterſen zurechtweiſend, während er den Waldmeiſter wieder aus der Bowle nahm. „Wären wir beide allein, ſo dürften Sie mir Ihre Liebkoſungen zuwenden, jede; ich ertrüge ſie, ich fürchtete ſie nicht. Aber es iſt noch ein dritter da. Alſo verſuchen Sie, ſich zu beherrſchen!"

Sie nahm etwas von dem Waldmeiſter, der im Wein geſchwommen hatte, und klatſchte damit ſanft gegen ſein knochiges Geſicht. Es war ein Uebermut in ſie gekommen, den Ernſt noch nicht kannte; der ſie auch ſelten befiel. Peterſen ſchrie mit Pathos auf; darüber ließ die Kleine,

die eben mit dem Essen kam, fast die Schüssel fallen. Sie schrie auch, natürlicher als er. Nun erhob sich ein lautes Lachen, in das nach einiger Zeit auch das Mädchen einfiel.

Damit begann das Mahl. Es blieb dann von einer Heiterkeit begleitet, die über den Tisch hinüber und herüber flog, zuweilen in einem hellen Gelächter in die blaue Luft stieg. Die lange Wanderung und die frische Luft hatten Melanie so hungrig gemacht, daß ihr dieses ländliche Essen wie das schönste Festmahl schmeckte; sie aß zuerst mit Begierde, dann mit erstaunlicher Ausdauer, von allem, was es gab, entzückt. Auch trank sie mit voller Lust dazu. Ernst wunderte sich, wie viel ihn heut an ihr überraschte. Er hatte noch nie ein gebildetes junges Mädchen so viel essen sehn. Endlich legte er einmal seine Gabel aus der Hand, ohne es zu wissen, und blickte ihr mit einer Art von beklommener Andacht auf Gesicht und Hände.

„Na, und Sie?“ fragte sie ruhig, da sie sein sonderbares Schauen bemerkte. „Schmeckt es Ihnen nicht?“

„O, mir!“ stotterte er, wie ein ertapptes Kind. „Wie sollt' es mir nicht — — Dies ist ja mein schönster Tag!“

Nun lachte sie auf. Sie lachte über alles.

Petersen ward plötzlich ernst — nachdem er schon manches Glas aus seiner Meisterbowle getrunken hatte — und sah die beiden tiefsinnig an. „Ja, nun haben wir aber die große Frage!“ begann er in einem andern Ton.

„Was für eine Frage?“ versetzte Melanie; sie aß schon nicht mehr.

„Was aus mir wird!“

„Was aus Ihnen wird?“

„Ja; ob ich noch beim Mainzer Theater bleibe oder ob ich fortgehe.“

„Um Gottes willen!“ rief ſie aus. „Peterſen! Dann geh' ich auch!“

„Und ich!“ ſtieß Ernſt tiefbeſtürzt hervor, als fiele ihm plötzlich ſein Himmel ein.

Peterſen lachte ein wenig. „So erſchrocken! Ihr ſchmeichelt mir. — Nein, nein, beruhigt euch noch. Ich bin noch nicht fort. Eigentlich im Gegenteil: Böttcher will mich ja an die Wand nageln! Ich hab' ihm neulich geſagt, daß ich im Herbſt lieber nicht wiederkommen möchte; — ihr begreift das! Was? Ich bin doch eigentlich für Mainz zu gut; hätt' ich nicht ſo viel Beharrungsvermögen und mehr wilden Ehrgeiz, ſo wär' ich ja lange fort. Aber da kriegt mein Böttcher einen ſo blaſſen Schreck, daß er in fünf Minuten zehn Pfund magerer wird; — mein Ehrenwort; ich hab's ſelbſt geſehn. Er könne mich nicht entbehren, weil ich und ſo weiter; und er habe ſich umgekehrt gedacht: der muß mein erſter Regiſſeur werden —“

„Regiſſeur?“ rief Melanie.

„Ja; das iſt die Geſchichte. Er hat endlich eingeſehn, daß Müller überflüſſig iſt, denn ſo dumm wie der iſt er auch. Es iſt ihm klar geworden, daß an ſeinen Finanznöten in den letzten Jahren auch Müllers Thorheiten, Mißgriffe und ſo weiter ſchuld ſind; — wahrſcheinlich hat ihm auch ſein neuer Intimus, Herr Erich Payer, ein Licht darüber aufgeſteckt. Denn der iſt nicht dumm ... Wie ſtehn Sie eigentlich zu dieſem Payer, Gilbert? Ich glaub', er ſtellt Ihnen nach.“

Melanie rümpfte die Naſe und verzog den Mund. Der Frühling und der Wein hatten ihr die Wange gerötet, ſie nahmen ihr auch das Prinzeſſinnenhafte, die Zurückhaltung in der Rede fort. „Wiſſen Sie, was Wurſt iſt?“ antwortete ſie, die Ellbogen auf dem Tiſch. „Das iſt mir der Herr Payer!“

„Haben Sie ihm das geſagt?“ fragte Peterſen lächelnd.

„Nicht grade mit dieſen Worten, aber ungefähr!“

„Bravo, Gilbert! Bleiben Sie dabei! Retten Sie die Ehre unſeres Theaters; man ſagt, er knickt alle Herzen am Gutenbergplatz. Alſo jetzt genug von Payer; kommen wir wieder auf Peterſen! Den will der Direktor alſo zum Herbſt an Müllers Stelle zum erſten Regiſſeur machen; mit brillanter Gage, verſichert er; ſeit er den Goldtopf Payer hat, thut er ja immer ſo groß. Und nun geh' ich herum, als Peterſen Eins und Peterſen Zwei, und laſſ' die beiden miteinander raufen; das heißt, mit den Waffen des Geiſtes, denn darin ſind ſie beide ſtark. Peterſen Eins, der Ehrgeizige, ſagt: Fünfunddreißig Jahre! und noch nichts für die ſogenannte Unſterblichkeit gethan! Anträge von großen Theatern! Nicht ablehnen! Gott ſieht auf dich, er fragt: wo bleibt Peterſen? Warum wuchert er nicht mit ſeinem Pfund? — Dagegen Peterſen Zwei — — Wollen wir jetzt Kaffee trinken?“

„Vielleicht ſpäter, Onkel.“

„Alſo Peterſen Zwei, der Seßhafte, der Gemütliche, der Gewohnheitsmenſch, macht auch ſeine verfluchten Redensarten: Warum denn ſchon? Es eilt ja nicht. Erſt ein paar Jahre in Mainz Regiſſeur ſpielen — das wär' gar nicht übel. Deine Zukunft, als gebildeter und den-

kender Künſtler, iſt ja doch: Regiſſeur; alſo jetzt Erfahrungen ſammeln, Lehrgeld zahlen. Durch den dicken Böttcher ſpricht die Vorſehung. Höre ſeine Stimme!"

„Ich bin für Peterſen Zwei!" ſagte Melanie und hob ihr Glas. „Bleiben Sie noch beim dicken Böttcher!"

Peterſens graue Augen durchbohrten ſie; „ja, Sie!" warf er dann hin. „Sie ſind ein Egoiſt. Sie wollen mich hier als Regiſſeur behalten. — Was ſagt denn der da?"

Er blickte zu Ernſt hinüber, der in tiefer Angſt, ſeinen Peterſen zu verlieren, auf der Holzbank wie über einem Abgrund ſaß. „Ich?" ſtammelte Ernſt, indem ſeine Augen in redlicher, ſich ſelbſt bekämpfender Bangigkeit groß und größer wurden. „Sie müſſen ja doch natürlich thun, was für Sie das beſte iſt."

„Ja, was meinen Sie denn? Was wär' nach Ihrer Meinung mein Beſtes?"

„Ach, Herr Peterſen! Wie kann ich das ſagen. — Ich hab' aber eine ſo hohe Meinung von Ihnen —"

Er ſtockte.

„Kurz, Sie ſind für Peterſen Eins?"

„Ich glaube," ſagte Ernſt leiſe, zögernd. — „Mir thät's freilich furchtbar leid!"

Peterſen ſah ihn lächelnd an. „Das iſt gut, daß Sie jetzt 'mal ordentlich Atem holen: Ihnen verging ja wohl ſchon die Luft. — Schauen Sie das Kerlchen an, Gilbert: völlig blaß geworden. — Sie würden mich ungern verlieren, das merk' ich ..."

„O!" ſagte Ernſt, weiter nichts.

„Aber dabei redet er mir zu: mach, daß du weiter kommſt. — Prinzinger, Sie ſind ein anſtändiger Menſch!"

„Na, und ich nicht?“ fragte Melanie, die in drolliger Empörung aufbegehrte.

„Sie haben das nicht nötig, Sie sind ein liebenswürdiges Frauenzimmer. Uebrigens ja, Sie auch: Sie retten die Ehre des Theaters gegen Erich Payer! — Ich will euch was sagen: die Bowle ist leer. Wir müssen aber noch eine trinken; erstens weil noch Waldmeister da ist und die Bowle klein war; und zweitens, damit wir auf mein Hierbleiben anstoßen.“

„Onkel Petersen! Sie bleiben hier?“

Melanies Augen leuchteten, die Freude machte sie schöner als je.

„Ja, bei Gott, mir ist so. Sie kriegen ja förmlich Seele in die Augen, Gilbert; wenn mich das nicht rührt —! — Ich hab' euch ja nur auf diesen Spaziergang mitgenommen, weil ich mir klar werden wollte, ob ihr mir wirklich angenehm seid, ob ich an euch hänge. Es ist merkwürdig, wie wenige Menschen mir wirklich angenehm sind ... Aber ja, selbst in der Natur nehmt ihr euch ganz gut aus. Sie haben nur zu wenig gegessen, Gilbert. Ach, Kinder! An irgend was will der Mensch doch hängen. Ich bin ja doch auch nicht so. Wo sind die großen Theater! daß ich auf sie pfeife. Ich möcht' noch ein paar Jahre mit euch in der alten Mainzer Bude bleiben. Schreien wir nach ein paar Flaschen Wein, damit wir darauf trinken!“

„Wein her! Wein her!“ schrieen sie auf einmal alle drei; Melanie schlug auf dem Tisch den Takt dazu. Es kam neuer Stoff, Petersen bereitete die zweite Bowle, Ernst als Lehrjunge mußte dabei helfen. Sie tranken dann auf den „Onkel“, den „Meister“. Sie sangen ihr

„Hoch ſoll er leben, hoch ſoll er leben, dreimal hoch!“ Peterſen ſang mit. Er lachte mit dem ganzen Geſicht.

Eine feſtlich ernſthafte Stimmung kam dann über Melanie; auch eine ſüße Müdigkeit legte ſich weich auf ihre Augen. Sie trank noch ein wenig, es ſchmeckte ihr ſo gut; „er ſoll ſingen,“ ſagte ſie darauf plötzlich, mit einem Finger auf Ernſt deutend. „Ja, Herr Prinzinger, ſingen Sie uns ein ſchönes Lied mit Ihrem edlen Baß. Bei Gott, er hat einen edlen Baß. Soll er nicht ſingen, Peterſen?“

„Natürlich ſoll er,“ antwortete Peterſen, gemütlich zurückgelehnt. „Es muß aber b a l d ſein, denn wir können nicht mehr lange bleiben; wir kommen ſonſt zu ſpät ins Theater.“

„Alſo vorwärts, Herr Prinzinger! Etwas furchtbar Schönes!“

„Was ſoll ich ſingen, Fräulein Gilbert?“ ſagte Ernſt mutlos, obwohl er vor Freude über ihre Aufforderung faſt errötete. „Für luſtige Sachen paßt mein Baß ſchon gar nicht. Und heut kann man doch nur —“

„Unſinn!“ fiel ſie ihm ins Wort. „Wir w o l l e n gar nichts Luſtiges; im Gegenteil; ſo edel wie möglich. Wollen wir was Luſtiges, Peterſen? — Sehn Sie, er ſchüttelt auch den Kopf. Gelacht und geſpaßt haben wir genug! Ihre Stimme kann ſo wunderbar melancholiſch klingen; mir ſind neulich abend faſt die Thränen gekommen; wahrhaftig. Alſo das Schwermütigſte, das Sie haben; recht herzbrechend; wir halten ſchon was aus. Nicht wahr, Peterſen?“

„Sie gewiß!“

„Sie auch. Thun Sie nur nicht ſo. — Alſo der Sänger fängt an!“

Ernſt zögerte noch. „Ohne Guitarre, ohne Klavier —“

„Ach, es geht auch ſo! Nur zu!“

Mit einer Gebärde der Ergebung ſtand der junge Sänger auf. „Ich weiß einige Löweſche Balladen auswendig; die eine iſt gewiß melancholiſch genug; ‚Der ſeltene Beter‘ heißt ſie; der alte Deſſauer, der Feldmarſchall, iſt damit gemeint. Wenn Sie die hören wollen . . .“

Melanie nickte; er ſammelte ſich und fing an. Gegen das Zittern der Erregung kämpfend, das wieder in ſeiner Kehle wühlte, ſuchte er ſo ſchlicht wie möglich zu erzählen, was der alte Held erlitt; es kam ihm aber tief aus der mitfühlenden jungen Bruſt:

Im Abendgolde glänzet zu Bärenburg das Schloß,
Da hält ein alter Schnurrbart mit ſeinem Kriegertroß.
Der Feldherr ſteigt vom Roſſe, tritt in ſein Schloß hinein;
Man ſagt, er hätt' gezittert; weiß nicht, wohl könnt' es ſein.
Im Sterben liegt die Tochter, die er geliebt vor allen,
Sie kann mit bleichen Lippen kaum noch „mein Vater“ lallen.
Sichtbar beweget faßt er die todeswelke Hand,
Dann hat er ſtill und ſchweigend zum Garten ſich gewandt;
An abgeſchiednem Orte, da will er einſam beten,
Will mit gebeugten Knieen vor Gott den Vater treten:
„Du alter Feldherr droben, der größre Heere führt,
Als ich in meinem Leben zuſammen kommandiert,
Viel Schufte kommen vor dich mit feinem Rednerſchwalle,
Doch mein' iſt nicht ſtudieret mit ſchönem Klang und Falle.
Im Sturme von Torino, im Keſſeldorfer Drange
Bin ich dir nicht gekommen; heut iſt mir gar zu bange;
Du aber, du verſteheſt, was Vaterſchmerzen ſind;
Komm' auch ſo bald nicht wieder! Laß mir mein liebes Kind!“ —
Nun ſchreitet er zum Schloſſe, vom Glauben aufgerichtet;
Die Tochter iſt verſchieden — da ſteht er wie vernichtet.
Man ſagt, es ſei ihm murmelnd noch dieſes Wort entfahren:
„Wär' Gott zu mir gekommen, wär' nicht ſo hart verfahren!“

Die Stimme hatte dem Sänger weniger gezittert als ſonſt; nicht ganz unzufrieden mit ſich ſetzte er ſich leiſe nieder. Peterſen blieb ſtill. „Schön!“ hauchte Melanie nach einer Weile. „Sehr ſchön. — Wie Sie rührend ſingen. Wie er anfängt: ‚Du alter Feldherr droben‘ — und dann ‚im Sturme von Torino‘, oder wie es heißt . . . Wär’ *ich* Gott geweſen, und hätt’ er ſo geſungen wie *Sie*, ich hätt’ ihn gewiß erhört!“

Ernſt hatte ein Gefühl, als ſtieg’ ihm das Herz zur Kehle hinauf. „Daß Sie mir das ſagen,“ brachte er nach einem verfehlten Anlauf heraus, „das macht *mich* ſehr glücklich!“

„Hab ich nicht recht, Peterſen? War’s nicht furchtbar rührend?“

Peterſen hatte die Augen geſchloſſen; jetzt ſchlug er ſie allmählich voll auf und ſah Ernſt mit einem Ausdruck tiefer Mißbilligung an. „Das iſt ein ganz dummer Menſch,“ ſagte er mit ſeiner klaren, ſcharf accentuierenden Stimme. „Der iſt eigentlich ganz verrückt. — Kann mir einer ſagen, warum der Komödie ſpielt?“

„Wieſo?“ fragte Ernſt verwirrt.

„Menſch, mit dieſer Stimme! und mit dieſem Vortrag; wenn auch vieles noch Unſinn war. Statt dieſe Stimme auszubilden, aus der was zu machen iſt, ſtatt Ihren Vortrag hobeln zu laſſen, daß die Späne fliegen, treiben Sie ſich bei den Komödianten herum. Sie gehören ja nicht zu uns! Sie ſind ja ein Sänger!“

Ernſt lächelte, nun ruhiger. „Man kann ja beides *vereinen*, Herr Peterſen; das thun ja noch viele. Das will ja auch Herr Böttcher mit mir.“

„Natürlich. Haben Sie noch nie ’ne Fliege in den

Armen einer Spinne gesehn? — Ich wiederhole: ein ganz dummer Mensch; wenn Sie auch eine unverschämt zu Herzen gehende Stimme haben; das ändert daran nichts. Impertinenter Kerl! Ich sitz' hier in meinem schönsten Behagen, Maitrank und Maigefühl durch den ganzen Menschen, mitten in der Natur — und da kommt er mit seinem Baß, daß ich beinahe flennen muß. Was geht mich Ihr alter Dessauer an. Wenn Sie glauben, daß ich mir was aus der Tochter des alten Dessauers mache, die schon lange tot ist ... Unverschämter Bassist!"

„Ja, das ist er," sagte Melanie und hob ihr Glas; mit einem Blick auf ihren Anbeter und Sänger, der ihn fast wirblig machte. „Petersen, wir wollen ihn leben lassen. Der unverschämte Bassist hoch, dreimal hoch!"

VII.

Für einen Menſchen zu viel! dachte Ernſt zuweilen in der nächſten Nacht und am nächſten Tag, wenn um ihn das Glück dieſer Stunden rauſchte. So wird's ja nicht weiter gehen, ſo kann's nicht, ſo iſt ja das Leben nicht; aber — ich hab' mein Teil gehabt! Als er am folgenden Abend durch die Straßen rannte — denn er hatte im Theater nichts zu thun — und mit einem gewiſſen Etwas in der Kopfhaltung die Vorübergehenden anſah, wandelte ihn auf einmal die Furcht an, in ſeinem Glückstaumel Egoiſt zu werden; er ſtellte ſich geſchwind eine Aufgabe, um dieſer Gemeinheit entgegenzuwirken, und beſchloß, zu den vernachläſſigten, halbvergeſſenen Frauen am unteren Zahlbacher Weg zu gehn. Minna Gerſter — was war ihm Minna Gerſter jetzt! Eine Schlangenhaut, die er abgeworfen hatte. Was waren ihre runden Schelmenaugen mit dem Madonnenblick gegen die „tragiſchen", die ihn geſtern ſo unausſprechlich huldvoll angelächelt hatten; was konnte ihre ſanfte Kinderſtimme? konnte ſie mit dieſem Göttertou ſagen: „der unverſchämte Baſſiſt hoch, dreimal hoch?" — Grade darum will ich ſie ſehn, ſagte er zu ſich, mit ſeinen ruhe-

losen Schritten durch die Gassen irrend. Die braune Minna soll nicht sagen: der hat Glück und darum kein Herz mehr! Zur andern könnt' ich nun ja doch nicht ... Die hat sich wieder in ihren Götterſaal im Olymp zurückgezogen ...

Er wanderte zum Thor hinaus, zu dem kleinen Häuschen. Die Tage waren länger geworden; als er an dem Fenster stand und in das Wohnstübchen hineinsah, wie er früher so oft gethan, brannte noch keine Lampe drinnen, der Abend schien noch hinein. Am runden Tisch standen Mutter und Tochter und der schöne August; das blasse Gesicht der Mutter unter der weißen Haube war ernst, Minna lächelte aufgeregt, August sah sonderbar einfältig aus, wie es schien, vor Verwunderung. Ueber Minnas Stirn fielen künstliche Locken, wie Ernst sie noch nie an ihr gesehen hatte; sie war ihm dadurch fremder, aber reizender. Die Röschen auf ihren Pfirsichwangen waren heut wie Rosen; mit raschen Bewegungen der vollen Lippen sprach sie in den Vetter hinein. Es schien, daß sie vor Freude so glühte ...

Die Ungeduld der Neugier trieb Ernst bald ins Haus; er klopfte an die Zimmerthür und trat ein. „Was habt ihr?" fragte er, eh er sie begrüßte. „Was ist hier Gutes oder Böses geschehn?"

„Ach, mein guter Ernst," seufzte die Alte. „Gutes oder Böses — ja, das weiß man nicht. Das soll sich erst zeigen!"

„Hast wohl recht, hast wohl recht," sagte August, der mit dem hohen Kopf auf den breiten Schultern bedenklich, etwas onkelhaft auf das kleine Mädel hinuntersah. „Wer kann sagen, wie 'ne Sache ist. Spaß macht mir die ganze Sache nicht!"

„Ach, ihr ſeid Philiſter!“ rief Minna aus und ſtellte ſich vor Ernſt hin. „Guten Abend; gut, daß du kommſt. Wie die zwei mich anganzen — beſonders die Mutter — das iſt wirklich ſchrecklich. Denk dir das Unglück, daß ich endlich glücklich bin! Ich werd' dasſelbe, was du biſt, ich komm' zum Theater. Und ſtatt daß wir vor Freud' darüber irgendwas Dummes anſtellen — die Möbeln aus dem Fenſter werfen — thun die beiden ſo, als müßten wir nun betteln gehn!“

„Betteln nicht,“ entgegnete die Mutter, mit ihrer ſtillen, weichen Stimme; ſie war ähnlich wie die der Tochter, ſie hatte nie etwas Keifendes. „Aber — ich weiß nicht — die ganze Art, wie du dazu kommſt. Und wie du dich haſt, wie du nun herumgehſt. Ja, der Ernſt ſoll reden —“

„Ja, das ſoll er auch!“ rief das Mädchen, das ihn bei der Hand nahm. „Hab' ich recht, daß ich mich freu', oder nicht? Sag du. Hab' ich recht, daß ich ein biſſel verrückt herumgeh', oder hab' ich's nicht? Du biſt doch auch beim Theater, du. Haſt du's ſchon verlaufen? — Dein großer Erfolg neulich abend. Es ſtand ja in der Zeitung. Hab' mich ſo gefreut; war ſo ſtolz auf dich. Hätt' dir's gern gleich geſagt, wär' dir beinah auf die Stub' gelaufen ... Ernſt! Solch ein Glück!“

Ihre kleine pfirſichweiche Hand drückte die ſeine, ſo ſtark ſie konnte; ihre Freude war aufgeregt, wie heute alles an ihr. Sie nickte ihm kindlich lächelnd zu.

„Der hat halt mehr Talent als du dummes Mädel,“ ſprach die Alte vom Tiſch herüber.

Minna wandte den Kopf: „Ach, du biſt 'ne ſchlechte Mutter. Woher weißt du das? Warſt du auch einmal

Direktor? oder Intendant? — Die andern ſagen das gar nicht. Und die ſollten doch wohl mehr davon verſtehn als du!"

„Wer ſind denn die andern?" fragte Ernſt, der nun erſt zu Worte kam.

„Wer die andern ſind?" — Minna ward langſam rot; es ſchimmerte ſchwach, aber über das ganze Geſicht, und blieb eine Weile ſtehn. „Na, der eine iſt der Direktor, dein Direktor; dem hab' ich was vorgeſprochen. Und der andere iſt der Herr Payer, der hat mich zu ihm geführt. Und ſie haben beide geſagt: es iſt noch nicht viel — es wird auch wohl nicht viel — aber er kann mich brauchen, es geht!"

„Herr Payer?" fragte Ernſt betroffen.

„Gott im Himmel, jetzt machſt du auch ſo ein Geſicht! Ich kann doch nicht dafür, daß er kein alter Mann und kein altes Weib iſt; und daß der einzige Menſch auf der Welt, der mir armem Mädel beiſteht, eben der Herr Payer iſt. Wenn ich darum meinem Glück vorbeilaufen wollt', das wär' doch wohl gar zu dumm!"

„Ich wußt' gar nicht, daß du ihn kennſt, den Payer," murmelte Ernſt.

„Wir ſehn uns ja jetzt ſo ſelten," ſagte das Mädchen ſanft, um ihn zu ſchonen; ſie wollte ihn auf ihre Seite ziehn. „So haſt du halt noch nichts davon gehört! Ach, ich kenn' ihn ja wenig. Im Karneval, weißt du, da bin ich ihm zuerſt begegnet; da hat er mit mir getanzt. Er war ſehr freundlich, ſehr artig — aber weiter natürlich nichts. Dann haben wir uns noch einigemal geſehn; einmal iſt er hier ans Fenſter gekommen, als ich's grad' aufgemacht hatt' ... Guck nur nicht die Mutter

an, mit ihrem garſtigen Lächeln; die iſt heut unausſtehlich! — Und da hat er ein paar Minuten mit mir geſprochen; und wie ein Wort das andere giebt, ich hab' ſo hingeworfen, daß ich's nicht für das höchſte Glück des Lebens halt', alsfort zu nähen, zu ſticken und zu waſchen, daß ich was Höheres im Sinn hab', und nur nicht dazu kommen kann. Und wie ich dann vom Theater anfang' — denn er hatt' mich gefragt, was das Höhere iſt — da ſagt er mit ſeinem guten, freundlichen Geſicht, denn das hat er wirklich, das mußt du auch zugeben, Mutter, gelt? — da ſagt er: ‚Ich könnt' Ihnen helfen, Fräulein. Ich bin ſehr gut Freund mit dem Direktor vom Stadttheater; er fragt mich auch bei vielen Sachen, er giebt was auf mein Urteil. Soll ich Sie zu ihm führen? Wollen Sie uns beiden was vorſprechen?' — Siehſt du, Ernſt, ſo iſt's gekommen. Zuerſt hab' ich einen Schreck gekriegt; wahrhaftig. Ich denk' wohl einen Augenblick, ich geh' vor Freud' in die Luft; aber dann — o je! Kein Mut! Ich den Herren was vorſprechen! Ich war ja ſchon ſo klein und ſo hoffnungslos geworden, und hatt' all mein bißchen Poeſie verlernt!"

„Das iſt auch nicht wahr," warf die Mutter ein. „Von der Jungfrau von Orleans haſt du noch viel gewußt!"

„Ach Gott, die Jungfrau von Orleans. Aber alles Moderne, Mutter! — Na, kurz, von dem erſten Schreck hab' ich mich dann erholt; und bin manchmal abends heimlich wieder aufgeſtanden, wenn wir ſchon zu Bett gegangen waren, und hab' hier am runden Tiſch unſre Theaterſtücke — Ernſt, weißt du noch — hab' ſie wieder geleſen und leiſe für mich deklamiert. Und wie viel hab'

ich dabei an dich gedacht! Wie oft hab' ich zu mir gesagt: wär' der Ernst jetzt hier und könnt' mit dir studieren, wie in alten Zeiten, könnt' dir weiterhelfen! — Na, es mußt' auch ohne dich gehn; ist ja auch gegangen. Als mir der Herr Payer neulich wieder begegnet ist, und mich angeredet hat: ‚Nun, Fräulein Minna, wie wird's?' da hab' ich mich mutig aufgerichtet: ‚Wenn Sie noch wollen, Herr Payer, so wird's!' — Und er lächelt und nickt und sagt: ‚Abgemacht!' Und zwei Tage darauf — also nämlich gestern — holt er mich ab, im Wagen, fährt mit mir zum Direktor Böttcher. ‚Da bring' ich sie,' sagt er, als wir bei ihm eintreten, ‚die Kleine, von der ich Ihnen neulich erzählt hab'!' Und der Direktor — auch gleich so freundlich — er wird ja immer dicker — aber er lächelt mir sehr menschenfreundlich zu. Ich kriegt' ordentlich Flügel, ich hatt' einen Heldenmut! — Ja, und so deklamiert' ich dann. Ach Gott, allerlei. ‚Gar nicht übel!' sagte der Herr Payer zuweilen; und der Direktor nickte. ‚Gefühl ist da! Und 'ne hübsche, weiche, angenehme Stimme!' — Und das sagte dann der Direktor auch. Und daß er mich brauchen kann. Schon jetzt, im Sommer, für die Badesaison, da 'ne andre abgeht. Und dann im Winter hier in Mainz. Ich soll nur tüchtig was lernen — und die Kunst hochhalten — und ein nützliches Mitglied sein — etcetera etcetera. Ernst! Wir sind Kollegen! Ich bin beim Theater!"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen; er mußte sie wohl nehmen. Mit gedankenlosem Druck hielt er sie auch eine Weile fest; doch war ihm nicht eigentlich freudig zu Mut. Er sah wieder auf die fremden Löckchen um ihre Stirn; sie kamen ihm noch fremder vor als vorhin, in

das liebe kindliche Geſicht war etwas Theaterhaftes, Zigeuneriſches eingeſchlichen. Sie ſchaute ihn aber ſo erwartend an; er konnte doch nicht unhold ſein. „Ich wünſch' dir viel Glück!“ ſagte er mit möglichſt wenig gepreßter Stimme. „Und uns beiden gute Kameradſchaft, Minna!“

„Er ſieht aber gar nicht ſehr beglückt aus,“ brummte Mutter Gerſter. „Na, nur heraus mit der Sprache, Ernſt. Gefällt dir das, wie der Herr Payer, der berühmte galante Mann, ſie im Wagen abholt? und ſie beim Direktor ‚die Kleine‘ nennt? Und daß der dann thut, was Herr Payer will? Muß einem das gefallen, Ernſt?“

„Ach, Mutter Gerſter, das iſt nicht ſchlimm. Der Direktor engagiert doch niemand, den er nicht brauchen kann. Und der Wagen, die Kleine — ſo was nimmt man beim Theater nicht ſchwer.“

„Na, da kommt's dann auch bald, daß eine zu leicht wird!“ warf die Alte mißmutig hin. Sie brach das Geſpräch ab, weil es ſie nicht freute; „alſo was ich dir noch ſagen wollte!“ damit wandte ſie ſich zu Auguſt, der mit ungewiſſer Miene zugehört hatte, und faßte ihn am Arm. Sie zog ihn zur andern Stube, der Schlafſtube; ſie traten ein und ſchloſſen die Thür, man hörte ſie gedämpft und unverſtändlich miteinander ſprechen.

„Siehſt auch nicht ſehr beglückt aus, ſagt ſie,“ fing Minna nun zögernd an. Sie hängte ſich in den Arm des neuen Kollegen und führte ihn nach der andern Seite, weit weg von der Schlafſtubenthür; dann ſah ſie ihm ſo recht fragend, mit ſchmerzlicher Bangigkeit, in die dunklen Augen. „Machſt du dir denn auch Gedanken

wie die Mutter, über dieſen Herrn Payer? Glaubſt du, ich werd' ſchlecht?"

Er ſchüttelte den Kopf.

„Aber ſagen thuſt du nichts. Haſt auch ſo was im Blick wie ein Pfarrer; was dir gar nicht gut ſteht ... Aber nein, ich will nicht ſo häßlich reden. Du haſt mich ja verteidigt. Du biſt überhaupt — — Ach, Ernſt!"

Sie ſeufzte tief aus der Bruſt.

„Was?" fuhr er auf. „Du ſchluchzeſt?"

„Nein, ich ſeufzte nur. — Ach, Ernſt, ich will ja nichts, als brav ſein und gut. Ich hab' keine ſchlimmen Gedanken; ach, du kannſt mir's glauben ... Es kommt nur alles ſo anders im Leben, als man's träumt und denkt. Früher, wenn ich da meine Wünſche, meine Phantaſien hatte, immer war mein Liebſtes: du und ich beide beim Theater — und die beſten Kameraden — nicht nur ſo Kollegen, weißt du — nein, wie in dem Uhlandſchen Gedicht, weißt du: ‚als wär's ein Stück von mir!' Und wir würden alle Rollen zuſammen ſtudieren — und zuſammen in die Proben gehn — und — und überhaupt. Ja, und nun ſind wir beide beim Theater; aber — all das andre, das iſt nicht. Du wünſchſt mir ‚viel Glück' und ‚gute Kameradſchaft', aber das iſt nur ſo. Man wächſt halt auseinander ... Ach, ich werf' dir's nicht vor, Ernſt. Das wär' auch zu dumm. Aber — wenn's hätt' werden können. Was wär' mir dann der Herr Payer. Weiter wollt' ich ja nichts!"

„Hm!" atmete er ſeufzend auf. Mitleid beklemmte ihm die Bruſt, drängte ſich hervor. Er fühlte ihr alles nach, was ſie fühlte; nur mitfühlen konnt' er's nicht. Was ſollte er ihr ſagen? Er wußte kein Wort.

„Ernſt!“ flüſterte ſie. Vielleicht hatte dieſer tiefe Laut aus ſeiner Bruſt ihr noch eine Hoffnung gemacht; ſie ſtand auf einmal gerade vor ihm, Bruſt vor Bruſt. Ihre beiden Hände griffen nach ſeinen Armen; doch wie durch irgend einen Eindruck entmutigt, ließen ſie ſie ſogleich wieder los. Ihre Lippen bewegten ſich wohl, ſie ſprachen aber nicht. Nur die nußbraunen Augen ſprachen; der ſtumme Blick war faſt wie der eines Rehleins, das den Menſchen anſchaut. Dann ward er aber flehender, geheimnisvoller; er bohrte ſich in ſeine Augen hinein. Er ſchien zu ſagen, was die jungfräulichen Lippen ſich nicht getrauten: „Rette mich zu dir! Ich will ja nicht ſchlecht werden, ich will's nicht. Wenn du mich an dein Herz nimmſt, dann werd' ich gewiß nicht ſchlecht. Wer weiß aber, was ſonſt wird; du kennſt mich ja, ich bin nicht ſehr ſtark, bin halb wie ein Kind. Haſt mich ſo oft ein Kind genannt ... Rette mich zu dir!“

Die braunen Augen thaten ihm weh; er ſchloß die ſeinen eine Weile, um ſie nicht zu ſehen. Ach! ſeufzte ſein ſchweres Blut. Da kam ſie noch einmal, die Schickſalsfrage. Er verſtand ſie wohl. Und ihm war wieder, als zög' ihm ein Unrecht nach, das er ihr einſt angethan; als hätt' er zu verantworten, was da kommen wird, wenn er ſo thut, als verſtünd' er ſie nicht. Aber was hilft's! Er muß ſo thun. An ſein Herz kann er ſie nicht nehmen; das iſt weggegeben, das gehört ihm nicht. Welten zwiſchen ihm und ihr!

Er ſchlug die Augen wieder auf; ſie waren aber feucht geworden. Jetzt erſchrak er über das runde Geſicht vor ihm: wo waren die Roſen hin? Es war traurig blaß; es hatte viel an Schönheit verloren und an Gram

gewonnen. „Ja, du kannſt gut ſchweigen!“ ſagte Minna leiſe. „Du gehörſt auch zu denen, die — — Aber ihr macht einem wenigſtens nichts vor; das iſt auch ſchon gut. — Warum nur die Mutter nicht wiederkommt? Soll ich zu ihr gehn?“

Er griff nach ihrer Hand. „Bitte, bleib noch einen Augenblick,“ flüſterte er, mit einem unruhigen Blick nach der Thür; die rührte ſich aber noch nicht, man konnte Auguſt Möllers feſte Stimme hören. „Minna! Liebe, gute Minna! Ich bin ſo ein plumper, ungeſchickter Menſch; prügeln könnt' ich mich. Denk nur nicht ſchlecht von mir; es iſt nur die Plumpheit, die — — Ich bin doch dein beſter Freund!“

„Meinſt du?“ ſagte ſie mit einem Lächeln, das ihm durch die Seele ging.

„Ja, das mein' ich, Minna! Und ich bleib's auch immer. Ich hab' nur die Worte nicht! — Das will ich dir aber doch ſagen: wenn du je einen beſten Freund brauchſt — einen Bruder, Minna — — ich hoff', es geht dir immer gut und du brauchſt ihn nicht. Aber — wer weiß, wie's kommt! — Erinnerſt du dich noch, wie wir einmal über Brüder ſprachen, und daß du keinen hätteſt. Da ſagt' ich dir — weißt du's noch?“

„O ja,“ antwortete ſie leiſe. „Es iſt wohl lange her. Vergeſſen hab' ich's doch nicht.“

„Ich bin von nun an dein Bruder! ſagt' ich. Und ſo iſt's auch, Minna. Und wenn du je einen brauchſt, dann komm' nur; dann wirſt du ſehn. Das iſt das Gute an Brüdern: die verlaſſen den andern nicht!“

„Mag wohl ſein,“ erwiderte ſie mit einem entſagenden Lächeln. „Alſo ja, dann komm' ich.“

„Ja, vergiß es nicht!“

Die Schlafſtubenthür ging auf, Auguſt trat mit der Alten heraus, den Hut auf dem Kopf, bereit zu gehn. „Gute Nacht!“ ſagte nun auch Ernſt, unwillkürlich aufatmend. Auguſt Möller zog ihn mit fort, der Straße zu.

Minna ſah ihnen nach; um ihre Lippen ſchwebte noch dasſelbe Lächeln.

Drittes Buch.

I.

Es war wieder Herbſt geworden; die Schwalben ſammelten ſich zum Abzug, die Sommerfriſchler zerſtreuten ſich und kehrten in ihre Städte zurück. Auch die Mainzer Stadttheatertruppe war wieder heimgekommen, ſo viel von ihr beiſammen blieb; Müller, der Regiſſeur, und einige andre hatten ſie verlaſſen, neuer Erſatz war eingerückt. Peterſens Freund Haber, der „fidele Mainzer", wie er bei den Komödianten hieß, längſt ſchon eiferſüchtig auf Erich Payer, der ihn als Gönner des Theaters ſo weit überflügelt hatte, wollte einmal zeigen, daß unter den erbgeſeſſenen Mainzer Bürgern auch noch Kunſtmäcene wohnten; er gab einen ſeiner Dampfer her, einen der kleineren, die auch gelegentlich den Rhein mit Paſſagieren befuhren, und lud die Stadttheatertruppe ein, ſich darauf einen vergnügten Tag zu machen. Eigentlich wollte er Peterſens Erhöhung zum Regiſſeur des Schauſpiels und Luſtſpiels feiern; Peterſen hatte ihm aber bei Todesſtrafe verboten, ihn auf irgend eine Weiſe „anzuulken", er eigne ſich weder zum ſiegreichen Feldherrn noch zum Preisochſen, und Haber mußte wie immer gehorchen. Auch geſtattete Peterſen nur, daß der Kunſtmäcen ſein

Schiff zur Verfügung stellte; für die „Verpflegung" rief er die ganze Gesellschaft zu freiwilligen Beisteuern auf, es sollte ein gemütliches Picknick sein. Das Festmahl in der kleinen Küche des Dampfers zu bereiten nahm Petersen auf sich, der bewährte Meister; als Küchenjungen stellte er Ernst Prinzinger und noch einen der jüngeren an. Die Musik übernahmen einige Geigen- und Guitarrespieler der Truppe, Ernst wiederum unter ihnen; an Sängern und Sängerinnen fehlte es nicht. Jansen, seinem Beruf als Heldenspieler getreu, erbot sich sogar, der Wilhelm Tell dieses Tages zu sein und den Steuermann zu machen; dies ward aber sogleich und von den Damen mit Leidenschaft abgelehnt, und „zur Vermeidung des sicheren Untergangs" ward die Habersche Schiffsmannschaft mit an Bord genommen.

So fuhr denn das schmucke, bewimpelte und beflaggte Schiff mit der festlich gekleideten Gesellschaft rheinab, zwischen den Auen hin an Biebrich vorbei, an den weingesegneten Städtchen des Rheingaus entlang, bis am Niederwald, beim Mäuseturm die Thalverengung beginnt. Es war ein herbstklarer, sonniger Tag, ganz dazu angethan, die Erde zu genießen; und die Schauspieler, die sich im Theater so oft, draußen aber selten als ein Ganzes fühlen, sahen sich und die Welt mit einer gewissen Verwunderung an, stürzten sich in den Frohsinn hinein und rückten auf ihrem Schiff, das so ganz entschiedene Grenzen hatte, zu guter Kameradschaft zusammen. Es verbreitete sich bald ausgelassene Lustigkeit; das Losungswort gab Petersen, der nach einer Weile vorschlug, sich durch die Tageszeiten nicht einschüchtern zu lassen und den Morgen in Abendstimmung zu verleben. Valentine

Baſedow fing ſogleich an, den Tag umzudrehn: ſie nahm Bänmlein, den Komiker, dem ſie neuerdings ſehr gewogen war, und tanzte mit ihm in der Vormittagsſonne über das Deck dahin. Andre Paare folgten; die Muſikanten thaten ihre Schuldigkeit. Als das eine Weile gebrauſt hatte und wieder Ruhe eintrat, machten ſie eine „Abendſtille“ daraus: ſie begannen Abendlieder zu ſingen, als wäre der Tag im Vergehn, ſentimentale und heitere; auch das „alte Krokodil“, wie Janſen es nannte, das unausbleibliche „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten“ fehlte nicht. So ſaßen ſie dann im Kreiſe herum, aus großen, goldig glänzenden Römern, die Haber geſtiftet hatte, den Abendſegen trinkend; unterdeſſen beleuchtete die hohe Sonne das große Weinerntefeld zu ihren Füßen, den lang hingelagerten Rheingau, blitzte über den Strom, verklärte die parkgrünen Inſeln, an denen ſie vorüberfuhren, und brannte in herbſtlich milder Kraft auf das fidele Volk herab, das mit ihr Komödie ſpielte.

Peterſen hatte ſich beizeiten in ſeine Küche zurückgezogen; dort ſtand er in Hemdsärmeln, ein grünes Sammetkäppchen auf dem halb kahlen Kopf, leitete an, befahl und hantierte. Seine Küchenjungen hatte er mit ähnlichen Käppchen geſchmückt, die er in ſeiner Garderobe beſaß; er ließ ſie das Gröbere thun, Kartoffeln und Gemüſe bearbeiten, gab ihnen aber auch Einblicke in das Höhere, an dem er als ſchaffender Meiſter wirkte. „Ich will Sie nicht herabſetzen, Schulze,“ ſagte er zu dem zweiten Küchenjungen, der wohl zu ſehr auf die Sänger draußen horchte; „aber ſchauen Sie auf Prinzinger: der lebt jetzt nur in den Bohnen; der hat den heiligen Wahnſinn der Pflicht. Glauben Sie, daß er nicht auch mit-

ſingen möchte? Er hat ja in ſeiner großen Zehe mehr Baß, als Sie in Ihrer ganzen Figur. Aber er iſt immer ganz, was er ſoll. Darum wird er auch, was er kann. Merken Sie ſich das!“

„Zu Befehl, Herr Küchenchef,“ entgegnete Schulze mit ſeinem vierkantig ernſten Geſicht. „Fräulein Gilbert möcht' mich aber einmal in der grünen Kappe ſehn. Ich reiche um einen kleinen Urlaub ein, Herr Peterſen.“

„Ach, Sie kleiner Schäfer Sie. — In drei Minuten ſind Sie aber wieder hier!“

Schulze war ſchon draußen; er ſteckte jedoch den breiten Kopf noch einmal zur Thür herein. „Das iſt ja natürlich,“ ſagte er, „daß Sie Ihrem Prinzinger ein Bändchen ins Knopfloch thun. Für den kommt jetzt überhaupt eine gute Zeit!“

„Weil ich Regiſſeur geworden bin?“ rief Peterſen; doch zu ſpät, denn Schulze war ſchon verſchwunden.

„Weil ich Regiſſeur geworden bin?“ wiederholte er. „Glaubt dieſer Bengel, ich — — Glauben Sie das auch, Prinzinger?“

„Was?“ fragte Ernſt, der anfing Kartoffeln zu ſchälen.

„Daß ich Sie als Regiſſeur parteiiſch bevorzugen werde? — Gut, daß Sie den Kopf ſo ausdrucksvoll ſchütteln; dann erleben Sie keine Enttäuſchung, Prinzinger. Sie werden ſich im Gegenteil — —! Da wir einmal davon angefangen haben, ſo ſagen Sie ſich, bitte, recht deutlich, daß es gar kein Glück iſt, Peterſens Freund zu ſein! Auf der Bühne, mein' ich, vor dem Regieſtuhl. Da werd' ich ein ſcheußlicher Pflichtpedant, ein Unparteilichkeitsmeier, verlaſſen Sie ſich darauf!“

„Ich verlasse mich auch darauf," sagte Ernst lächelnd.

„Ich danke Ihnen! — Was Rollen betrifft, das geht mich schon gar nichts an; ob der Direktor Sie damit zu Tode füttert oder Sie verhungern läßt, das ist seine Sache; ich rühr' nicht die Hand für Sie. Kein Mensch in Europa soll sagen können, mit so 'nem Schulze-Gesicht: aha, sein Anhänger Prinzinger! sein Liebling Prinzinger! — Ich hab' keinen Liebling, ich bin Regisseur. Fassen Sie das in seiner ganzen Tiefe?"

„Ich bemühe mich."

„Schön! Dann schälen Sie weiter; aber ohne Abreißen, rund herum. ‚Eine gute Zeit!' Ob jetzt 'ne gute Zeit für Sie kommt, da schauen Sie selber zu; auf mich rechnen Sie nicht. Im Sommer war's ja noch nicht viel anders, aber nun geht's los! Furchtbar geht's los, meint Böttcher; er will Sie ‚entwickeln' nach allen Seiten. Es wird ein Rollenfegen auf Sie niederprasseln, gesprochene, gesungene und gepfiffene — vielleicht vergeht Ihnen Hören und Sehen dabei. Vielleicht überfressen Sie sich dabei, in wahnsinnigem Viereifer. Prinzinger, das ist dann Ihre Sache! Petersen macht die Augen zu. Selber ist der Mann! Bitte, schreiben Sie sich das irgend wohin, damit Sie es morgens beim Waschen und abends beim Zähneputzen sehn: Selber ist der Mann!"

„Werde nicht ermangeln," erwiderte Ernst, indem er eine Kartoffel ins Wasser warf.

„Haben Sie die Güte! — Und zu viel loben werd' ich Sie nicht, streichen Sie diese Sorge aus Ihrem Herzen. Sollt' ich Sie aber einmal zufällig, auf der Probe, etwas ungebührlich anschnauzen, so fassen Sie das mit Größe auf, Prinzinger; sagen Sie sich: er hat mich gern, und

um nicht weich dadurch zu werden, ist er grob geworden! — Ich wünsch' Ihnen aber sonst viel Glück. Kartoffeln schälen Sie noch nicht mit der rechten Liebe. Da kommt Schulze wieder. Viel Glück!" — —

Es war ein schlichtes, aber kunstgerecht bereitetes Mahl, das die lustige Gesellschaft ein paar Stunden nach Mittag einnahm. Die Tafeln waren auf dem Deck des Dampfers aufgestellt, die Damen und Herren hatten gewetteifert, sie herzurichten; auch die beiden Ehrengäste, Haber und Payer, hatten mitgeholfen. Als man sich setzen sollte, stand Payer neben Melanie Gilbert, in die er schon eine Weile hineinsprach, die aber nur ein kühles, kaltes Lächeln hatte; plötzlich bewegte er sich zu der andern Tafel hin, wo die Geringeren versammelt waren, und wollte sich neben Minna Gerster setzen. Minna, die ihr Haar mit wildem Hopfen und andern Gewinden geschmückt und einen besonders reizenden Tag hatte, ward verräterisch feuerrot; indessen die Freude und das Rot dauerten nicht lange. Petersen erschien sogleich und nahm Payer mit scherzhafter Gewalt gefangen; „Sie gehören zu den Honoratioren," sagte er, „auf einen Ehrenplatz!" und zog ihn mit fort. Ernst, der, als Küchenjunge abgelöst, in die langsam vorbeiwandernde Landschaft hinausgeträumt hatte, trat erst jetzt heran. Jansen stellte sich zu ihm, beziehungsvoll lächelnd und mit dem schwarzbraunen Lockenkopf vorwärts und rückwärts winkend.

„Was giebt's?" fragte Ernst.

„Haben Sie das nicht gesehn?" flüsterte Jansen. „Er war wieder den ganzen Sommer fort, wie gewöhnlich; jetzt Wiedersehn auf dem Dampfschiff, neuer Sprung des Löwen, letzter Versuch. Sie aber — der alte Mar-

mor. Da geht er raſch entſchloſſen, es war reizend, an den Nymphentiſch, zu dem wilden Hopfen!"

„Ich verſteh' nicht," flüſterte Ernſt. „Von wem reden Sie?"

„Payer und die Gilbert. Und da ſitzt der wilde Hopfen. Der iſt übrigens hübſcher geworden, ſeit er bei uns iſt. Ein ganz nettes Nirchen!"

Janſen lächelte, ein Auge zudrückend, und ging. Er ging zu dem „Honoratiorentiſch"; Ernſt blickte ihm nach. Er ſah, wie ſich der ſchöne Janſen neben Melanie Gilbert ſetzte; nicht ein Gefühl der Eiferſucht ergriff ihn, denn Janſen war ihr gewiß nicht gefährlich, aber eine elende, häßliche Empfindung, die ihn ſeit dem Frühling ſo häufig quälte. Damals der eine warme, ſüße, faſt etwas verheißende Blick; ſeitdem wieder die alte Gleichgültigkeit, die Winterkälte. Nein, beſtändiger Winter nicht: launiſcher April; zuweilen plötzlich ein gutes, herzliches Wort, eine Erinnerung an jene Zeit, ein Verlangen, ihn ſingen zu hören; dann ſah ſie wieder mit den unergründlich fremden Augen an ihm vorbei oder durch ihn hindurch. Und in ihm immer das alte kindiſche, märchengläubige Hoffen auf unerreichbares Glück ...

Am Tiſch der „Untergötter" war für ihn ein Platz gelaſſen, er ſetzte ſich, um mitzutafeln; die geräuſchvolle Luſtigkeit umſchwirrte ihn, er lachte auch, ſo gut er konnte. Peterſen war in die Küche zurückgekehrt, um mit neuen Gehilfen die noch folgenden Gänge zu überwachen; erſt als dort das letzte geſchehen war, erſchien er wieder, herdfeuerrot im Geſicht, nahm ſein Käppchen ab, als lege er damit die Würde und Bürde ſeines Amtes nieder, und ſchwenkte es als Gruß gegen die Verſammlung. Allge-

meine Begeiſterung und Dankbarkeit empfing ihn. Die komiſche Alte und der Heldenvater ſtanden in demſelben Augenblick auf und prieſen ihn in gleichzeitigen Anſprachen als den „unerreichten Meiſter der Kochkunſt“ (mit dieſen Worten drang der Heldenvater durch), „den großen Künſtler des garnierten Bismarck-Beefſteaks“ (ſo viel verſtand man von der komiſchen Alten), den „Regiſſeur dieſes hochfeſtlichen Tages“; damit endete der Heldenvater. Alle Gläſer erklangen, Melanie ſtimmte das dreifache Hoch an, und von den Rüdesheimer Weinbergen, vom Niederwald, von den Binger Höhen hallte es — wie Janſen behauptete — wieder.

„Ach!“ ſeufzte Valentine Baſedow auf, als das Mahl zu Ende war und auch der „Regiſſeur dieſes Tages“ ſich geſättigt hatte. Der Wein und das Lachen hatten ihr volles Geſicht angenehm gerötet; ſie ſah, daß der Dampfer gewendet hatte und wieder an der Brömſerburg vorüberfuhr. „Ach, das wär' nicht ſchlecht, ein ſchwimmendes Theater! Auf ſo 'nem Haberſchen Dampfer führen wir, die ganze Truppe, flußauf und flußab; in den Main hinein, in den Neckar hinein, und ſo immer weiter. Das kann man ja wohl? Oder kann man das nicht?“

„O ja,“ ſagte Haber, der ihr gegenüber ſaß. „Aber mit allen Requiſiten? Mit Dekorationen, Koſtümen und ſo weiter?“

„Warum nicht,“ verſetzte die Baſedow unerſchrocken. „Sie geben uns noch einen zweiten Dampfer, der nimmt die Dekorationen und ſo weiter mit. Und ſo fahren wir in der Welt herum!“

„Das iſt ein genialer Gedanke, liebe Baſedow,“ erwiderte Peterſen, „und ganz unausführbar. Aber mit-

einander in die Welt hineinfahren, um zu ſpielen, das könnten wir ganz gut einmal; wenn auch nicht zu Schiff. Ich hab' ſogar ſo einen Gedanken, und wollte ihn der werten Geſellſchaft heute vorſetzen, wo ſie in erhöhter Stimmung iſt. Die Frage iſt nur, ob die Stimmung nicht bereits *zu hoch* iſt, ſo daß meine Stimme nicht mehr hinaufkommt — und mein Gedanke auch nicht."

„Reden Sie nur *laut*!" rief Janſen. „Sonſt verſteht man allerdings kein Wort!" Er ſtand auf und ſchlug mit dem Meſſer an ſein Glas, um Ruhe zu machen. „Herr Peterſen hat einen Gedanken!" rief er mit ſeiner jungen Kraftſtimme; „er möchte ihn uns mitteilen. Im Namen der Regie und der von ihr unzertrennlichen Weisheit bitte ich um geneigtes Gehör!"

„Herr Peterſen ſoll reden!" rief einer vom andern Tiſch, der ſich ſchon in ſeine höchſte Stimmung hinaufgetrunken hatte.

„Er ſoll *lauter* reden!" ſetzte ein anderer hinzu.

„Er hat ja noch gar nichts geſagt!"

Peterſen ſtand auf. „Indem ich ums Wort bitte," fing er bedächtig, aber mit ſicher durchdringender Stimme an, „muß ich allerdings gleich bemerken: der Gedanke, den ich habe, iſt nicht ſo bedeutend, daß er einer ſo ſtark erleuchteten Verſammlung einen bacchantiſchen Eindruck machen wird; und auch nicht ſo dumm, daß er ſich ſchon dadurch in aller Herzen einſchmeicheln wird. Ich glaube aber, daß er praktiſch iſt: denn erſtens wird er uns etwas Unterhaltung bringen, wovon man nie genug hat, und zweitens wird er uns etwas Geld bringen, wovon man immer zu wenig hat! — Nach dieſer glücklichen Einleitung, durch die ich Ihre Aufmerkſamkeit gefeſſelt habe,

werfe ich das Wort Marburg hin. Wir können auch weiter miteinander fahren als nur bis zum Mäuseturm. Wenn der Winter zu Ende ist und die große Thür im Stadttheater zugesperrt wird, dann entsteht immer eine Lücke in unserm Leben: die Sommersaison beginnt noch nicht, und in Mainz ist's aus. Da könnten wir etwas thun! zum Beispiel eine Reise thun! Allerdings nur die Herrschaften vom Schauspiel und diejenigen Operisten, die auch im Schauspiel wirken. Wir nehmen ein Dutzend Stücke aus unserm Repertoire, und alles was dazu gehört — mit wohlgeneigter Bewilligung der Direktion — und ziehen auf einen halben Monat in ein anderes Land, wo auf den Bäumen schöne maigrüne Blätter und darunter schöne Mädchen und Studenten und Leutnants wachsen, aber Komödianten, die Blume der Schöpfung, giebt's nicht. Darum kommen wir! und lassen sie ein Dutzend Abende an der Blume riechen. Na, was kann uns geschehen? Entweder wird's ein Geschäft oder ein Vergnügen. Und wenn's beides wird — ein braver Komödiant erträgt auch das. Er kann viel Applaus und viel Lob ertragen, aber auch viel Glück!"

„Das wär' schon mein Fall," nahm Bäumlein das Wort, der kleine hellängige Komiker. „Der Gedanke hat den großen Vorteil, daß ich mich ihm anschließe. Er steht wie'n Kolumbus-Ei!"

„Marburg, sagten Sie?" fragte Jansen.

„Marburg ist so ein ideales Nest," antwortete Petersen; „das heißt, ideal für unsern Fall."

„Marburg!" rief Valentine Basedow, eine Rosinentraube in die Höhe haltend, an der sie eben naschte.

„Das liegt da irgendwo in der Ebene; ich hab's einmal im Vorbeifahren gesehn!“

„Sie verwechseln es wohl mit Magdeburg, liebe Basedow,“ sagte Petersen milde. „Das liegt flach an der Elbe und ist eine Festung.“

„Aber Magdeburg ist ja gar keine Universität, hat also auch keine Studenten!“ rief Minna Gerster vom andern Tisch. „O, ich weiß schon, wo Marburg ist: wenn man von Frankfurt nach Norden fährt. ‚Es steht ein Wirtshaus an der Lahn‘ ... Das ist Marburg!“

„Bei Gott, diese kleine Gerster weiß es!“ erwiderte Petersen und schüttelte tief verwundert den Kopf. „Was haben wir für Talente!“

„Bravo, bravo!“ rief Erich Payer und trank der errötenden Minna zu.

„Also daß ich meine Rede kurz zu Ende führe: dieses Marburg ist es, Marburg an der Lahn! Die reizendste Bergstadt, die wir Deutschen haben; Sie können dort schlanker werden, liebe Basedow, das ist auch ein Vorteil. Hat ein schönes Schloß auf dem Berg, eine Kaserne mit den elften Jägern im Thal; am Fluß eine Universität mit kunsthungrigen Studenten; am Berg herum Pensionen mit verliebten Mädchen, für die das Theater Manna ist. Aber auch Professorenfrauen und Professorentöchter saugen gerne Bildung aus uns. Und um der höchste Reiz dieser lieblichen Stadt: sie hat kein Theater! Das heißt, so 'nen Saal zum Spielen wohl, aber keine Komödianten drin. Das wissen die klugen Mainzer und darauf bauen sie ihren Plan. Sie kommen mit ihren besten Stücken, einem vortrefflichen Regisseur und musterhaftem Corpsgeist; dann fehlt ihnen nichts mehr als das Marburger Geld: das werden sie sich holen!“

„Ich ſchließe mich immer mehr an," ſagte Bäumlein und hob ſein Glas. „Wie nennen Sie dieſen vortrefflichen Regiſſeur?"

„Ich nenne ihn zum Beiſpiel Peterſen."

„So möcht' ich zum Beiſpiel auf deſſen Wohl trinken." Bäumlein blickte mit einem ſeiner „urgemütlichen" Blicke in die Runde: „Wer Ende April 1882 mit nach Marburg will, der ſei ſo freundlich und trinke mit mir auf unſern Anführer Friedrich Peterſen!"

Die Gläſer klangen wieder zuſammen; auch die unbeteiligten „Operiſten" ſtießen mit an; es ward nun doch die Peterſen-Feier, die dieſer erbitterte Feind aller Verherrlichungen dem Freund Haber verboten hatte. In dieſem Augenblick ſchien es den Schauſpielern ein reizender Gedanke, wieder zuſammen in die Welt zu fahren, und zwar auf der Jagd nach Ehre und Geld. Während die nahen und fernen Rebenhügel des Rheingaus majeſtätiſch langſam vorüberzogen, träumten ſich die erregten, weinfrohen Gehirne nach der unbekannten Bergſtadt hin, und was zuerſt einige anſtimmten, ſangen bald alle mit, auch die Damen:

Stoßt an, Marburg ſoll leben,
Hurra hoch!
Stoßt an, Marburg ſoll leben,
Hurra hoch!
Die Philiſter ſind uns gewogen meiſt,
Sie ahnen im Burſchen, was Freiheit heißt;
Frei iſt der Burſch!
Frei iſt der Burſch!

Nur Valentine Baſedow lehnte ſich gegen dieſen Geſang auf; der Wein hatte ſie, wie er gerne that, etwas rebelliſch gemacht, ihr kamen dann tiefe, eigene Gedanken.

„Warum ſingen wir Burſchenlieder?“ rief ſie aus und ſtand auf. „Wir ſind doch keine Burſche! Wir ſpielen Komödie, aber wir ſind keine Burſche!“

„Nehmen Sie's nicht zu ſchwer,“ ſagte Jaufen. „Es iſt halt ein fideles Lied.“

„Sie lieben ja doch die Freiheit, Baſedowchen,“ ſetzte Peterſen hinzu. „Sind doch kein Philiſter!“

„Ach, was reden Sie von Freiheit,“ ſagte Valentine. „Den ganzen Tag fahren wir ſo herum! Da iſt dieſe lange, entzückende Inſel, mit den ſchönen Bäumen. Warum ſteigen wir nicht einmal aus? Warum legen wir denn da nicht an? Ich bin noch nie an einer Inſel ausgeſtiegen; ich hab' noch nie auf einer Inſel Kaffee getrunken. Warum trinken wir da nicht Kaffee?“

„Sie ſollen welchen trinken —“

„Auf einer Inſel, Peterſen!“

„Auf einer Inſel, jawohl. Aber was wollen Sie auf dem öden Ding da; das kann ſich nicht rühren, liegt feſt, liegt immer an derſelben Stelle; wie langweilig, liebe Baſedow. Nein, Sie bekommen Ihren Kaffee, aber auf einer ganz andern Inſel —“

„Auf was für einer?“ fiel ſie ihm mit einem halb ängſtlichen Kinderblick ins Wort.

„Auf einer, die ſchwimmen kann. Dabei iſt Pläſir! Sie ſitzen dann auf Ihrer Inſel, Baſedowchen, aber wie auf der Sonne, um die ſich alles dreht, und laſſen die Welt an ſich vorüberziehn, während Sie Ihren Mokka ſchlürfen. Sehn Sie, das iſt Poeſie! Inſelpoeſie!“

„Wie meinen das Sie?“ fragte Schulze, der wie die andern aufgeſtanden war und auf etwas weinſchweren Füßen herantrat. „Was für eine ſchwimmende Inſel meinen Sie?“

Peterſen ſah ſich mit den ſcharfen grauen Augen ſeinen Schulze an, der vorhin eine ſo reſpektlos verunglimpfende Anſpielung gemacht und für den er noch etwas auf dem Kerbholz hatte. „Was für eine ſchwimmende Inſel ich meine?“ ſagte er langſam, die Vernichtung vorbereitend. „Sie ſehen ſie ja. Schauen Sie nur hin!“

„Ich ſehe ſie?“

„Ja, Sie haben die Ehre. Sie betreten ſie. Sie ſtehen darauf.“

Schulzes ſchwimmende Augen glotzten ganz verwirrt.

„Ich ſtehe darauf?“

„Ja, Sie Puppenſpieler. Es iſt ein Schiff. Es iſt dieſes Schiff. Schiffe ſind ſchwimmende Inſeln, Schulze. Sie ſind keine, das iſt der Unterſchied; an Geiſt ſteht ihr gleich, Schulze. Da rechts von Ihnen iſt der Rhein; ſtürzen Sie ſich gefälligſt hinein, Schulze! aber etwas plötzlich!“

II.

Das neue Spieljahr ging seinen Gang, und darin behielt Petersen recht: für Ernst begann eine rollenfressende, atemlos arbeitsame Zeit. Zum Märtyrertum des Schauspielers gehört auch, daß ihm so selten das erwünschte Maß von neuen Aufgaben wird, sondern entweder zu wenig oder zu viel; denn so waltet nun einmal der Zufall — oder auch die Laune. Zu Zeiten verlernt er fast das Gesicht des Theaterdieners, der die Rollen bringt, zu Zeiten kommt der Mann wie ein täglicher Gewitterregen. Hatte Ernst in seinem ersten Winter oft wie ein in der Wüste Verschmachtender gefühlt, so entsetzte er sich nun zuweilen vor dem tropischen Segen, der kein Ende nahm; denn dem Direktor war ein Licht darüber aufgegangen, daß dieser Rekrut nicht nur eine sehr merkwürdige Singstimme, sondern auch entschiedenes Schauspielerblut und eine unerwartet hurtige Fassungskraft hatte. Also hinein mit ihm ins Repertoire! Heute Oper, morgen Schauspiel, übermorgen Posse; „das Kerlchen ist zu allem zu brauchen," sagte Böttcher schmunzelnd, wenn er mit Petersen in seinem Direktionszimmer saß. „Mit sechs solchen Burschen mach' ich ein Theater!"

Petersen verzog keine Miene, sprach auch kein Wort. Ihm lag wohl einmal auf der Zunge, zu sagen: „Treiben Sie's nicht zu arg, Direktor;“ aber er blieb still. Er hatte keinen Liebling. Ernst Prinzinger war selber der Mann. Ich war's auch! dachte Petersen. Jeder weiß, oder erfährt einmal, was er kann!

Ernst blieb auch gesund und guter Dinge. Ihm that's wohl — wenn er gleich dann und wann stöhnte — daß ihm die Arbeit keine Ruhe, in mancher Nacht keinen Schlaf ließ; er fühlte sein Vorwärtsschreiten, seine Erfolge, seinen Wert, sein Können — und hatte keine Zeit, zu fühlen, was ihm fehlte. Mit seiner Parthenia blieb's April: bald Nebel, bald Sonnenschein ... Petersen sagt, sie ist ein Neutrum, sie kann nicht lieben, dachte er zuweilen. Ach, so wird's wohl nicht sein: mich kann man nicht lieben. So ein Vierschrot wie ich ... Freilich, die Minna konnt' mich lieben. — Ob sie's wohl noch könnt'? — Na, und wenn auch, was wär's?

Er sah Minna kaum mehr anders als im Theater; er sah keinen Menschen mehr, er hatte keine Zeit. Auf der Straße hörte er einmal von August Möller, der ihm begegnete: die Minna wohne jetzt allein, mitten in der Stadt; draußen sei sie zu weit vom Theater gewesen, und für ihr Studieren zu eng, zu geniert. Ernst wunderte sich einen Augenblick; dann kam es ihm aus dem Sinn, über dem Deklamieren und Singen, dem Spielen und Probieren. Sah und hörte er sie auf der Bühne, so war ihm, als gehöre sie doch eigentlich nicht dazu, als „thue sie nur so“. Ihm wuchs nach und nach das Gefühl, als stünden er und sie auf demselben Plan, aber sie bleibe stehn und er bewege sich, weiter, immer weiter,

und immer weiter von ihr hinweg. Als habe er ein Ziel und sie keins ... Es that ihm leid, sie dauerte ihn; aber wie an einem eisernen Faden zog's ihn fort ...

Auch der längste Winter vergeht; als der April gekommen war, erwachte freilich auch in Ernst die Sehnsucht nach Erlösung, er war ermüdet, wie ausgehöhlt, furchtbar rollensatt. Mit heimlichem Stolz sagte er zu sich — nie zu Petersen oder einem andern —: ausgehalten hab' ich! Was ich sollte, hab' ich alles gemacht, hab' auf keiner Probe und an keinem Abend gefehlt, um keine Schonung, keine Stunde Frist gebeten. Aber Gott und Herr, nun wär's für eine Weile genug! — Es kam ihm eine Reiselust, als wär' er ein Wandervogel; Marburg! war das Wort, mit dem er jetzt fast jeden Morgen in den Tag hineinging. Eine wunderbare Erlösung mußte das schon sein, in ein fremdes schönes Bergnest zu fahren, zwei, drei Wochen da selig still zu sitzen ohne Direktor, ohne Theaterdiener, ohne eine neue Rolle, nur mit den eingespielten alten, die man so herausschüttelt aus dem Handgelenk. Dazu mit seinem geliebten Petersen als „Unternehmer und Regisseur": denn unter dessen Leitung hatten sich die Mitziehenden gestellt, alles war abgemacht. Wie die andern begann auch Ernst die Tage zu zählen, nach Norden in die Richtung von Marburg zu sehn, in Reisebüchern darüber zu lesen, und von schönen Erfolgen vor diesem unbekannten Publikum zu träumen; denn es freut des Komödianten Herz, wenn er vor neuen Gesichtern spielt und wenn neue Herzen durch ihn schlagen.

Der Tag der Freiheit brach an; am neunundzwanzigsten April war Petersen mit seinem „Unterregisseur" Bäumlein vorausgefahren, am dreißigsten früh folgte die

Truppe nach. Schon vor elf ſtiegen ſie auf dem Marburger Bahnhof aus; ſie ſahen die beiden Türme der Eliſabethkirche in die klarblaue Luft ragen und darüber das Schloß. Ernſt, den ein tiefes Verlangen lockte, ſich das neue Bild zuerſt ganz allein, gleichſam heimlich und lautlos, in die Bruſt zu drücken, machte ſich geſchwind von den andern los, ließ ſein Gepäck mit dem des gutherzigen Janſen in den Gaſthof gehn, den die zwei gewählt hatten, und wanderte über den ſchmalen Fluß, die Lahn, der beſonnten Bergſtadt zu. Um zwölf ſollten ſie ſich im Saaltheater verſammeln, um eine kurze Scenenprobe in dem fremden Raum zu machen; bis dahin hatte er noch eine gute Stunde Zeit. Er ging raſch, bis er ſicher war, daß ihn keiner der Schauſpieler einholte; dann begann er zu ſchlendern, recht wie ein Genußmenſch, der in einer noch nie geſehenen ſchönen Gegend allein iſt und den die Fülle des farbenreichen Lichts, die ſüße Wärme der Sonne glücklich macht. Ueber einen Nebenarm des Fluſſes, aus dem jung friſch leuchtenden Grün der Gebüſche und Bäume ſtieg die Eliſabethkirche auf, rührend klein gegen den Rieſen, den Mainzer Dom, aber in ihrer edlen frühgotiſchen Einfachheit, mit den burghaften Strebepfeilern, dem ſchlicht ſchönen Türmepaar, dem warmen Grau ihres durchſonnten Sandſteins ein lieblicher Schmuck dieſer grünen Welt. Denn grün in allen Tönen war es um ſie her: die nahen und fernen Berge mit neubelaubten Buchen und finſteren Tannichten, die ſchimmernden Saaten im waſſerdurchſchlängelten Thal, die Gärten zwiſchen den Häuſern unten und um die Villen bergan. Gleich hinter der Kirche begann die Stadt zu ihrem alten, würdevoll ragenden Fürſtenſchloß emporzu-

klettern; Häuser aus fremden, fernen Zeiten mit kunstreichem Holzbau, und neue, die zum Teil das Alte zu erneuern suchten, zogen sich an breiten und schmalen Gassen hinauf. Ernst wollte noch bei der Kirche bleiben, ihre stille Feierlichkeit, ihr gartengleicher Friedhof, die mittelalterlichen Gebäude dahinter berührten ihn so wunderlich; aber es riß ihn doch unwiderstehlich zu dem Schloß auf der Höhe. Er schritt durch die Berggassen weiter, über den seltsamen Marktplatz hinweg, der selber immer stieg, und auf eine andre mächtige Kirche zu, die halb oben schwebte, an Terrassen, Zinnen, Türmchen, hängenden Gärtchen, wild begrünten Untermauerungen, ahnungsvollen Durchblicken vorbei — für ihn eine neue Märchenwelt! — bis er unter einem Schwibbogen hindurch den äußeren Schloßhof vor dem hohen Fürstenbau erreichte.

Da stand es über ihm, mit seinem Burggarten, seinen Erkern, seiner betürmten Kapelle, das immer noch mitlebende, jugendschöne Schloß; da lag's unter ihm, das sich in die Ferne windende Thal, von der Lahn durchschimmert, und die zu ihr hinabsinkende Stadt. Die Kirche, auf die er vorhin zugeschritten war, war nun in der Tiefe; ihr hoch aufstrebender Turm konnte ihn nicht erreichen, die Schwalben, die um die Spitze flogen, schossen durch die tiefere Luft. Noch ein drittes Kirchlein, nur durch einen Dachreiter erhöht, gotisch und aus warm gelblichem Sandstein wie die andern, drängte sich zu ihm hinauf, blieb aber doch auch ins Unterreich gebannt. Ueber seinem Dach stiegen noch alte Mauern empor, darüber Gartenterrassen, eine nach der andern, mit aufleuchtenden Magnoliablüten, saftglänzenden Blätterknospen, noch kahlen Wipfeln und Baumkronen. Auch die trennte noch

eine Rieſenmauer von der letzten Höhe, von welcher Ernſt nun hinab und ins Weite ſchaute. Ihn überflügelten wieder die Schwalben, die den Schloßhof umkreiſten; ſie huſchten wie Pfeile dahin, vom Sonnenlicht angegoldet, ſauſten über die Schloßdächer weg, zur andern Bergſeite, und kamen dann wie Pfeile, die ein Feind da drüben abgeſchoſſen, zurück.

„Schön! ſchön! wie geträumt!“ murmelte er nach langem, ſtillem Schauen mit ſeinem leiſen Baß vor ſich hin. Er war ganz allein; indem er das endlich wahrnahm und dachte, fühlte er ſich freilich auch auf einmal furchtbar allein in der Welt. Ja, ja, ſchön! wiederholte er ſtumm in ſich; aber eine Schwermut, zuerſt unbegriffen, wohl aus der Erſchöpfung ſeines ruhelos abgemühten Lebens aufſteigend, quoll ihm aus der Bruſt zur Kehle hinauf. Da war dieſe ſchöne Welt und hier war er; nur ein bißchen Luft lag zwiſchen ihr und ihm, wie ein blauer Schleier; und doch wie durch ein Meer getrennt! Wie den Schauſpieler das ſchmale Orcheſter von den Zuſchauern trennt: auch das Orcheſter iſt wie ein Meer. Der Mann da oben ſpielt, die da unten lachen, oder weinen auch; aber er kennt ſie nicht, er hat ſie nicht; ſie leben auf ihrer Inſel, und er auf der ſeinen. Liebe! Das Menſchenherz will mehr als Lachen, Klatſchen, Bravorufen; es will Liebe, Liebe ...

Wer hat mich in Mainz denn lieb? dachte er. Wer wird mich hier lieb haben? Ein paar Wochen werd' ich dies ſehn, werd' meinen Marburger Traum träumen, abends vor ihnen ſpielen, morgens ſpazieren gehn. Dann iſt's aus, das Märchen. Dann applaudieren ſie zum letztenmal — wenn ſie's thun, wenn ſie ſo gütig ſind —

und wir ziehn davon. Und Marburg bleibt so schön, wie es heute ist — und für mich so tot wie heut. Sie wohnen in ihren Erkern und Türmchen, sie gehn auf ihren Terrassen, schauen ins Thal und zum Schloß hinauf — und ich bin ihnen weniger als die Schwalbe hier in der Luft. Keine Seele hängt an mir. Ich häng' an keiner Seele. Wozu ist's dann schön? — O mein Gott, und wie schön könnt's sein. O wie märchenschön!

Er sah verloren auf die Terrassen hinunter, die über der kleinen Kirche am Schloßberg hinzogen; die ersten weißen Blüten an dem Magnoliabäumchen, das er vorhin schon entdeckt, leuchteten ihm ins Auge. Etwas Weißes schien sich nun von ihnen abzulösen; es war aber keine Blüte — wie sollte die sich auch fortbewegen, es war gar kein Wind — sondern ein kleines, langsames Kätzchen, wie er mit einem aufmerkenden Blick erkannte. Das winzige Geschöpf schlich von dem grünen Rasen, auf dem die Magnolia stand, zu einer tieferen Terrasse hinab, und dort auf dem schmalen, braunen Boden zwischen allerlei Gewächsen fort, bis es zu einem großen rosenroten Fleck kam, der sich vor einem grünen Gebüsch befand. Was ist denn das für ein rosa Ding? dachte Ernst, der in seiner träumerisch langsamen Art aus seiner melancholischen Dämmerung erwachte. War denn das schon da? Oder wie kommt es jetzt dahin?

Im nächsten Augenblick lächelte er: ein rosa Kleid war's, und ein Kopf darüber. Ein junges Mädchen — so schien's — war mittlerweile von irgendwoher gekommen und hatte sich vor einem frischbelaubten Busch auf einen Stuhl gesetzt. Das Kätzchen strebte an ihr hinauf, kam in ihren Schoß; dort lag nun das zarte Weiß, vom

Rosa umflossen. Die Hände des Mädchens bewegten sich, das Tierchen streichelnd; warum ihm das so gefiel, wußte Ernst nicht; aber diese Bewegungen hatten einen Reiz für ihn. Er wünschte nun auch ihr Gesicht besser zu erkennen; das Glas! dachte er. Um etwa in die Ferne zu schauen, hatte er sich Petersens Opernglas geliehen, es hing am Riemen über seiner Schulter. Er nahm es aus dem Futteral und hob es an die Augen. Das Gesicht kam näher, überraschend nah; ein Blondkopf, jung, Löckchen auf der Stirn, das Haar überall leicht gelockt. Ein zartes, schlankes Oval, und ein feines Näschen; auf der schwach gebräunten Haut ein rosiger Schimmer, aber nur so hingehaucht, oder wie durch eine lichte Blüte hindurchscheinend. Es war wohl ein reizendes, feines, unschuldiges Gesicht; nur die Augen, die auf dem Kätzchen ruhten, konnte er nicht sehn . . .

Doch, nun schlugen sie sich auf; ihr Blick ging in die Höhe, und wie es ihm vorkam, richtete er sich fest auf i h n. Ernst erschrak ein wenig; er fühlte, daß er errötete, als wär' er auf einem Unrecht ertappt. Wie dumm! dachte er; sie gehört ja doch zur Gegend, also auch vors Opernglas! Er behielt das kleine Fernrohr ruhig vor den Augen; von mir sieht sie nichts, sagte er sich lächelnd, als zwei schwarze Löcher! — Ja, schau du nur her; desto besser studier' ich dich. O, o, was für Augen. Nicht groß; groß eigentlich nicht; aber wie schön hineingeschnitten in das liebe Gesicht. Grau, wie bei Petersen; aber doch ganz anders; es ist so die weiche Jugend drin. Und der bläuliche Schimmer. Ein wunderbares Opernglas! Glücklicher Petersen. — Glücklich? Er ist doch nicht glücklich; i c h bin glücklich. — O, schade!

Das Mädchen nahm ihm die Augen weg, ſie ließ ſie wieder auf das Kätzchen ſinken, mit dem ihre Hände ſpielten. Auch ſo war ſie nun freilich ein liebliches Bild in dieſer Frühlingswelt; um ſie her ſchimmerte ihr lichtgrüner Rahmen, hinter ihr blaute der kleine Fluß, auf ſeiner Wanderung durch das weiche Thal; über ihrem goldig blonden Haar zogen die bläulichen Höhen in die Ferne. Ein Dorf mit kleinen farbigen Häuſern lag neben ihrem rechten Ohr. Sie ſaß da wie das Tüttelchen auf dem J, als wäre die Gegend vorher nicht fertig geweſen, ehe ſie ſich hineingeſetzt hatte. Die ſchönen Marburger Mädchen! ging ihm durch den Kopf. Sagte nicht Peterſen ſo? Hab' ich nicht in dem einen Buch davon geleſen? — Für mich iſt ſie's jetzt. Für mich iſt ſie das ſchöne Mädchen von Marburg ...

Plötzlich wandte ſie den Kopf und ſtieß einen Freudenſchrei aus; unerwartet hell und laut klang er durch die traumhafte Stille hinauf. Dann verſchwand ſie aus dem Opernglas. Ernſt ließ es ſinken; er ſah die zierliche roſafarbene Geſtalt den braunen Terraſſenweg entlang laufen, einem ſchiefergrauen Hauſe zu. Ein Mann kam ihr von dort entgegen, eine große Geſtalt in dunkelblauem Rock. Das Mädchen ſprang ihm in die Arme; hinterdrein lief das Kätzchen, das ſich wieder an ihr Kleid drückte, als laufe das Weiß dem Roſa nach. Der Herr und das Mädchen ſprachen miteinander. In der klaren Luft erklang jeder Ton, nur verſtand Ernſt kein Wort; ſie ſprachen doch nicht laut genug. Es war ein hübſches, aber eiferſuchterregendes Bild, wie die junge weibliche Geſtalt von der männlichen umſchlungen ſtand, von einer großen hellen Hand offenbar mit Liebe geſtreichelt. Es

dauerte merkwürdig lange, daß ſie ſo ſtehen blieb; Ernſt blickte ebenſo lange hin. Ja, ja, ich bin ein ganz dummer Menſch, dachte er; Peterſen hat recht! Dieſer Mann da unten — ich bin eiferſüchtig auf ihn. Seit 'ner halben Stunde in Marburg und ſchon eiferſüchtig; auf einen Mann, den ich gar nicht kenne. Und ſie kenn' ich auch nicht! — Iſt das die Bergluft hier? Oder ſteckt es in Ernſt Prinzinger, daß er halt ein Narr iſt?

Die Turmuhr der größeren Kirche unter ihm ſchlug halb; gleich darauf ſchlug eine andere über ihm, die der Schloßkapelle. Es ward wohl Zeit, zur Probe zu gehn. Nur einen Blick auf den Mann in Dunkelblau ... Er richtete das Fernglas auf ihn; eben ließ der Mann die junge Dame los, nahm ſeinen großen, dunklen Schlapphut ab und warf ihn auf einen Gartenſtuhl, der in ſeiner Nähe ſtand. Eine breite, nicht ſehr hohe Stirn ward ſichtbar; dunkelblondes, noch üppiges Haar, Augen ähnlich wie die des Mädchens, aber farbiger, bläulicher, wie es ſchien; ſchöngeformter Vollbart; ein lebhaft lächelndes, kluges, vor allem wohl mannhaftes Geſicht. Indem es ſich etwas vorbeugte, um das emporgereckte Mädchenantlitz näher anzuſchauen — denn der Mann war auffallend größer als ſie — bekam es einen Ausdruck von ſo tiefer, zärtlicher Güte, daß Ernſt, der heute leicht gerührte, ihn faſt noch ſchöner fand als ſie, wenigſtens in dieſem Augenblick. Die hohe, ſchlanke Geſtalt begann dann auf der Terraſſe hin und her zu gehn, neben ihm das Mädchen; die weiße Katze lief hinterdrein. Bald entſchwanden ſie dem Zuſchauer zwiſchen den jungen Lärchenbäumen und Fichten, bald tauchten ſie wieder auf; in ungleichem Schritt, und doch ſchienen

ſie ſo ganz eines Sinnes zu ſein. Es war eine ſüße Andacht in ihrem Lächeln, wenn ſie zu ihm aufſah; er legte ſeine Hand ſo weich auf ihre Schulter; Ernſt konnte förmlich ſehn, wie weich das war. Endlich gingen ſie dem Hauſe zu, der Mann nahm ſeinen Hut wieder auf, und ſie verſchwanden.

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte Ernſt nun auf und ſteckte das Opernglas ein; „ſo kann ich auch fort!“ Er warf noch einen Blick auf die verödete Terraſſe, auf das graue, nach Marburger Art ganz umſchieferte Haus, und ſuchte den Schwibbogen auf, um wieder hinunterzugehn. Dort fand er eine Treppe, die ihn raſcher in die Tiefe führte. Was ſind die denn zu einander? grübelte er, während er hinabſtieg. War ſie ſeine Schweſter? Dafür ſchien er zu alt. Seine Tochter? Dafür ſchien er zu jung. Alſo dann — ſeine junge Frau? Dafür ſchien ſie zu mädchenhaft. Ja, wenn das alles nicht, was dann? Bräutigam und Braut? — Er ſchüttelte den Kopf. So hatten ſie nicht ausgeſehn. Warum nicht? Er wußte es nicht; er wußte nur, daß er ſo fühlte.

Als er zur nächſten Straße kam, die am Schloßberg hinlief, noch über den Kirchen, aber ſchon von Dach und Turm der großen überragt, zog es ihn doch ſehr, geſchwind noch einen Blick auf ihr Haus zu werfen. Er fand es auch wieder, aber nun ſchwebte es über ihm; ſo neckte ihn die Bergſtadt. Von der Straße aus ſah er nur durch ein offenes Thor in einen großen, ſchön bewachſenen Hof hinein, über dem eine hohe Mauer den Abhang trug; ſie ſchien auch einen freien Platz vor dem Haus zu tragen, das ſich halb verſteckte. Doch konnte er offene, beſonnte Fenſter, wohl im erſten Stock, und

hinaufkletternde Ranken sehn. Eine Gestalt tauchte in der Dämmerung hinter den Fenstern auf; in Rosa? Er erkannte es nicht; es war wohl mehr gewünscht als gefühlt. Eine weibliche Stimme fing an zu singen, so wie man gedankenlos oder in Gedanken singt. Stimmt die zu dem Rosa? dachte er. Ja, sie that es wohl. Es war eine zarte, frische, jugendliche Stimme, wie ein sanftes Glöckchen. Die Melodie war ihm unbekannt. Er hätte die Sängerin so gern gesehn ... Jetzt schlug aber schon wieder die Turmuhr, diesmal dreiviertel; es war höchste Zeit für ihn in der fremden Stadt. Er ging zu einem neuen Abstieg zurück, den er im Kommen bemerkt hatte.

Mitten im Schritt blieb er doch noch einmal stehn: eine zweite Stimme fiel da oben ein, eine Mannesstimme, ein Bariton. Sie war lauter als die andre, nun wuchs auch die. Es ward ein ordentlicher, richtiger Gesang, ein schönes Zusammenklingen. Ernst ging und stand und horchte wieder. Ihm war, als sähe er die beiden nebeneinander am Fenster stehn, dunkelblau und rosa; nur inwendig, im Gefühl: das Haus war verschwunden. Es war aber dasselbe Zusammengehören, wie vorhin im Garten. Ja, träumte er leise seufzend, das sind sie!

Er lief den Abstieg zur Unterstadt hinunter.

III.

Der Abend war herangekommen und die erste Aufführung der Mainzer Truppe. Auf der fremden, kleinen Bühne standen die Darsteller in der Unruhe der Erwartung umher; Petersen ging mit seinen bedächtigen Regieschritten auf und ab, die Hände auf dem Rücken, die Augen überall. Von den Garderoben her kam Ernst gegangen, noch ungeschminkt und im Straßenkleid: seine Rolle begann erst im dritten Akt, und man war noch vor dem ersten. Er trat zu Petersen und drückte ihm die Hand. „Guten Abend!“ sagte er. „Ich freue mich!“

„Freut mich,“ erwiderte Petersen trocken. — „Natürlich auf Ihre Gesangsbravour im letzten Akt!“

„Ja, und überhaupt!“

„Was dieses Bravourstück betrifft, Prinzinger, und daß Sie das Glück haben, am ersten Marburger Abend in Ihrer ersten Erfolgsrolle aufzutreten — denken Sie nur nicht, daß ich das mit arger List angestiftet hab', um Ihnen ein besonderes Vergnügen zu machen. Es ist reiner Zufall!“

„Daran hab' ich auch keinen Augenblick gezweifelt,“ entgegnete Ernst.

„Das heißt, es giebt keinen Zufall, ſag' ich mit Wallenſtein. Es machte ſich ſo; weil das Stück beliebt iſt."

„Hab' ich mir gedacht, Herr Peterſen."

„Es iſt ein gutes Anfangsſtück!"

„Ja, das iſt es wohl."

„Und daß Sie darin ſingen, wird ja wohl nicht ſchaden!"

Ernſt lächelte über ſeinen Peterſen. „Ich hoffe," ſagte er. „Iſt's voll?"

„Ganz anſtändig voll. Schauen Sie ſelbſt!"

Peterſen deutete auf das Loch im Vorhang, das auch hier nicht fehlte. Er nickte ſeinem Jünger flüchtig zu — ob als einem Gleichgültigen oder als einem Liebling, war nicht zu erkennen — und ging nach hinten zum Inſpizienten. Ernſt trat an das Loch und lugte hinaus. Der Zuſchauerraum erſchien ihm jetzt noch kleiner als auf der Probe, im Dunkeln; aber für ſein Auge war er faſt ganz gefüllt. Hinter dem kleinen, leeren Orcheſter war Reihe nach Reihe voll, nur einzelne Plätze unbeſetzt. Von den Eingängen kamen noch Leute. Er ſah farbige Studentenbänder, Offiziersröcke, auch grauhaarige, verarbeitete Profeſſorenköpfe; dazwiſchen aufgeregt friſierte junge Evastöchter. Ob die wohl auch da iſt? dachte er. Und er?

„Sie, Prinzinger!" ſagte jetzt neben ihm Janſens Stimme. „Wiſſen Sie, wer im Hotel Freidhof neben Ihnen wohnt?"

„Nein," murmelte Ernſt. „Ich dachte, Sie."

„Ja, ich hatte das Zimmer auch; aber ich hab's an die Gilbert abgetreten, weil es das einzige iſt, das 'ne

hübſche Ausſicht hat. Es ſchaut zur lutheriſchen Kirche und zum Schloß hinauf. — Hab' mich ritterlich benommen; was?"

Neben Melanie! dachte Ernſt; ihm war, als hätte er das im Traum gehört. Sein Zimmer neben Melanie! — „Hm!" machte er nur, um ſein Gefühl nicht zu zeigen, und ſah wieder durch das Loch. Eine neu gekommene männliche Geſtalt, die mit gewaltig breitem Rücken in der erſten Reihe ſtand, verdeckte in dieſem Augenblick die halbe Welt, wie es ihm vorkam; langſam ſetzte ſie ſich. Hinter ihr, in der zweiten Reihe, wurden nun zwei Köpfe ſichtbar — die vom Schloßberg! Kein Zweifel! Die goldblonden Löckchen und die grauen Augen; daneben die breite Stirn, der ſchöne dunkelblonde Bart. Sie ſchauten beide grade auf ihn, als ſähen ſie ihn an dem Loch. Das Mädchen begann, wie in der unbewußten Erwartung des Vergnügens, unbeſtimmt zu lächeln. Ja, es war ihr Lächeln ... Ein ſonderbar ſüßes, ſchuldloſes Lächeln ...

„Anfangen!" rief Peterſens Stimme. Ernſt verließ ſein Guckloch und floh der Garderobe zu.

Er begann ſich herzurichten, mit gewohnter, bedächtiger Sorgfalt; ein närriſches Doppelleben erwachte dabei in ſeinem erregten Hirn. Melanie ſeine Nachbarin; wie wunderbar hatte ihn ſein Schickſal geführt! In dieſer romantiſchen Fremde Wand an Wand mit ihr; als ihr Kollege, Künſtler wie ſie ... Er drückte die Augen zu, um es ganz zu fühlen; da ſtellten ſich wieder die beiden Geſichter vom Schloßberg vor ihn hin; die Goldblonde lächelte. Heut abend iſt ſie in einem braunen Kleid, dachte er; und ſein Rock iſt ſchwarz. Oder ſieht

der jetzt nur so dunkel aus? — Ach, das ist ja gleichgültig. Melanie! Mit Parthenia Thür an Thür! — Ob sie das schon weiß? Ob es ihr zuwider ist? — Am letzten Abend in Mainz — wann war das? — Gestern erst! — Gestern! Ist das möglich? Mir war, als wär' ich schon eine Woche unterwegs. Ja, gestern abend war sie wieder überraschend freundlich, hatte ihr allerbestes Gesicht. Wie sie sich auf die Reise freute, und mir die Hand drückte: „Auf morgen!" und dabei lächelte ... Aber wie die vom Schloßberg kann sie doch nicht lächeln. Die sah doch eben so aus, als lebte sie da oben in einem stillen, fremden Paradies, wo es gar nichts Böses giebt, und als käme sie nur zuweilen so wie heut in die Welt herunter. Oder bild' ich mir das nur ein? phantasier' ich mir wieder ein Märchen zurecht?

Auf einmal befiel ihn die Angst, die er so gut kannte, denn sie kam ihm von Zeit zu Zeit: nur heut kein Unglück beim Singen! O ginge nur heut alles gut! Wenn ihm die Stimme auf einmal ausrutschte, gräßlich, lächerlich; oder wenn er vor einem eisig kalten Publikum erfröre und keinen Seelenton aus der Kehle brächte! — Aber eben endete der erste Akt, und lautes Beifallsklatschen erscholl bis zu ihm. Sie waren also schon warm geworden ... Sein Schwersinn beruhigte sich, sein Herz ward heiter. Nach dem zweiten Aufzug klatschten sie noch stärker und länger. Er trat frisch und jung auf die Bühne, unerschrocken wie einer, der sich vor nichts fürchtet, und still fest entschlossen: heut abend besser als je!

Er hielt sich auch Wort. In ihm lebte der andre jetzt; der helle Raum da draußen mit den vielen Gesichtern war ein Traumgebilde, die Bühne war die wahre

Welt. Die grauen Augen vom Schloßberg ſah er nicht; er fühlte nur dumpf, daß er für ſie ſpielte. Im dritten, im vierten Akt gedieh ihm alles beſſer und beſſer; im fünften — da kam ſein Lied. Als der erſte Ton erklang, durchfloß ihn eine Freude, wie rein und voll die Stimme hinausging; wie kleine geflügelte ätheriſche Weſen ſchwebten die andern Töne nach. Seine Seele ſchwebte mit ihnen. Ihm war hell und heiter zu Mut, und doch ſtrömte er wie aus einem blutenden Herzen alle Schwermut des Liedes aus. Er litt nie ſo glücklich.

Nach dem Geſang rauſchte der Beifall, wie er damals in Mainz gerauſcht hatte; ſie ruhten auch hier nicht eher, bis er ſich verneigte. Jetzt ſah er das junge Schloßberg-Geſicht, jetzt zum erſtenmal; ſo gefliſſentlich hatte er's gemieden. Statt des ſüßen Lächelns ſah er eine liebliche Ergriffenheit; auf ihren Wangen ſchimmerten ein paar Thränen — Thränen! — mit denen die Gasflammen ſpielten. Der Mann neben ihr bewegte den Kopf, als nickte er ihm zu. Dann ging das Stück weiter, zum Ende. Der Vorhang fiel, ſie klatſchten draußen; zweimal mußte aufgezogen werden, die Darſteller verneigten ſich, Ernſt ſtand unter ihnen. „Bravo, Prinzinger!“ rief eine klangvolle Stimme, ein Bariton. Nun riefen es andere nach.

Die Schauſpieler ſtoben auseinander, in die Garderoben; Ernſt blieb noch eine Weile in einer leiſen Trunkenheit des Glücksgefühls ſtehn, an die beiden Thränen denkend. Eine Hand legte ſich auf ſeinen Arm, er wandte den Kopf. Melanie Gilbert war herangetreten; ihre ſchwarzbraunen Augen lächelten ihn an. Es war ein weicher Glanz darin, wie er ihn an dieſen Augen noch

nie geſehen hatte; nur damals bei der Maibowle, nach ſeinem Singen, hatten ſie ähnlich geblickt. „Sehn Sie, die Marburger ſind auch nicht dumm," ſagte ſie. „So ſchön, ſo rührend wie heut haben Sie aber auch noch nie geſungen. — Was ſind Sie für ein närriſcher Menſch!"

Sie ſpricht beinahe wie Peterſen, dachte er. Aber ihr Blick, ihre erweichte Schönheit ging ihm ſehr zu Herzen. „Liebes, gutes Fräulein!" ſtieß er heraus.

„Gutes!" wiederholte ſie. „Ja, wenn Sie einem ſo die Seele aus dem Leibe ſingen, bin ich Ihnen ſehr gut. — Für wen ſangen Sie denn heut ſo ſchön? Für mich?"

Sie lächelte ihn wieder an, ihren Getreueſten, und ſo, wie ſie ſagte: ſehr gut. O, wenn ich jetzt lügen dürfte! flog ihm durch den Kopf. Er konnte aber nicht. Er erzwang nur ein unbeſtimmtes Lächeln und ſchwieg.

„Ach, Sie ſingen ja nur für die heilige Kunſt," fuhr ſie fort, mit einer leiſe ſpottenden Handgebärde. „Aber darum wird's wohl auch ſo ſchön. Wiſſen Sie, ich bin ſtolz auf Sie. So hat mich noch kein Menſch gerührt! Dafür könnt' ich Sie — —"

Ohne auszuſprechen, was ſie könnte, drehte ſie ſich auf den Abſätzen um und ging, in die Kuliſſen hinein. Ihm ſchoß das Blut in die Augen, und dann nach dem Herzen. Er ſah ihr nach, wie ſie ſo davonging, nicht ganz ſo königlich wie ſonſt, eher mädchenhaft. Was könnte ſie? dachte er, zuerſt ganz verwirrt. Verſteh' ich das recht oder falſch? — Nein, gewiß nicht recht; denn das iſt unmöglich. — Sie mich ... Parthenia und Ingomar ... Das zu denken, iſt ja verrückt!

Er ging in seinen Ankleideraum, schminkte sich ab, warf sich in seine Straßenkleider. So sonderbar hin und her gezogen fühlte er sich noch nie. Als er auf die Straße kam, den Sommermantel auf den Schultern, denn die sternenklare Nacht war kühl, sah er wie verliebt umher; hier auf die Gilbert warten! sie nach Haus geleiten! Vielleicht nahm sie sein Geleite an, da sie ihm „sehr gut" war; vielleicht — —! — Oben ragte aber das dunkle Schloß in den bleich blauen Himmel, den der wachsende Mond erhellte; auch das schiefergraue Haus hoch am Berg glaubte er zu sehn. Eine Unruhe fuhr ihm in die Glieder. Hier stillstehn? und warten? Lieber noch einen Gang machen durch die stille Nacht! Die frische, kühle Nacht war so schön. Wenn ihn dann der Hunger heimtrieb, in seinen Gasthof, so fand er vielleicht Melanie noch bei Tisch, in den Speisezimmern; und vielleicht war sie dann noch hold und sagte: setzen Sie sich doch zu mir! — Jetzt zog es ihn zum Schloß hinauf. Wie wunderbar, da oben zu stehn und hinunterzuschauen auf die mondbeglänzte Stadt, auf das sternenüberwölbte Land!

Er suchte und fand seinen Weg. Früher, als er gedacht, sah er sich wieder in der Gasse, die über der lutherischen Kirche lag. Zwischen den grauen Häusern durch, die an der bebauten Straßenseite lagen, schienen ihm Lichter aus der Höhe, noch vom Berg, entgegen. Ob das ihr Haus ist? sagte er vor sich hin. Ob die beiden nun bei den Lichtern sitzen und zu Abend essen? Und ob sie nun von uns reden? — Von mir? — Er schalt sich einen eitlen Narren; er lächelte aber doch. Indem er sich böse Dinge sagte, ging er heimlich, wie sich selber täuschend, mit kleinen ungewissen Schritten

nach links, nach dem Thorweg zu, von dem er heute mittag zum Haus hinaufgelugt hatte. Wie das jetzt wohl dalag, in der Mond- und Sternennacht? Eichendorffisch romantisch? O ja, dachte er, sich geflissentlich ins Allgemeine verlierend, hier ist Poesie . . .

Klingende Schritte kamen, die Straße war sonst leer und still. Es war ein Paar, das sich näherte. Als sie den offenen Thorweg erreicht hatten, neben dem der Nachtschwärmer stand, gingen sie nicht vorüber, sondern wollten hinein. Das Mondlicht fiel aber in Ernsts Gesicht; die Dame, die ihn ansah, blieb stehn und flüsterte zu dem Herrn, der größer war, hinauf. Nun sprach auch der mit leiser Stimme. Beide betrachteten ihn. Was haben sie? dachte Ernst, dem sie lästig waren, der ihren Blicken auswich. Er beschloß, wenn auch mit Widerstreben, zu gehn, da die zwei nicht gingen. Sowie er sich aber in Bewegung setzte, trat der Herr auf ihn zu.

„Erlauben Sie," sagte er, seinen Schlapphut lüftend. „Der Sänger von heute abend? Herr Prinzinger?"

Ernst erschrak, daß er zusammenfuhr; so überraschte es ihn in den Nerven, daß die beiden vom Schloßberggarten nicht oben bei den Lichtern saßen, sondern vor ihm standen: jetzt erkannte er sie. „Zu dienen," antwortete er in seiner Verblüfftheit und zog auch den Hut. „Mein Name ist Prinzinger."

„Professor Kirchheim; und meine Tochter," erwiderte der andre. Er lächelte: „Künstler sind ja gewissermaßen vogelfrei! Sie müssen uns stillhalten, wenn wir im Theater begeistert sind; so gestatten Sie denn wohl auch, daß wir Sie auf der nächtlichen Straße überfallen, um Ihnen zu sagen, wie — — wie schön dieser Abend

war. Aber vor allem durch Sie! Ich hab' nicht geahnt, daß uns von Mainz so etwas Außerordentliches kommen würde, so etwas — wie soll ich sagen — das durch Mark und Knochen geht. Wir waren ja beide windelweich. Ich hab' noch nie im Theater Bravo und Namen geschrieen; heute hab' ich's gethan!"

„O!" fuhr es aus Ernst heraus. „Herr Professor, das waren Sie!"

„Ja, Gott sei Dank, das war mein Vater!" rief die helle Stimme des Mädchens. Darauf schien sie sich aber zu schämen, daß sie so laut gesprochen hatte; sie senkte den Kopf und sah auf ihre Füße.

„Ich bin — ganz verwirrt," stammelte Ernst. „Sie machen so viel aus dem, was ich — — Ich kann ja noch nichts."

Der Professor nickte ihm zu: „Ich sehe zu meinem neuen Erstaunen, daß Sie noch ein so junger Mann sind; — der Mond täuscht ja wohl nicht. Junger Herr, woher haben Sie das? wie kommen Sie dazu, in diesen Jahren so aus dem tiefen Grund herauf zu singen und selbst einem deutschen Professor so ins Herz zu gehn?"

„Ich bin wohl nicht so jung," erwiderte Ernst. „Wenn man — dies und das erlebt!"

„Ja, das ist es eben. Dieses ‚dies und das' kommt gewöhnlich später; wenn es überhaupt kommt! Als ich Ihre Stimme hörte — und die Art, wie Sie — — Aber ich halte Sie auf. Nehmen Sie's nicht übel! Wenn mich etwas so packt, muß ich davon reden; das ist nicht der Professor, das ist nur der Mensch. Und Sie standen grade vor unsrer Thür... Hatten Sie sich verirrt? Wußten Sie den Weg nicht?"

Ernſt ward rot bis zu den Augen hin. „Doch, ich wußte ihn," antwortete er.

„Sie wollen zur Stadt hinunter?"

„O, es eilt nicht. Es eilt mir gar nicht. Ich — irrte hier nur ſo herum."

„Elsbeth!" rief jetzt der Profeſſor aus und ergriff das Mädchen am Arm. „Es eilt ihm gar nicht! Er irrt hier nur ſo herum! — Herr, da könnten Sie uns ja die Freude machen. Wir irrten auch noch eine Weile herum, uns nach der Erregung etwas auszulüften; da oben ſteht aber unſer Haus. Das ſind unſere Lichter. Sie haben natürlich noch nicht zu Nacht gegeſſen?"

Ernſt ſchüttelte den Kopf.

„Wollen Sie's mit uns thun? Es iſt ſo ſchön, wenn gute Menſchen — und Sie ſind gewiß einer, ſonſt könnten Sie nicht ſo ſingen — wenn die nach ſo einem Abend ein Glas Wein miteinander trinken. Oder haben Sie etwas anderes vor?"

„Nein, nein!" ſagte Ernſt geſchwind, dem zu Mut war, als träte er in ein Märchen aus „Tauſend und eine Nacht". Die Bühne und Melanie Gilbert tauchten plötzlich auf, er wäre auch faſt wieder rot geworden; aber das alles verwehte ſchnell. „Wenn Ihnen ſo ein armer Komödiant nicht zu langweilig iſt," fuhr er mit möglichſt freiem Lächeln fort, „ich wäre ſehr glücklich, Herr Profeſſor. Sie wiſſen nicht, wie glücklich."

„Ein armer Komödiant," rief Kirchheim aus. „Eine ſchöne Armut; wenn die ſchneidigſten jungen Mädchen das Weinen kriegen und Profeſſoren Bravo ſchreien. Alſo, bitte, treten Sie ein. Hier beginnt unſer Reich;

es geht faſt bis zum Schloß hinauf. Meine Tochter glaubt darum auch zuweilen, daß ſie die Landgräfin von Heſſen iſt. Ich als Geſchichtsprofeſſor weiß aber, daß hier jetzt der König von Preußen regiert. Elsbeth, geh voran!“

IV.

Sie traten auf den unteren Hof; neben dem Aufstieg, einer sich windenden steinernen Treppe, stand eine breitkronige Hängeweide, in deren langem grünem Haar das Mondlicht wühlte. Als sie oben die große Terrasse vor dem Haus erreicht hatten, die mit Steinplatten gepflastert war, und der sonderbare, malerisch unregelmäßige, schieferbedeckte Bau mondbeschienen aufragte, trat ein Mädchen in die Thür, in bäuerlicher Tracht, wie sie die hessischen Landmädchen, die in Marburg dienen, noch fast alle tragen. Sie grüßte zutraulich und sah den Fremdling aus klugen Augen ohne sonderliche Neugier an.

„Wir bringen einen Gast, Gretchen," sagte Kirchheim. „Also noch ein Gedeck!"

„Ist ja gar nicht nötig, Herr Professor," erwiderte das Mädchen. „Das Fräulein war heut abend wieder sehr mit Nerven und ist schon zu Bett gegangen. Sie läßt gute Nacht sagen; man soll sie nur ruhig schlafen lassen; sie meint, sie wird schlafen."

„Dann holen Sie ein paar Flaschen aus dem Keller; Rauenthaler, Gretchen!"

Das Mädchen ging voran ins Haus und links in

die Kellerthür; die drei ſtiegen eine Treppe hinauf und traten in die Wohnung ein. „Das iſt nämlich meine Schwägerin," erklärte Kirchheim unterwegs, „dieſes zu Bett gegangene Fräulein; ſie thut das oft, ſie iſt leider nicht ſehr geſund. Seit ich meine Frau nicht mehr habe — und die andern Kinder auch nicht; nur Elsbeth iſt mir geblieben — ſeitdem führt mir dieſe Schweſter der Frau das Haus. Wir ſind drei und damit iſt's alle! — Und das iſt das Speiſezimmer; nicht ſehr hoch, wie Sie ſehn. Ein alter Kaſten, das Haus; aber wir leben merkwürdig gerne drin, das Mädel da und ich. Die iſt hier zum Menſchen geworden — ſo weit ſie's ſchon iſt. Und nun laſſen Sie mich Ihnen endlich die Hand drücken, junger Sänger mit den Schwermutsaugen; — es iſt aber auch tiefes Feuer drin. Willkommen an meinem Tiſch!"

Er gab ihm die Hand und drückte ſie herzlich, ihm zunickend; auf ſeinem Denkergeſicht war jetzt wieder all die Güte, die Ernſt am Mittag von oben durch das Glas entdeckt hatte. Als Kirchheim dann zurücktrat, kam die Tochter heran. Sie ſagte nichts, in ſtiller Treuherzigkeit hielt ſie ihm auch die Hand entgegen. Den Handſchuh hatte ſie ſchon ausgezogen; es war eine kleine, feine, aber ſonnen- und luftgebräunte Hand. Sie ſchüttelte die ſeine ehrenfeſt, als er ſie ergriffen hatte; ihre Augen begrüßten ihn.

„Herr Profeſſor, ich — bin in einem Traum," ſagte Ernſt mit gedämpfter Stimme. „Schwermutsaugen — du lieber Gott; kleine ſchwarze Käfer ſind's; ſo wurden ſie auch ſonſt genannt. Aber ehe ich mich an Ihren Tiſch ſetze — geſtatten Sie, daß ich eine kleine Unwahrheit zurücknehme! Ich irrte hier nicht nur ſo herum ... Ich

hab' mir einmal geſchworen, nach einer Notlüge, die mich dann niederträchtig bedrückt hat, nie wieder an der Wahrheit vorbeizugehn. Als ich unten vor Ihrem Eingang ſtand, wußt' ich, wo ich war. Ich hatt' Ihren Garten, Ihr Haus, und Sie beide, ſchon heute mittag geſehn; vom Schloßplatz herunter. Durch ein Opernglas. Ziemlich lange Zeit. Das alles — gefiel mir ſo. Dann hab' ich Sie auch im Theater geſehn; auch wie das Fräulein ‚das Weinen kriegte'. Und es zog mich dann zu Ihrem Haus; — und ſo ſtand ich an Ihrem Thor!"

„Elsbeth! Er kennt uns ſchon!" rief der Profeſſor in humoriſtiſcher Freude aus. „Wir ziehn uns gegenſeitig magnetiſch an!"

Elsbeth ſagte nichts; ſie hatte mit ein paar feurigen Roſen auf ihren Wangen zu kämpfen, die nicht wieder verſchwinden wollten. Mit einer plötzlichen, herzhaften Bewegung drückte ſie aber den rechten Arm gegen die Luft und ſah dem jungen Schwärmer tapfer ins Geſicht. „Heute mittag?" fragte ſie dann und lächelte. „War ich da im Garten?"

„Ja; mit einer kleinen weißen Katze. Und ich — — ich wunderte mich, daß Sie keinen Hut auf dem Kopf hatten; ſo im Haar ſaßen Sie in der Sonne."

„Ach Gott," ſagte ſie, „das thut mir nichts; dazu hat man ja die dicke Perücke! Die Frauenzimmer ſind oft ſo zimperlich, ſchonen ihr zartes Häutchen ſo ſehr. Schont ſich mein Vater denn? Der geht auch oft ohne Hut im Garten, in der prallen Sonne. Und was mein Vater kann, das will ich auch!"

Kirchheim lachte laut. — „Sie wird auch noch Profeſſor werden!"

„O Gott, nein, das nie. Aber wozu du mich immer erzogen haſt, das will ich auch werden: nicht ein halber oder dreiviertel, ſondern ein ganzer Menſch!“

Ernſt betrachtete Kirchheim mit einer Art von Andacht. „Ein ganzer Menſch — ja, ja,“ murmelte er.

„Ja,“ ſagte ſie, nun vollkommen frei und drollig, „das hat er mit mir im Sinn, und hat ſich furchtbar viel Mühe um mich gegeben, Sie glauben es nicht. Und ich werd's auch noch! Aber Sie eſſen noch immer nicht; und da ſteht doch alles. Ich muß heut die Hausfrau ſpielen und Sie nötigen ... Oder wollen Sie durchaus was Warmes haben? Wenn es ſpät wird, eſſen wir kalt.“

„Ich will nur, was Sie mir geben,“ antwortete er träumeriſch lächelnd, von ihrer friſchen Stimme berauſcht.

„Alſo dann nötige ich Sie! Es muß ſein, der Menſch muß eſſen!“

Sie griff ſelber zu und zog ein großes Stück Schinken auf ihren Teller. Gretchen kam mit den Flaſchen; der edelſte Wein vergoldete das einfache Mahl. Sie aßen und tranken mit Luſt; in Kirchheims Denkerkopf kam ein geiſtreiches, heiter ſchmeckendes Genießen; „der ganze Menſch!“ dachte Ernſt. Er that auch das Seine; doch er wunderte ſich zu ſehr: ihm war eigentlich nicht, als ſäße er hier zum erſtenmal. Er mußte ſich zuweilen erinnern: es iſt ſo. Alles war ſo märchenhaft und doch ſelbſtverſtändlich. Vielleicht weil er dieſen ſchönen Bariton ſchon gehört hatte, dieſes liebe Lächeln ſchon kannte. Oder auch weil alle die Blicke, die Bewegungen, die Worte dieſer beiden Menſchen ſo wunderbar ſchlicht und natürlich waren; eine andere Natürlichkeit als die der Bühne und der Bühnenſpieler ...

„Ja, wir wohnen hier nun ſchon manches Jahr,“ ſagte der Profeſſor, indem ſie hin und her fragten und erzählten; „es iſt ſo viel Poeſie in dem alten Marburg und auf unſrer Höhe, mir würd's ſchwer, zu gehn! Es ſind wohl Anträge von draußen gekommen, ich hab' ſie ausgeſchlagen; flaches Land und lauter moderne Häuſer, das käm' mir wie eine Art Selbſtmord vor. Studenten giebt's auch hier genug! Und voller als voll kann ja das Kolleg nicht ſein. Wenn ich aber in meinem Garten ſitze und ſo weit in das ſchöne Land oder zu meinem alten Lutherſchloß hinaufſchaue — oder mit Elsbeth turne und ſpringe — an den Epheuwänden, an den Roſen und Lilien arbeite — und mich in der Bergluft ſo frei und ſo wohlig fühle — dann denk' ich: unſer beider Lebenszweck wird erfüllt! Wir haben nämlich nur einen Lebenszweck, dieſes Mädel und ich. Seit ich mit ihr allein vorlieb nehmen muß, hab' ich mir eingeredet, daß ich an ihr eine große Nebenaufgabe als Profeſſor habe: nämlich die Elsbeth-Schrift zu ſchreiben; will ſagen: an ihr darzuſtellen, wie ein Vater eine Tochter erzieht. Er ſoll ſie ſo erziehen, mein' ich, das iſt das Problem, daß ſie nicht aus Verſehen ein halber Junge, ſondern durch und durch ein richtiges Frauenzimmer wird; nichts Unweibliches, um Gottes willen. Aber frei von all den Eva-Mätzchen, die mir immer zuwider oder ungemütlich waren, die kein richtiger Mann liebt und kein richtiges Weib an ſich lieben ſollte. Frei auch von den beliebten ‚Schwächen‘ des Geſchlechts: Furcht vor Tieren oder Gewittern, Furcht vor Gedanken, vor der harten Wahrheit. Kurz, wie das Kind vorhin ſagte — entſchuldige; ein bald achtzehnjähriges Kind — kurz, ein ganzer Menſch!“

„Schwer!“ ſagte das Mädchen und zuckte lächelnd die Achſeln. „Schwer! — Aber es wird angeſtrebt! mit aller Gewalt!“

Ernſt lachte auf; ſo drollig war ſie in dieſem Augenblick, da die eher kleine als große Geſtalt, um das Streben auszudrücken, ſich förmlich in die Höhe zog. „Ach, Sie haben's nicht ſo ſchwer,“ ſagte er dann, wieder ernſt geworden. „Wenn man mit einem ſolchen Vater — — O wüßten Sie nur recht, mein Fräulein, wie glücklich Sie ſind! Hätt' mich ein ſolcher Vater erzogen . . .“

Er ward plötzlich ſtumm. Er wollte ſeinen lieben, im Grab ruhenden Alten nicht verklagen, der's ja doch gut gemeint hatte.

„So einen hatten Sie nicht?“ fragte Elsbeth leiſe. Sie ſah dann Kirchheim an und ſtand auf. „Ach!“ rief ſie aus. „Sie konnten ja auch nicht; es giebt nur einen ſolchen!“

Im nächſten Augenblick war ſie beim Vater und ſchlang die Arme um ihn. Kirchheim ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Mach mich nicht lächerlich!“ ſagte er, über ihr blondes Haar ſtreichend. „Kindskopf du!“

Er blickte ſie aber mit einem Ausdruck von Liebe an, der ſich wohl nicht zurückhalten ließ, in dem alles lag: Vater, Erzieher, „Profeſſor“, Turn- und Spielkamerad; ſo jung ſah er in dieſem Augenblick aus. Ernſt nickte ſtill. Das konnt' ich freilich nicht verſtehen, dachte er, als ich auf der Schloßtreppe grübelte, ob ſie ſeine Schweſter wär' oder ſeine Tochter, Frau oder Braut. Sie iſt ganz was andres; oder alles zugleich — wenn's das geben könnt'. — O, ich beneid' ihn! Und ich gönn' ſie ihm!

Er nahm still sein Glas und trank es auf die beiden aus.

Sie aßen schon nicht mehr; Gretchen hatte abgeräumt, nur der Wein und Orangen blieben auf dem Tisch. Elsbeth flüsterte jetzt an Kirchheims Ohr, ihre grauen Augen fragten etwas. „Schatz, das kannst du wohl," sagte Kirchheim laut, mit seinem herzlichen Lächeln. „Uebel nimmt er's nicht, und thun kann er, was er will. Frag ihn nur!"

„Thu du's!" bat das Mädchen.

„Ich hab' ja nichts gewollt oder gewünscht," erwiderte er schalkhaft. „Jeder fragt seine Sache selbst!"

„Na ja," murmelte sie. „Herr Prinzinger — ich bin eigentlich nicht zudringlich, glauben Sie das nicht. Aber da dieser Abend so schön ist — — man sagt ja wohl: je besser es einem geht, desto mehr will er haben. Das Lied war so rührend, das Sie im Theater sangen; es war aber nur ein Lied. — Singen Sie gern nach Tisch? Oder mögen Sie's nicht?"

Ernst ward ein wenig rot, doch vor Freude. „Aber verehrtes Fräulein —"

„Wenn Sie's nicht gern thun," fiel sie ihm ins Wort, „so sagen Sie's geschwind! Sie wollen ja immer die Wahrheit sagen — und wir thun's hier auch!"

Er lächelte: „Danach richt' ich mich. — Wenn Sie noch etwas von mir hören mögen — ich sing' was Sie wollen. Sie konnten mir ja nichts Lieberes sagen. Sie wissen ja nicht, wie eitel ich bin!"

„Na, darauf lassen wir's ankommen," sagte Kirchheim heiter. „Aber dann sogleich an die Gewehre, denn der April ist bald aus!"

Ohne zu erklären, was er damit meinte, ging der Professor voran in den nächsten Raum. Es war ein rechtes Wohnzimmer; Familienbilder bedeckten die Wände, Albums und Bücher die Tische. Neben dem Fenster, das in den Garten sah, stand ein Flügel; in der Ecke ein Glasschrank, mit Notenbänden gefüllt. Ein paar Lampen brannten. „Was wollen Sie uns singen?“ fragte Kirchheim, der den Flügel öffnete. „Hier machen wir oft Musik, einzeln und zusammen; wir können aber nicht viel. Ich werd' aber versuchen, Sie zu begleiten, wenn Sie's wünschen; eine gewisse Fixigkeit hab' ich mir erworben. Also was will Ihre Eitelkeit für uns thun?“

„Ich hab' eine Vorliebe für Löwesche Balladen,“ antwortete Ernst.

„Darin werden Sie wohl auch recht haben; denn ihr seid für einander geschaffen, deucht mir. — Löwe hab' ich oft gespielt. Soll ich Sie begleiten?“

Er holte ein paar Bände aus dem Notenschrank und setzte sich, da Ernst ihn bat, ans Klavier. Ernst schlug „Odins Meeresritt“ auf; einen schlicht erzählenden Sang, in den er sich im letzten Winter verliebt hatte. Meister Oluf, der Schmied auf Helgoland, wird in tiefer Nacht geweckt; ein Reiter ist vor seiner Thür, in schwarzem Panzer und Helm und Schild. Beschlag mir mein Roß! ruft er; eh die Sonne aufgeht, muß ich in Norwegen sein! Meister Oluf denkt: wie der prahlt; er nimmt aber das Hufeisen zur Hand. Doch wie er's an den Huf legt, für den es viel zu klein ist, wächst und dehnt es sich, daß dem Meister grauft ...

Der Reiter sitzt auf, es klirrt sein Schwert:
„Nun, Meister Oluf, gute Nacht!

Wohl haſt du beſchlagen Odins Pferd;
Ich eile hinüber zur blutigen Schlacht."
Der Rappe ſchießt fort über Land und Meer,
Um Odins Haupt erglühet ein Licht.
Zwölf Adler fliegen hinter ihm her,
Sie fliegen ſchnell und erreichen ihn nicht.

Ernſt ſah in Elsbeths Geſicht, während er dies ſang; ſie ſtand hinter dem Flügel, ihm gegenüber, und betrachtete ihn, wie wenn ſie mit den Augen hörte. Er hielt ruhig ſtill; ſo ein tiefer Ernſt, der zur Sache ſtimmte, war auf dem jungen Geſicht. Es war auch, wie wenn er den Fortſchritt der Handlung ſich drin ſpiegeln ſähe, wie wenn Odins erhabene Götterkraft ſich in die weichen Formen eindrückte. Darüber wuchs und ſchwoll ſein Herz und ſeine Stimme; er ſang beinahe ſo, wie er's wünſchte.

Kirchheims Hände blieben, als es aus war, noch eine Weile auf den Taſten liegen; er hatte mit überraſchend ſchnellem Gefühl wie ein geſchulter Muſiker begleitet. „Hm!" murmelte er dann. „Die zwölf Adler hab' ich geſehn. — Auch daß Odin ſo ſchnell reiten konnte, hat mir völlig eingeleuchtet. — Ihrem Baß glaubt man alles. — Mehr!"

„Den Erlkönig," verſetzte Ernſt.

„Den von Löwe? — Warum denn den? — Aber wie Sie wollen."

Kirchheim ſchlug den Erlkönig auf; auch hier ſchmiegte ſich ſeine Begleitung ſehr geſchickt, nur ein einzig Mal ſchwankend, an. Elsbeth ſtand auf ihrem Platz, mit den Augen an dem Sänger hängend wie vorher; Ernſt fuhr wie ein Gewitter durch die Ballade dahin.

„Hm! Alle Achtung!" begann der Profeſſor. „Für ein ſo junges Blut alles Mögliche; was noch fehlt, das

kann ja kommen. — Ich bin nun aber einmal vernarrt in Schuberts Erlkönig; der ist einfach ein Wunderwerk ... Bei wem haben Sie denn singen gelernt?"

Ernst zuckte die Achseln: „Bei mir. — Das heißt, von jedem, den ich hören konnte; und — und — vom Gefühl."

„Elsbeth!" rief der Professor aus, seinen Kopf in die Höhe hebend. „Hast du das gehört?"

Sie nickte. Sie schüttelte den Kopf vor Verwunderung.

„Also solche Sachen treibt dieser Mensch! — Verzeihen Sie, daß ich Sie im Eifer ‚Mensch' nannte; obwohl das ja eigentlich kein Schimpfwort ist. — Ueber Sie staunen muß man; da hilft nichts! — — Nun haben wir aber bis jetzt, im Theater und hier, nur dunkle Sachen von Ihnen gehört; Schwermütiges, Erhabenes, Schauriges. Ich begreife: Ihre dunkle Stimme! Aber vielseitig sei der Mensch. Singen Sie nicht auch Heiteres? Helles?"

Ernst lächelte ein wenig und schwieg.

„Ich meine nicht Hopsasa oder Hujaha! Aber sehn Sie, da ist gleich der ‚Prinz Eugen der edle Ritter', von Freiligrath und Löwe. ‚Zelte, Posten, Werbarufer' ... Das ist nicht saufidel, aber es wird einem reizend wohl dabei. Zuletzt streicht sich der Trompeter den Schnurrbart, nachdem er ‚denen Reiterslenten' sein neues Lied vorgesungen hat, und schleicht sich auf die Seite zur Marketenderin; das ist sehr erfreulich menschlich, gefällt mir. Gefällt gewiß auch meiner Tochter: die ist gar nicht prüde. Wie wär's, junger Meister, wenn wir das noch sängen? als Satyrspiel nach den Tragödien?"

Ernst ließ seine Arme hängen. „In Mainz hab'

ich's verſucht, Herr Profeſſor; aus demſelben Grund: damit ich mich nicht in meine Einſeitigkeit vergrabe. Es hat aber nichts werden wollen. Es kam mir in meiner Stimme nicht luſtig vor. Ich — verging auch in ewiger Arbeit für die Bühne. Ich war abgeſpannt, melancholiſch."

„Heut, deucht mir, ſind Sie beides nicht."

„Heut, Herr Profeſſor! Hier!"

„Nun, dann ſingen Sie. Ich begleite wieder friſch drauf los. Vorwärts!"

Durch das heitere Jugendfeuer des Profeſſors elektriſch angeregt, von Elsbeths Augen durchſonnt, raffte Ernſt geſchwind ſeinen Mut zuſammen und warf ſich in die Flut. Bald begriff er's nicht: was hatte ihn gehindert? Die Töne kamen ſo leicht, ſo gern; ihm ward ſo gemütlich ums Herz wie dem Pikett am Donauufer, und ſo fangesluſtig wie dem Herrn Trompeter. Er ſah dann auch das alles auf Elsbeths Geſicht. Selig übermütig ſtieg endlich ſeine Stimme in die Höhe, als der Trompeter den Schnurrbart ſtrich; und als er ſich auf die Seite ſchlich ...

„Was hab' ich Ihnen geſagt?" fuhr Kirchheim auf, als ſie geendet hatten. „Es ging ja; und wie! — Die erſte Zeile von dem neuen Lied des Trompeters — da waren Sie ja wirklich ein Chor; gut, daß dieſes alte Haus ſo feſt gebaut iſt. Und dann der neckiſche Schluß. Haben Sie's gekonnt oder nicht?"

„Ja, heut!" ſtieß Ernſt mit Mühe hervor. „Heut kann ich alles. Ich bin ja — — ich bin ja — —"

Wahnſinnig glücklich! dachte er; ſagen konnte er's aber nicht.

„Alſo gut, das freut mich!" entgegnete Kirchheim

lächelnd, als hätte er die beiden Worte wirklich gehört. „Nun müſſen wir aber gehn; 's iſt die höchſte Zeit! Nimm einen Mantel, Kind, oder ein Tuch!“ Er ſah auf ſeine Uhr und nickte.

„Ja, ja!“ ſagte Ernſt raſch. „Entſchuldigen Sie; ich hätte früher gehen ſollen ...“

Der Profeſſor lachte herzlich auf. „Nein, lieber guter Herr, das meinte ich natürlich nicht! Aber ‚der Mai iſt gekommen‘; das heißt, in wenigen Minuten wird er kommen — und dann müſſen wir dabei ſein. Haben Sie nie davon gehört, wie die Marburger Studenten die erſte Mainacht feiern?“

„Nein, Herr Profeſſor.“

„Wenn Mitternacht heranrückt, ſind die Verbindungen, die Corps, Burſchenſchaften, Landsmannſchaften und ſo weiter, jede auf ihrer Kneipe verſammelt, im Freien; oder auch irgendwohin ausgezogen, mit Muſik, mit bunten Papierlampen; die Alemannen, eine Burſchenſchaft, ſtehn oben am Schloß. Und dann, mit dem Glockenſchlag — — Aber das werden Sie ja draußen hören; ſonſt ſchlägt die Glocke, während ich hier doziere, der richtige Profeſſor. Wir nehmen unſere Mäntel mit; draußen iſt es kalt!“

Sie gingen durch das Speiſezimmer auf den Vorplatz zurück, dort warfen ſie die Mäntel über, die Hüte auf den Kopf, und traten durch ein drittes Zimmer in den Garten hinaus. Ernſt ſah nun im Mondlicht die Terraſſen dieſes Gartens über und unter einander liegen; das junge Grün der Gebüſche war bleich, die finſteren Fichten waren angeſilbert. Windlos, aber nächtlich kalt legte ſich die Luft aufs Geſicht. Die Sterne blitzten am

Himmel, einige zitterten wohl auch. Auf den Mond zog eine große, am Rande leuchtende Wolke zu, die ihn bald verschlang.

„Jetzt erkenn' ich nicht recht, wie's war," sagte Ernst verwirrt. „Wo hab' ich Sie wohl heute mittag sitzen sehn, mit dem weißen Kätzchen?"

„Das war auf der Unterterrasse," erwiderte Elsbeth; „auf meinem persönlichen Lieblingsplatz. Von da sieht man das Schloß so schön."

„Dort sehn wir nun auch am besten ins Land," setzte Kirchheim hinzu, „und hören auch gut. Bitte, hier die Stufen hinab!"

An dem Magnolienbäumchen vorbei, das Ernst dankbar ansah: es hatte die Bekanntschaft vermittelt, stiegen sie zur Unterterrasse hinunter, auf deren brauner Erde der kämpfende Mond seine letzten Lichter ausstreute, bis er in der Wolke verging. Hier schaute man weit ins Land hinein, über die Dächer der Häuser weg, an der kleinen Kirche vorbei, deren Dachreiter das Land durchschnitt und in den Himmel ragte. Links, wo der Turm der großen Kirche, der lutherischen, zu den Sternen emporstrebte, vor den walddunklen Höhen, stiegen eben die ersten Raketen in die Höhe, wohl auch von hinausgezogenen Studenten in die Luft geschickt. Bengalische Lichter, weiße, rote, grüne, erschienen bald hier, bald da, als wollten sie das Mondlicht ersetzen, das der verdunkelten Erde fehlte. Noch war alles still. Auf einmal ertönte ein erster schwacher Glockenschlag, irgendwo da draußen. In demselben Augenblick setzte in der Ferne, rechts, eine Musikkapelle ein, und durch die klare, reine Luft wiegte sich eine wohlbekannte, jauchzende Melodie

heran. Wie wenn nachts ein Hahn kräht und nun hier und dort die andern erwachen und auch ihren Morgenruf erschallen lassen, so setzten jetzt nah und fern andre Kapellen ein. Auch die Stimmen erhoben sich, zumeist durch die Ferne gedämpft; als aber auch oben die Schloßuhr mit ihrem Erzklang einfiel, brach unter ihr, auf der Höhe, der Jubelgesang der Alemannen hervor, von ihrer Musik begleitet, jedes Wort verständlich:

Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!
Wie die Wolken wandern am himmlischen Zelt,
So steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

Herr Vater, Frau Mutter, daß Gott euch behüt';
Wer weiß, wo in der Ferne mein Glück mir noch blüht.
Es giebt so manche Straße, die nimmer ich marschiert,
Es giebt so manchen Wein, den ich nimmer noch probiert!

Sie sangen alle Strophen durch, und so auch die letzte:

O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust.
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt;
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt! — —

Das Lied war verstummt, überall. Die Nacht war wieder dunkel und still; nur die Sterne, so weit ihnen die Wolken Raum ließen, strahlten ruhig weiter. „Wie bist du doch so schön" — diesen letzten Vers wiederholte Elsbeth leise vor sich hin. „Geibel!" flüsterte sie dann, als wollte sie dem Dichter des Liedes danken.

„Sehn Sie, das ist altes Germanentum," sagte Kirchheim, der auch seine Stimme unwillkürlich dämpfte. „Gotisch oder modern, das thut nichts, der Deutsche bleibt der Deutsche; er stellt sich wohl oft altklug an,

aber er ist noch frisch und jung. So blüht ihm auch sein Naturſinn noch; und wird immer blühn. Wenn der Mai kommt, geht ihm das Herz auf. — Lieber Herr Prinzinger! Der Mai ist wieder gekommen!"

„Ja, ja," lächelte Ernst hervor; es war mehr Lächeln als Sprechen. Wozu auch sprechen, dachte er, wenn man glücklich ist! — Gestern noch in Mainz, ein einsamer Mensch, im Frondienst verschmachtend; jetzt stand er zwischen diesem Mann und diesem holden Geschöpf, und schon wie ein Freund. Und auf ihrer Terrasse, wie ein junger Gott, der die Nacht durchzieht, war der Mai gekommen ... Dankbar und stolz zugleich schaute er zum bläulichen Gewölbe auf. Die schaurige Erhabenheit des Sternenhimmels, die ihn so oft zusammengedrückt, oder gleichsam von seiner Wurzel losgerissen und in das Aethermeer der Unendlichkeit hinausgeschleudert hatte — jetzt konnte er sie ruhig sehn. Ich bin nun doch mehr als ihr! dachte er in einem süßen, lichten Rausch des Trotzes, und stand selig fest auf der dunklen Erde.

„Ja, und was hilft das alles," sagte Kirchheim nach einer langen Stille. „Man muß doch wieder ins Zimmer hinein und jung Elsbeth muß zu Bett."

„Und ich nach Haus!" setzte Ernst hinzu.

„Warum, lieber Herr? Wir beiden Männer könnten noch eine Flasche trinken."

„O nein, auch Sie brauchen Ihren Schlaf. Sie werden mir ja freundlich gestatten, Herr Professor, daß ich noch einmal wiederkomme!"

„Einmal wiederkommen?" Kirchheim hob die Stimme. „Herr, was denken Sie; so wohlfeil geb' ich Sie nicht her. Wenn der Löwe Kirchheim einmal Blut ge-

leckt hat ... Sie ſind uns verfallen, Herr. Wir wollen Freunde werden. Dazu brauchen wir Zeit! — Oder haben Sie andere Freunde in Marburg?“

„Ich? Nicht eine Seele!“

„Und wir, jetzt im Maimonat ſind wir herrlich frei, können ſtill für uns leben, leuteſcheu und als Menſchenſucher. Sie ſind offenbar ein Menſch! außerdem ein Menſch, der noch Freude brauchen kann. Wollen Sie die bei uns auf unſern Terraſſen ſuchen? Sehn Sie, wie meine Tochter nickt. Das wußt' ich: die hat keinen andern Geſchmack als ich. Soll ich Ihnen einen Vorſchlag machen? So oft Sie noch ſpielen, gehn wir ins Theater; dafür machen Sie uns die ſchicklichen Gegenbeſuche — einen oder zwei jeden Tag. Mit andern Worten, Sie ſind jederzeit willkommen! Sie ſind —“

„Jederzeit!“ fiel ihm Ernſt ins Wort, den eine Art von Freudeſchauer überlief. „Herr Profeſſor! Wie können Sie —!“

„Warum wollen wir nicht vernünftig ſein? In ein paar Wochen ſind Sie wieder fort. Haben wir bis dahin die Zeit vergeudet, wer giebt ſie uns wieder? — Ich bin ein Menſchenſucher von Profeſſion und hab' Sie gefunden. Eigentlich haben Sie uns gefunden, von da oben durchs Opernglas. Nun halten Sie uns gefälligſt feſt!“

„Herr Profeſſor! Der Menſchenſucher bin ja ich. Sie ſind Menſchenkenner. Daher wiſſen Sie auch, daß jedes Ihrer Worte —“

„Sie glücklich macht. Nun alſo! Dann ſtürzen Sie ſich reſolut hinein ins Glück; es iſt gegenſeitig. Ich glaube, Sie haben etwas ſchweres Blut; das ſoll hier

leichter werden, auf unſerm Berg. Geben Sie ſich bei uns in die Kur! Meine Kleine nickt wieder. Alſo gut, jetzt gehn wir alle ſchlafen, da der Mai offiziell angekommen iſt; aber morgen vormittag, wenn Sie frei ſind, ſehn wir uns hier oben wieder. Auch zu den Mahlzeiten ſind Sie natürlich eingeladen; Gretchen kocht bieder und ſtrebſam. Sind wir einig? Dann ſagen Sie nur ein Wort. Den Vortrag hab' ich gehalten, als Profeſſor; ſagen Sie einfach: abgemacht!"

Ernſt that zuerſt noch weniger, er nickte nur; ihm war zu ſonderbar ums Herz herum. Nach einer Weile kam ihm aber das Wort auf die Lippen und er lächelte auch dazu: „Abgemacht!"

Kirchheim wandte den Kopf zu Elsbeth, die zugleich mit Ernſt genickt hatte: „Sieh, was für ein glücklicher Menſch! Er braucht gar nicht zu ſprechen, es ſteht ihm doch alles lang und breit wie eine Promotionsſchrift auf dem Geſicht. Das können wir nicht ſo, Elsbeth. Das können nur die Komödianten — wenn ſie, wie der da, wirklich welche ſind. — Wozu drücken Sie mir die Hand? Um gute Nacht zu ſagen?"

„Ja. — Und auch ſonſt."

Ernſt riß ſich plötzlich gewaltſam los. Er ſah, daß ſie aus dem Garten durch einen andern, ſchmalen Weg auf die große Steinterraſſe vor dem Haus getreten waren; jetzt zog er den Hut. „Alſo gute Nacht! — Den Weg zum Gaſthof hinunter, den weiß ich. — Morgen wieder hier!"

Er taumelte ſelig hinweg. Der Mond war wieder wolkenfrei und beleuchtete die Treppen, die Straßen. Doch auch ohne das hätte er ſeinen Weg gefunden. Er

war wie trunken und doch wunderbar klar und hell in allen ſeinen Sinnen.

Im Bett hielten ſie ihn dann freilich lange wach, wie ſie's ſelber waren; es drohte eine ebenſo ſchlafloſe Glücksnacht zu werden wie damals nach dem erſten Erfolg. Die Sterne, der Maigeſang, Elsbeth am Flügel, jedes dieſer guten Worte des Profeſſors — alles zog in ihm auf und ab. Plötzlich fiel ihm ein: nebenan Melanie! — Er konnte es aber ruhig denken; es that ihm weder wohl noch weh. Dieſe ganze Zeit hatte er nicht an ſie gedacht ... Auch Minna Gerſter kam, wie ein Bild im Traum; dieſe arme Minna, die in Mainz hatte bleiben müſſen, weil ſie leidend war; die nun vielleicht auch ſchlummerlos dalag, aber nicht ſo freudenvoll. Sie ſchien ſchon länger matt und elend zu ſein, oder doch gedrückt. Er wollte mitleidig, bedauernd an ſie denken; — aber die hohe Woge des Glücks ſchwemmte dies Gefühl hinweg. Er vergaß Minna und Melanie, und an das ſüße Schweigen Elsbeth Kirchheims denkend verſank er langſam, unter wohligem Seufzen, in jugendtiefen Schlaf.

V.

Die Sonne war am nächsten Morgen schon lange und hoch gestiegen; sie durchwärmte die kühle Luft, und „die Knospen sprangen"; es ward ein richtiger erster Maitag. Gretchen kam von der Kirche heim, in ihrem Sonntagsstaat; das zierliche, farbige „Stülpchen" mit den langen schwarzen Bändern auf dem emporgekämmten Haar, ein seidenes gelbes Tuch im grünen Sammetmieder, unter dem kurzen faltigen, buntgesäumten Rock die schön gezeichneten und gefärbten Strümpfe in ausgeschnittenen Schuhen. Als sie die große Terrasse vor dem Haus erstiegen hatte, sah sie, daß eine der Kletterrosenranken, die das kleine Gartenthor umrahmten, losgegangen war. „Ach du liebes bißche!" sagte sie, „was ist das für e Wirtschaft!" und in ihrem Bessermachenseifer suchte sie einen Bindfaden in ihren Taschen, um die Ranke zu befestigen. Sie fand aber keinen. „Fräulein!" rief sie hinauf, da eben Elsbeth am offenen Fenster ihres kleinen „Vogelbauers", wie sie ihr Boudoir nannte, im Morgenjäckchen erschien. „Haben Sie nicht was zum Binden, für die Rosen da?"

Elsbeth verschwand, kam wieder und warf ein Knäuel

ſchräg über die Gartenmauer hinüber; ihr Vogelbauer lag über dem Garten. Während Gretchen an der Ranke hantierte, ſprach ſie hinauf: „Und wie ſchön die Roſen in die Höh' wachſen; ſie werden Ihnen bald ins Fenſter kriechen. Himmel Gewimmel! Da iſt die Glycine doch nicht mitgekommen; die klettert noch am Unterſtock. Eben fangen ſie aber an zu blühn, ihre erſten Trauben. Können Sie's von oben ſehn?"

Elsbeth nickte. „Diesmal kommt alles ſo früh!"

„Gell' ja? So grün und ſo bunt hab' ich noch keinen erſten Mai geſehn!"

„Das will ich drum auch feiern, Gretchen," ſagte Elsbeth liſtig. „Erſter Mai und Sonntag! Ich will mich heut auch ſo ſchön machen wie Sie, und mein Bauernmädelkoſtüm anziehn, das mir mein Vater zu Weihnachten geſchenkt hat. — Warum lächeln Sie?"

„O, ich dacht' nur, Fräulein: wenn der Herr Sänger von geſtern abend wiederkommt, er wird Sie doch nicht verwechſeln, dacht' ich; da unſre Kleider ſo ähnlich ſind."

„Woher wiſſen Sie, daß er wiederkommt?" fragte Elsbeth, die ſich mit der Hand über die Wange fuhr, da dieſe erröten wollte.

„Ich hab's ja doch hier unten in meiner Kammer gehört, als er fortgegangen iſt. Ich hab' noch gewacht."

„Warum denn?"

„Ich hab' die Studenten doch auch wollen ſingen hören. Vor'm Jahr hab' ich's feſt verſchlafen."

„Nun? War's nicht ſchön?"

„O ja! Aber wiſſen Sie, das war nicht gut für die Studenten, daß vorher der Herr bei Ihnen geſungen hat. Nein, ihr Leute, der kann's! Da hab' ich geſtaunt!"

Elsbeth legte beide Arme auf ihr Fensterbrett. „Den haben Sie auch gehört?“

„Ich bin ja doch aus meiner Küch' herausgekommen, hab' da gestanden die ganze Zeit. Das ging über'n Sagebock. Es wird einem so — ich weiß nicht, wie!“

„Sie sind halt auch eine Schwärmerin,“ sagte Elsbeth lächelnd. „Darum passen Sie auch so gut zu uns ... Nun werf' ich mich aber in meinen Staat!“

Sie verschwand vom Fenster. Gretchen blieb noch unten stehn.

Das hat sie noch für keinen gethan, dachte das Mädchen, über das Mäuerchen der Terrasse in die Ferne schauend. Wenn die Herren Studentchen kommen — höchstens Witze macht sie drüber, aber Staat macht sie nicht für sie. — Ja, warum glaub' ich denn, sie thut's für den? Sie sagt ja: Sonntag und erster Mai!

Ihr war aber doch so, und sie ließ es auch so. Für einen, der so singen kann, dachte sie, für den thät' ich mich auch schön machen, Herrgott noch emal!

Es klang die steinerne Treppe herauf, rasche Schritte kamen. Richtig, da war er schon, der junge, ernsthafte Herr mit der tiefen Orgelstimme. Er sah jetzt am Haus in die Höhe, da er auf den letzten Stufen stand, seine schwarzen Augen funkelten. Schön war er nicht; aber der kleine dunkle Bart, der breite, mannhafte Kopf, die blitzenden Augen stimmten ihr doch zu seinem Gesang. Sie lächelte ihm bescheiden und freundlich zu, als er näher trat.

„Guten Morgen,“ sagte er, ebenso bescheiden, mit treuherzigem Gruß. „Kann man die Herrschaften schon sehn? Oder komm' ich zu früh?“

„Das Fräulein wird wohl gleich in den Garten kommen," antwortete sie; „der Herr Professor ist spazieren gegangen und wohl noch nicht zurück. Aber wenn Sie einstweilen in den Garten möchten hineinspazieren; da sind Buchfinken und Amseln und die ganze Frühlingswirtschaft."

Ernst sah sie aufmerksamer an, wie sie so blühend, gesund und stattlich in ihrem Feiertagsputz vor ihm stand. „Sie gehören auch zu der Frühlingswirtschaft," erwiderte er fast galant. „Aber wie das Gesicht Ihnen strahlt, indem Sie davon sprechen!"

„O!" fuhr aus ihr heraus. „Die Natur! Die Natur ist mein alles!"

Er staunte sie an; so sprach hier ein Bauernmädchen? — „Das ist schön, daß Sie so denken," sagte er dann zögernd. „Sie sind wohl eine Städterin und kleiden sich nur ländlich?"

Gretchen lächelte sanft, etwas schonend; so ein Sänger und doch so dumm! — „O nein," antwortete sie. „Wie käm' ich dann dazu. Ich bin 'ne richtige Bauerntochter, aus Beltershausen, da hinaus das zweite Dorf; man kann's aber von hier nicht sehn, es liegt hinterm Berg. Da ist's viel ebener, Herr, da sieht man wohl zwanzig Ortschaften. Seit ich aber hier oben bin, möcht' ich nimmer fort! Das ist die wahre Natur!"

Ernst nickte; es gab ihm einen sanften Schlag aufs Herz, der ihm aber gut that. Auch die, dachte er, möcht' hier nimmer fort! Er betrachtete sie mit einer Art von Andacht; die Bauerndirne, der auf dieser Höhe, bei diesen Menschen so wohl war; die in Elsbeths Lust lebte, sich da glücklich fühlte. „Da haben Sie recht," sagte er,

ſeine eigentlichen Gedanken unterdrückend. „Ich kenn' Marburg noch ſo wenig, aber darüber geht mir ſchon nichts."

„Ja!" lachte ſie auf. „Das katzebuckelige Marburg, wie die Leut' hier ſagen. Aber ſie ſind ſtolz darauf; Donner, wie ſtolz! — Wenn Sie nun in den Garten wollen ..."

Sie unterbrach ſich; hinter dem Hauſe, vom Garten her, erſcholl eben des Profeſſors Stimme. Er rief laut, wie wenn er kommandierte; dann ſchien er in die Hände zu klatſchen. „Ah!" ſagte Gretchen, „er iſt wohl eben heimgekommen, vom Schloßberg herunter." Sie nannte ihn nun einfach „er". „Wir haben oben noch eine Gartenthür, die grad' auf die Schloßtrepp' führt. Mit wem kommandiert er denn?"

Ernſt hörte auf einer der Terraſſen laufen oder ſpringen; ihm war auch, als hörte er Elsbeth lachen. „Das Beſte iſt wohl," fing er etwas unſicher an, „man ſieht ſelber zu. Das heißt, wenn ich nicht ſtöre ..."

„O nein!" rief das Mädchen aus. „Ganz gewiß nicht! Der Herr Sänger nicht!"

Sie öffnete ihm die Gartenthür, über der die Roſenzweige hingen; er trat ein, zunächſt in den ſchmalen Gang, durch den er nach Mitternacht herausgekommen war; Gretchen folgte ihm. Als er am Anbau des Hauſes vorbeigeſchritten war und nun einen großen Teil des aufſteigenden Gartens überblickte, ſah er zu ſeiner Verwunderung den Profeſſor barhäuptig, mit Anlauf, über einen Tiſch ſpringen, auf der nächſt höheren Terraſſe; ein junges Landmädchen, ähnlich wie Gretchen gekleidet, lief hinterdrein und ſprang über zwei Stühle, die neben

dem Tiſch hintereinander ſtanden. Sie jauchzte dabei auf, mit heller Stimme. Gleich darauf kamen ſie im Lauf zurück; Kirchheim wieder voran, das Mädchen folgte; jedes that wieder ſeinen Sprung. Diesmal ſah Ernſt das Geſicht der Springerin; mitten im Laufen hatte ſie ihn bemerkt und lächelte. Es war Elsbeth Kirchheim!

„Ja, ja, ſo treiben wir's," ſagte der Profeſſor jetzt, der ihn auch entdeckte; er grüßte mit der Hand und blieb auf ſeiner Terraſſe ſtehn. „Heut ſpielen wir Ihnen was vor; — bitte, noch eine Minute, der Gamsbock will noch ſpringen. Die Gemſe auch. Vorwärts!"

Er kam wieder von der andern Seite und ſetzte über den Tiſch, Elsbeth hinterdrein; ebenſo ſprangen ſie dann wieder zurück. In einer Laube auf derſelben Terraſſe war eine auffallend blaſſe Dame erſchienen, offenbar die Schwägerin; völlig ſichtbar, weil der wilde Wein dieſer Laube noch keine Blätter hatte. Die Dame, auf deren zartem, feinem Geſicht ein Leidenszug ſtand, ſah dem Springen, wenigſtens dem des jungen Mädchens, mit etwas ängſtlichem Lächeln zu. Elsbeth bemerkte das wohl, und wie um ſie zu beruhigen, jauchzte ſie noch heller auf.

Endlich traten die beiden Springer neben der Laube an den Rand der Terraſſe vor. „Potz tauſend!" ſagte Gretchen hinauf, „das hätt' ich doch nicht gedacht. Das Fräulein ſchon mit dem Anzug fertig!"

Uebermütig lächelnd warf Elsbeth die Bänder ihres aufrechten Käppchens zurück: „Immer eins, zwei, drei!"

Sie grüßte dann mit der Hand gegen den Sänger, tüchtig Atem holend; ihre ſanftgebräunten Wangen glühten. Es war überraſchend, wenn auch ſonſt kein Wunder, wie

ſehr dieſer ländliche Sonntagsſtaat — ohne den unſchönen Hüftenwulſt der Bäuerinnen — ſie verſchönert hatte; alle die kräftigen, warmen Farben erhöhten den Glanz und den Liebreiz ihrer Züge; es war faſt, wie wenn die Knoſpe ihrer Schönheit über Nacht zur Blumenpracht aufgebrochen wäre. Das hohe Käppchen ſtand wie ein drolliges, märchenhaftes Krönchen über dem guten Geſicht. „Ich müßt' ja eigentlich immer nur in dieſen kurzen Röcken ſpringen," rief ſie zu Ernſt hinunter, als wolle ſie die Mummerei entſchuldigen; „ein modernes Mädel kann ſich ja nicht rühren. Ich hab' mir immer einen Bubenanzug gewünſcht, fürs Springen und Rennen; aber der Vater will's nicht. Und ich bin in ſeiner Macht und ich muß gehorchen!"

Kirchheim kam ſeinem Gaſt entgegen und drückte ihm die Hand; darauf führte er ihn hinauf und ſtellte ihn der blaſſen Dame vor. Nach einigen freundlich begrüßenden Worten ſagte ſie mit ihrer zarten Stimme: „Hat man auch bei Ihnen ſolche Wildfänge wie die Kleine da?"

„Ich wollte, wir hätten ſolche!" entgegnete Ernſt.

„Bravo!" rief Elsbeth aus. Sie drehte ſich auf dem Abſatz herum, daß der faltige Rock und die langen Bänder flogen.

Gretchen hatte ſich entfernt; der Profeſſor bot ſeiner Schwägerin den Arm, da ſie erklärte, daß ſie heute morgen recht gut gehen könne, und die vier ſtiegen bergan und dann von oben wieder bergab, um dem Gaſt ihr ganzes Reich zu zeigen. Ueber der höchſten Terraſſe des Gartens, der breiteſten, auf der faſt nur Nützliches wuchs, erhob ſich eine gewaltige Mauer, die eine baum-

reiche Gartenwirtschaft, die nächste Nachbarin des Schlosses, trug; an dieser Mauer zogen sich edle Spalierfrüchte hinauf, jetzt im Blütenstand. Auf den tieferen Terrassen war alles durcheinandergemischt, Blumenbeete jeder Art, blühende Gebüsche, Lauben, Rosensiedelungen, Laub- und Nadelbäume; zwischen zweien von diesen schwebte eine beschattete Hängematte, „die zweite Heimat meiner Schwägerin", wie Kirchheim sagte. In der Tiefe, neben der Straßenmauer, dunkelte ein Tennisplatz neben einer leuchtend grünen Wiese; „da schläft man so gut, im Heu, wenn gemäht ist," bemerkte Elsbeth, die auch etwas erklären wollte. Diese Straßenmauer, offenbar aus alter Zeit, wo sie als Befestigung diente, lief bis zu einem Stadtthor und dann wieder als Grenze des Grundstücks bergan; ein kleiner Turm ragte aus ihr auf, darüber eine ausgewaschene, fast entfärbte Fahne.

„Das ist der Bettinaturm," sagte der Professor.

„Bettinaturm?"

„Ja, so nennt man ihn hier. Als der berühmte Rechtsgelehrte Savigny Marburger Professor war, besuchte ihn seine kleine wilde Schwägerin zuweilen, Bettina Brentano, die Goethe-Schwärmerin; — die war doch noch ein andrer Wildfang als der unsre da, liebe Henriette. In alle Bäume hinauf, wie ein Eichhörnchen! Und so auch auf diesen Turm. Da soll sie sogar nachts im Mondschein viele Stunden gesessen und mit dem Mann im Mond kokettiert haben; als Geschichtsprofessor setze ich vorsichtig hinzu: Urkunden fehlen darüber; das Volk aber, dem Gefühle genügen, glaubt daran. Elsbeth möchte auch hinauf! Aber der Turm gehört zur Nachbarvilla, und so begnügt sie sich mit einem Garten-

diwan, den ich ihr zuweilen aus unſerm Luſthäuschen auf die Terraſſe trage. Da liegt ſie dann nachts, in eine Decke und in ihr Ahnungsvermögen eingewickelt, und lieſt ihr zukünftiges Schickſal in den Sternen."

„Verzeihen Sie," ſagte Ernſt, nachdem er mit Elsbeth ein Lächeln getauſcht hatte. „Was für kleine Tiſchchen ſind das?"

Auf der Terraſſe, wo ſie eben ſtanden, der blumenreichſten, wuchſen hie und da einfache Holzſtangen aus der Erde, mit einer runden Platte darauf, die einen großen Napf voll Waſſer trug.

Die Schwägerin nahm lächelnd das Wort: „Das iſt unſre Badeanſtalt für die Sommergäſte. Da baden unſre Buchfinken und andre kleine Freunde, die wir hergewöhnt haben. O, ſie ſind ſehr zahm; ſo oft wir im Garten eſſen oder Kaffee trinken, kommen ſie geflogen und holen ſich ihren Teil."

„Die hab' ich ſo gewöhnt," ſagte Elsbeth ſtolz. „Der ſogenannte Wildfang!"

Ernſt blickte umher, ob nicht irgend einer der Finken heranflöge, um vor ſeinen Augen ein Bad zu nehmen. Es war aber nicht ihre Zeit; ſie trieben ſich jetzt am Berg herum, von Terraſſe zu Terraſſe durch die Büſche ſchlüpfend, über die Wege hüpfend oder in den Wipfeln ſchmetternd. Es war ein Morgenkonzert überall, von Amſeln, Meiſen, Finken und anderen, wie wenn ſie auch in der Vogelwelt Sonntag feierten. Dazwiſchen hörte man dumpfes Kegelſchieben aus dem Wirtshaus auf der Höhe, zuweilen Lachen und Singen aus den Studentenkneipen, die ſich an der Bergwand nah und fern angeſiedelt hatten. Im Thal, jenſeits der Unterſtadt, zog

dann und wann ein Eisenbahnzug wie eine kurze oder lange Schlange dahin und rollte an bestimmten Stellen mit vernehmbarem Donnern vorbei. Sonst war hier fast kein Wagenrollen zu hören, man schien in dieser Höhe wirklich dem Lärm der Welt entrückt, wie in einem Gottesfrieden.

Nahe beim Bettinaturm, neben der zerbröckelnden Bergmauer, stand ein Roßkastanienbaum mit breitgewölbter Krone, der größte Baum des Gartens. Auf einer kleinen Steintreppe stiegen sie zu ihm hinab; er beschattete einen kiesbedeckten Platz, der steinerne Tische und hölzerne Bänke trug und von dem man die Ferne, nach Süden und Südwesten zu, in besonders lieblicher Schönheit sah. „Hier wird auch viel gelebt," sagte der Professor; „hier turnen wir auch, das Mädel und ich. Das heißt, nur Freiturnen ohne Gerät. Und wenn uns gar zu wohl wird, dann singen wir."

Elsbeth lachte auf: „Ja, die verkehrte Welt!"

„Wissen Sie, was sie damit meint?" sagte Fräulein Henriette. „Daß der Vater Diskant und das Mädel Baß singt. — Ja, die hat ihren Spielkameraden am Vater!"

„Hat sie auch!" rief Elsbeth aus. „Er ist mein Spielkamerad! Er ist mein Spielkamerad!" Sie sang diese Worte fast und tanzte auf dem Kies herum.

Das weiße Kätzchen kam geschlichen; hinter ihm kam Gretchen, einen Besuch zu melden, der im Hause warte. Sie nannte den Namen; „langweilige Leute!" seufzte Kirchheim und verzog das Gesicht. „Gehn wir zu ihnen ins Haus, Henriette; dann werden wir sie schneller los."

Das blasse Fräulein nickte. Der Professor ging mit

ihr dem Hauſe zu, Gretchen lief voraus. „Nehmen Sie einſtweilen mit Elsbeth vorlieb,“ rief er noch zurück; „ich bin bald wieder hier!“

Vorlieb nehmen! dachte Ernſt. Ich hab' ja Glück über Glück! — Er ſchaute das jugendſchlanke Mädel an, das in dem bäuerlichen Sonntagskleid ihm erſt ganz in dieſes Bergparadies hineingeſtimmt ſchien. Sie ſetzte ſich eben auf eine Bank unter dem Kaſtanienbaum und nahm das Kätzchen auf ihren Schoß. „Wollen Sie ſich nicht auch hierher ſetzen?“ ſagte ſie in natürlichſter Unbefangenheit. „Es iſt nicht mehr zu kalt im Schatten. Es iſt ſchon ein Göttertag!“

Er ſah ſie noch immer an. „Ihr Gretchen hat vorhin etwas ſehr Geſcheites geſagt: ‚ſeit ich hier oben bin, möcht' ich nimmer fort!‘ — — Wie haben Sie recht, Fräulein, ſich ſo zu kleiden. Nun paſſen Sie erſt ganz hierher!“

„Ach,“ ſeufzte ſie ein wenig auf, „ich kann's ja doch nicht tragen; hier würden die Leute ſagen: das iſt Afferei. Nur für ein paar Stunden mach' ich mir dann und wann den Spaß. Und nun dacht' ich mir heut, Ihnen wollt' ich's zeigen! — Bitte, ſagen Sie, wie finden Sie das? Finden Sie's kokett? oder zu eitel?“

Er lächelte über die offenherzige Frage. „Daß Sie das ſelber ſagen,“ erwiderte er, „darin liegt ſchon die Antwort.“

„Alſo ja?“

„Alſo nein! — — Ach, ich bitte Sie, fragen Sie mich nicht ſolche Sachen. Ich bin — bin hier ganz heraus aus der Welt, wo man nach ſo was fragt. Und ich hab' nur *ein* Gefühl: alles, was hier oben iſt und geſchieht, das iſt ſo, wie die Welt ſein *ſollte*!“

„O Gott, wie überschätzen Sie uns," sagte Elsbeth, in die Höhe blickend. „Gut, daß das nicht Tante Henriette gehört hat; die sieht die Sache ganz anders an. Die zittert für mein Heil. Ich glaube, in ihren dunkelsten Stunden fürchtet sie, ich wach' eines Morgens als Bub auf und geh' dann unter die Studenten!"

Ernst schüttelte den Kopf. „Ich seh' nur ein richtiges junges Mädchen, das da auf der Bank sitzt."

„Aussehn thut sie ja so!" erwiderte sie heiter. „Aber darin hat die Tante schon recht: ganz in Ordnung ist die Sache nicht. Manchmal bin ich wohl das richtige Mädchen, dann kommt wieder ein rechter Bub heraus. Ich bin so und so! Ich könnt' im Wetterhäuschen bald aus der linken Thür kommen und bald aus der rechten. Ist das sehr traurig, Herr Prinzinger? Werd' ich am Ende eine Mißgeburt?"

Ernst lachte auf. — „Ach, bitte, reden Sie nicht so," entgegnete er dann. „Ich bin hier so glücklich."

„Gut, dann will ich nichts mehr sagen! — Ich hab' übrigens auch einen Trost, der mich aufrecht hält. Einmal hört' ich zufällig, wie der Vater mit der Tante über mich sprach — ich kam plötzlich dazu, ich konnt' nichts dafür — und wie er ihr mit seiner lieben, schönen Professorstimme sagte: ‚sei ruhig, das wird sich historisch entwickeln, wie alles auf der Welt. Jetzt ist sie noch unharmonisch, weil sie noch im Werden und Zusammenwachsen ist; mit der Zeit kommt die Harmonie!' — Ich glaub' nämlich, mein Vater hat immer recht. Warum sollt' er nun grade über mich unrecht haben. Wissen Sie, darum nehm' ich's nicht so schwer und hoff' mit Geduld auf die Menschwerdung und die Harmonie!"

Er ſagte nichts und ſah ſie nur an; in ſeinem Blick war mehr als Geduld. Sie verſuchte dieſen Blick zu befragen, wandte ſich aber ſogleich wieder ab; „ah!“ flüſterte ſie, da ſie etwas Huſchendes im Kaſtanienbaum entdeckte. Ein hellbraunes Eichkätzchen war von der alten Mauer herübergeſprungen und ſpazierte nun durch die Baumkrone hin. Man hörte ſein ſchnalzendes Tak Tak Tak, das zum ſüßen Geſang der Amſeln luſtig gemütlich klang. Sie ſahen beide hinauf und ihm nach, wie es weiter zog, zuweilen mit einem herrlichen Sprung hinüber in den nächſten Baum, die Lärche, den Faulbaum, die Spitzbuche. Endlich war es nicht mehr zu ſehn.

„Ich denk', der Burſch revidiert ſein Gebiet,“ nahm Elsbeth wieder das Wort, „und überſchlägt ſich, was er ſo für den Herbſt zu erwarten hat. Von Zeit zu Zeit kommt er einmal wieder! — Wären Sie im Hochſommer hier, da würden Sie da oben im Baum auch unſere Eule ſehn; die ſitzt dann jeden Abend in dem tiefen Schatten, rührt und regt ſich nicht, wie ein Säulenheiliger; oder wie ein Profeſſor der Philoſophie, der über die Wirklichkeit oder Unwirklichkeit des Raumes nachdenkt. Sie hat auch ſo ziemlich ein Profeſſorengeſicht. Ueberhaupt, die Eulen!“

„Aber die Profeſſoren ſind doch hübſcher,“ behauptete Ernſt heiter.

„Meiner, ja! — Wenn ich ſo nachdenk', einen ſchöneren Mann als meinen Vater weiß ich nicht. Ich ſchau' ihn oft lange an und freu' mich und wundre mich. Die Stirn, der Bart; und die Augen! Und die hohe Geſtalt! — — Finden Sie das komiſch, Herr Prinzinger? Mach' ich mich lächerlich?“

„Warum? Ich verstehe nicht.“

„Weil ich meinen Vater so schön finde, und so davon spreche.“

„Aber er ist ja schön; und Sie sprechen ja doch nur zu mir. — Das heißt ...“

Er verwirrte sich.

Mit einem ungeschickten Lächeln fing er wieder an:

„Das heißt — ich häng' schon so an diesem Haus — daß ich das Gefühl hab', ich gehörte schon halb dazu. Das ist ein dummes Gefühl — und ein unverschämtes.“

Sie sah ihm gemütlich in die Augen: „O nein, beruhigen Sie sich. Es ist schon was dran! — So hat der Vater wohl mit wenigen neuen Menschen gesprochen, wie gestern abend mit Ihnen. Und — ich weiß nicht, worin es liegt — Sie sind mir auch schon wie lang', lang' bekannt! — Darum sag' ich auch alles heraus, was mir durch den Kopf geht. Sie sahen meinen Vater gestern mit so verstehenden Augen an ... Ich lieb' ihn abgöttisch. — Finden Sie das häßlich?“

„Ich hab' Sie schon gebeten, fragen Sie mich nicht so was!“

„Gut, ich will's nicht mehr thun. — Er ist mir ja alles! Von meiner Mutter weiß ich fast nichts, so früh ging sie von uns fort ... Tante Henriette kam dann; die war immer zart, oft kränklich; — ach, sonst so seelengut. Aber wer erzieht mein Kind? dachte der Vater. Die kann's nicht! Und da nahm er das ‚Stückchen Thon‘, wie er sagt, selber in die Hand und fing an zu kneten. Das heißt, er hatt' es schon immer gethan; aber nun ganz! ganz! Und er sagte manchmal im Spaß, als ich größer wurde, wenn ich auf seinen

Knieen saß oder mich ihm anschmiegte: ‚Ich will eine spartanische Römerin, aber auch eine athenische Deutsche aus dir machen‘; oder ‚sie sollen einst sagen, das ist ein ganzes Frauenzimmer, aber auch ein ganzer Kerl!‘ O, wir haben mit Pfeil und Bogen geschossen und Speere geworfen, da unten auf der Wiese, da war da noch kein Tennisplatz. Ich hab' auch mit wirklichen kleinen Gewehren geschossen, denn ich soll mich nicht vor Waffen fürchten, sagt er, gern haben soll ich sie. Und ‚in einem kraftvollen Körper eine starke Seele!‘ — Aber sowie ich ihm einmal zu jungshaftig wurde — o, wie wurd' er da fein und zart, daß ich mich in den Erdboden hinein schämte, ich, das Frauenzimmer, vor dem Mann. Und wie kam alles, auch jedes strenge Wort, aus der Liebe, wie ein Sonnenstrahl. Ich hatt' ihn auch oft am liebsten wenn er mich gescholten hatte ... Nicht wahr, es ist kein Wunder, wenn ich ihn nun so abgöttisch liebe? Ich hab' eigentlich recht?“

Er nickte: „Gewiß haben Sie recht. — Wie ideal Sie beide miteinander leben; ich hab' nicht gewußt, daß es so was giebt. — Da wird's Ihnen einmal furchtbar schwer werden, sich von ihm zu trennen.“

„Trennen?“ Sie starrte ihn an. „Wieso?“

„Nun, wenn Sie einmal heiraten, und —“

„Heiraten?“ fiel sie ihm ins Wort. „Ich heirate nie!“

„Das sagt man so, mein Fräulein —“

„Mir können Sie's glauben: nie! Davon hab' ich gar keine Vorstellung: meinen Vater verlassen! nicht mehr so mit ihm leben wie jetzt! Ein schöneres Leben kann's ja gar nicht geben ...“

Sie war in der lebhaften Erregung aufgeſtanden, ſo daß das Kätzchen zur Erde kam, halb im Fall, halb im Sprung. „Nein,“ fuhr ſie fort, „was denken Sie! Einen andern Mann! — Ach, ich hab' ſchon ſo viele Ehepaare darauf angeſehn; nie hab' ich zwei ſo ganz glückliche Leut' gefunden wie den Vater und mich. Da giebt's doch immer etwas; aber bei uns giebt's nichts! Nichts als die ſchönſte, allerſchönſte Liebe! — Sie denken wohl: aber *er* könnt' noch wieder heiraten ...“ Mit einem drolligen und doch rührenden Lächeln ſchüttelte ſie den Kopf: „Nein, darüber ſind wir beide hinaus, er ſo gut wie ich. Jung wär' er ja noch genug; aber er denkt nicht dran, er lebt nur noch in ſeiner Wiſſenſchaft, auf ſeinem Katheder und mit ſeiner Elsbeth. — Katheder ... O, Sie müſſen ihn einmal auf dem Katheder, vor den Studenten hören; ſo kann ja keiner von den andern ſprechen. Ich hör' ihn da nicht, ich darf ja nicht; noch iſt man nicht ſo geſcheit oder ſo großmütig, uns dazu zu laſſen. Aber wenn er zuweilen für *alle* ſpricht, dann hör' ich ihn auch. Und dann — — Ach, was reden Sie. Ich mich von ihm trennen! Ich bin ja das glücklichſte Weib!“

Aus dem jungen Mädchengeſicht kam das letzte Wort wie ein Scherz, mit Humor geſprochen; aber die grauen Augen ſtrahlten ſehr ernſthaft dazu. Sie hörte jetzt Schritte vom Hauſe her, die Terraſſe entlang. „Da iſt er!“ rief ſie aus, eh ſie ihn noch ſah; die Schritte des Vaters kannte ſie zu gut. Die Profeſſorstochter war auf einmal wieder die Gemſe von vorhin, ſie ſprang ihm entgegen und in ſeine Arme.

VI.

So verlebte nun Ernſt in Marburg die beiden gefülltesten Wochen ſeines jungen Lebens; nicht ganz ohne Seelendruck, da er ſich hoffnungslos verliebt fühlte, er hätte ſie aber doch für nichts hergegeben. Faſt jeden Abend ſtand er auf der Bühne, zuweilen in geringen, häufiger doch in wirkſamen Rollen; morgens hielt er ſich oft zu ſeinen „fahrenden Leuten“, ſie ſchlenderten in der Gegend umher, Peterſen und die Gilbert voran, Erich Payer mit, der plötzlich von Mainz her im Hotel Freidhof erſchien; Ernſt ſtieg mit ihnen manchen Berg hinauf und in manchen Wald hinein. Aber jeder Vormittag und faſt jeder Abend endete oben am Schloßberg, an der Ritterſtraße; er hielt ſich an Kirchheims Wort. Er ward der „Sohn des Hauſes“, wie der Profeſſor ihn ſchon am fünften Tage nannte. Sie lebten im Garten, im Luſthäuschen, auf der Wieſe unten und dem Tennisplatz, mit Ballſchlagen, Gärtnern, Plaudern, Springen, Speerewerfen; ſie ſangen miteinander oder man hörte ſeinen Balladen zu. Sie erſtiegen auch die Schloßhöhe, wo ein wildes Blühen in unzähligen Büſchen und Bäumen begann, wanderten durch das Schloß und über den weit-

schauenden Berg, zum Dammelsberg hinüber, dessen Eichwald in all seiner ersten Jugendpracht ergrünte. Das Wetter war gewitterreich, aber voll herrlicher Stunden, fast gefährlich schön; es zog die Menschen vom Theater weg, das sich nicht immer füllte. Doch den jungen Schauspieler Ernst Prinzinger focht das wenig an. Die besten Zuhörer von Marburg wußte er jeden Abend im Theater, und den übrigen Tag war er selber Publikum, das dankbarste und glücklichste, das in diesem Mai 1882 dem Weltschauspiel zusah.

Einigemale ging er auch mit Kirchheim zur Unterstadt hinunter, um dessen Vorlesung über die neuere deutsche Geschichte zu hören; das waren Stunden, in denen sich ihm Bitteres mit dem Süßen mischte. Ihm ward die Bühne fast verleidet, seine Kunst entwertet, wenn er den Professor auf seinem Katheder sah; schon wenn er den edlen, eben vollendeten Bau der neuen Universität betrat, der in seiner vornehm gotischen Herrlichkeit, einem alten Kloster nachgebildet, über dem Lahnfluß aufsteigt, wenn er durch die dämmernden Gänge strich, sich in dem großen, feierlich schlichten Hörsaal sein halbversteckes Plätzchen suchte und das gedämpfte Schwirren und Summen der sich sammelnden Studentenjugend behorchte, die ihm als die Blüte der Menschheit erschien. Dann stand auf einmal Kirchheim da, die Hände aufs Katheder gestützt, in seiner stillen Würde und Schönheit; die edle Stimme begann zu sprechen, ohne alle Theaterkunst, als verstünde sich jeder Ton von selbst, aber so, daß sie den Geist ergriff und das Herz bezwang. War's doch auch das Beste, das Schönste, was er diesen Jünglingen, den Führern der Zukunft, sagen konnte: die Er-

fahrung der Weisheit, die die Welt regieren lehrt, die Begeisterung der Liebe, mit der man sich ans Vaterland hängt, die Erkenntnis der Fehler und Sünden, an denen die Deutschen krankten und kranken, von denen sie aber genesen können, wenn sie sie begreifen. O, er hat sie begriffen! dachte Ernst, die Augen auf diesen schlanken, hohen Mann geheftet, dessen Tochter er liebte. Sein Herz ist so frisch, und so durch Erkenntnis geläutert und gereinigt. Er ist wie eine Sonne, von der warme Weisheit ausgeht. Er ist ein Priester der Menschheit!

Ein paar Tage verschloß er diese Empfindungen in sich, die ihn erhoben und niederdrückten; dann hielt er es nicht mehr aus, seinem neuen Meister etwas zu verschweigen, und im Garten mit Kirchheim auf und ab gehend entlud er sein Herz. „Gott sei Dank," sagte er, „ich hab' mich scharf befragt, aber so ein erbärmlicher Kerl bin ich doch nicht, daß ich Sie beneide. Aber Sie haben einen göttlichen Beruf, Herr Professor; den schönsten, mein' ich, den es giebt. Wenn man ihn so fühlt und ausübt wie Sie! Der deutschen Jugend, die das Volk weiter leiten soll, ihre Geschichte erzählen und erklären, ihr tausend gute Gedanken geben, sie zu vollen, ganzen Menschen machen. Und sich vor sie hinstellen in seiner geistigen und sittlichen Vollendung, als der wahre Mensch. Sie sind der Hohepriester! nicht die Künstler, wie ich mir einbildete, wie ich in meinem Komödiantenschlosserhochmut träumte!"

Kirchheim blieb stehen und lächelte. „Sie sind doch noch rührend jung, lieber Freund; ohne die starken Ausdrücke können Sie noch nicht leben. ‚Der wahre Mensch'! Um Gottes willen, schießen Sie mir nicht wieder so 'ne

Rakete ins Geſicht. Es giebt unter uns Akademikern falſche Menſchen, wie überall; der wahre iſt das Ideal; wer erreicht's? Ich hab' noch keinen geſehn. Aber ja, das iſt ſicher wahr, wir Profeſſoren — oder wir ‚Profeſſerſch an der Ohneferſchetät', wie der Marburger Volksmund ſagt — wir haben einen hohen Beruf und ein Götterleben. Und zu den glücklichſten gehöre ich, das iſt meine Meinung. Mit wem ich tauſchen ſollte, das wüßt' ich nicht! — Ja, Sie nicken und nicken. Sie haben was von einem Selbſtquäler, Sie junger Grübler! Die Künſtler wären nicht Hoheprieſter der Menſchheit? Ihr ſeid's gerade ſo wie wir, wenn ihr nur die rechten Kerle ſeid. Auch die Schauſpieler, die Sänger, alle; ſie zeigen uns den Menſchen, ſie enthüllen, ſie verklären ihn, ſie geben uns Licht über uns, und Sonnenſchein dazu! — Ich wollte Ihnen aber ſchon geſtern, ſchon vorgeſtern etwas ſagen; heute reizen Sie mich, da ſoll es heraus; hören Sie gefälligſt zu!"

„Ich höre mit all meinen Eſelsohren," ſagte Ernſt lächelnd, doch mit verſteckter Unruhe.

„Es iſt gar nichts Böſes," fuhr Kirchheim fort, da ſeinem feinen Blick dieſe Unruhe doch nicht ganz entging. „Ich möcht' Ihnen nur als Wegweiſer dienen: hier geht der Weg! Nun hab' ich Sie doch ſchon ſechs- oder ſiebenmal im Theater geſehen und gehört; dazu als Sänger bei mir. Lieber Freund, daß Sie auch zum Schauſpieler Talent haben, Herz, Mimik, Stimme, daran zweifl' ich nicht, das weiß ich ſchon. Aber ich glaube — es geht den Menſchen ſo oft ſo, es iſt wunderbar — ich glaube, Sie rennen zu ſehr auf den Schauſpieler los, und Gott meint es anders! Da unten im Thal iſt der

ſogenannte Krummbogenweg, jenſeits der Lahn, auf dem man ſo ſchön um das Schloß- und Bergſtadtbild herumgeht; Sie ſind ihn wohl auch einmal gegangen —"

Ernſt nickte.

„Aehnlich, deucht mir, iſt Ihr Weg auch! Zum Sänger hat Sie Gott beſtimmt! Ja, ja! Aber Sie wollten nun einmal durchaus Sprecher werden; dann hat Sie der ſogenannte Zufall gepackt, und nun müſſen Sie doch auf den Sänger los; aber immer noch auf dem Krummbogenweg. Sie ſehen da vielleicht Ihr Lebensbild in reizvoller Veränderung, ſo wie von da unten Schloß und Stadt; aber Sie verlieren Zeit. Sie ſchaden vielleicht auch Ihrem Ziel, ſchaden Ihrer Stimme; ich weiß nicht. Wollen Sie mich einmal als Weisheitslehrer, als Profeſſor der Lebenskunſt annehmen, ſo rat' ich Ihnen: gehn Sie jetzt den gradeſten Weg!"

„Wie meinen Sie das?" fragte Ernſt nach einem ſchweren Atemzug.

„Da iſt nichts zu atmen; ich meine nur: großer Sänger werden! Groß, ja, ganz groß; ſchütteln Sie nur nicht den ſchweren Kopf. Sie haben die Elemente beiſammen, aus denen man große Sänger macht; und wenn Sie ‚nur ein Baß' ſind, wie Sie neulich ſagten, ſo ſag' ich dagegen: ſind Sie denn auf die Oper angewieſen und die großen Rollen? Sie könnten ein Lieder- und Balladenſänger werden, wie wir vielleicht noch keinen hatten, weil's in Ihre Seele hinunter ſo viel tiefer geht. Die Eſtrade im Konzertſaal wär' dann Ihr Katheder; da würden Sie uns ſehr viel Edles, Schönes, Großes, Erhabenes in die Seele hineinſingen, mit Ihrem olympiſchen Baß. Sie würden unſere Sinne glücklich machen,

unſer Herz erfreuen, und uns im Hohen und Guten ſtärken. Und was haben Sie für dieſen Zweck zu thun? Nur die techniſche Meiſterſchaft zu erwerben, da ſonſt alles da iſt. Ihre kleinen Singfehler abzulegen; von einem großen Lehrer geführt, erreichen Sie das geſchwind!"

„Ich hab' keinen," verſetzte Ernſt achſelzuckend.

„Aber Sie haben als ſparſamer Mann etwas Geld zurückgelegt, wie Sie geſtern ſagten. Das nehmen Sie, und dazu, was Sie weiter erſparen werden, und kaufen ſich dafür einen Meiſter! Von Mainz nach Frankfurt fahren Sie auf der Bahn keine Stunde mehr; in Frankfurt, wiſſen Sie ja, iſt der größte Lehrer, den wir jetzt haben. Von Zeit zu Zeit rutſchen Sie hinüber, üben dann zu Hauſe weiter, was der Mann Sie lehrt. Sie ſind bei Ihrem Schwerſinn ein Raſchlerner, das hab' ich ſchon gemerkt. Kurz, nur guten Mut! Nur einmal die Flügel lüften! Es geht!"

„Sie meinen, das wäre mein Weg? Zum Konzertſaal?"

„Ja! früher oder ſpäter." Kirchheim ſtreckte mit heiterem Pathos den rechten Arm gegen Süden aus. „Der Wegweiſer, ſehn Sie! Da hinaus liegt Frankfurt, und irgendwo dahinter Ihr Ziel!"

Ernſt lachte leiſe; um dann nach ſeiner Art mit tiefem Ernſt in dieſen Gedankengang hinabzuſteigen und darin bedächtig ſeinen Krummbogenweg zu gehn. Er ließ ſich aber das Glück dieſer Tage nicht dadurch verdunkeln; über ſeiner Seele ſchwebte beſtändig der Sonnenſchein, der vom Schloßberg ausſtrahlte wie zurückgeworfenes Sonnenlicht. Nur flohen die Tage, wie es die Unart der guten iſt, unaufhaltſam ſchnell dahin. Er

wollte seinen Ohren und seinem Schmerz nicht trauen, als er am letzten Morgen auf einer der Kirchheimschen Terrassen stand und das Sonntagsgeläut der kleinen katholischen Kirche hörte. Elsbeth und ihr Vater standen neben ihm. Das Wetter war diesmal zauberisch, sonnigste Erfrischung; die Vögel sangen so schön wie je. In dem üppig aufgeblühten Goldregen, der neben dem Lusthäuschen über der Terrassenmauer stand, war aber ein Gewimmel von honigsaugenden Bienen und Hummeln; dazu erhob sich jetzt, während die Glocken still wurden, aus der Kirche unten wohlklingender, gedämpfter Gesang. Es war wunderlich, und sie horchten auch alle drei, wie der Gesang der Männer- und Knabenstimmen, dazu der Baß der Hummeln, der Bariton der Bienen sich mit den flötenden und schmetternden Tönen der kleinen Baumsänger zusammenmischten; es ward eine drollig liebliche Symphonie daraus. Ernst lauschte mit seinem feinen, stark empfindenden Ohr; ihn verstörte nur das dumpfe Rollen eines Bahnzugs, der eben gen Süden vorüberfuhr. Das Rollen ging ihm übers Herz; so fahr' ich morgen auch! dachte er. Seine Augen mochten Elsbeth nicht sehn; er starrte in den durchsummten Goldregen hinein.

„Also es bleibt wahrhaftig dabei?" fragte Kirchheim nach einem langen Schweigen. „Die sogenannte unwiderruflich letzte Vorstellung heut?"

„Wir wollten ja schon g e s t e r n schließen," erwiderte Ernst, mühsam einen Seufzer wegdrückend. „Nur weil die Marburger so freundliche Leute waren, und unser Direktor heut noch nicht spielen wollte, geben wir noch einen Abend zu. Morgen früh — nach Mainz!"

„Und wann kommen Sie wieder?“ fragte Elsbeth herzlich, aber doch mit einem Lächeln, das ihre junge Seele wohl nicht beschwerte.

„Wann? Am Nimmermehrstag!“

„Oho!“ rief der Professor aus. „So muß ein junger Mensch nicht reden; und ein alter auch nicht. Sie wissen heute den Tag nicht, ich ebenso wenig; aber wie sagt Shakespeare? ‚Ich sehe einen Engel, der ihn sieht.‘ So sehe ich, Professor Kirchheim, einen dazu angestellten Cherub, der den Tag unsres Wiedersehens schon in seinen großen Kodex einträgt, mit einer Feder aus seinem linken Flügel. Hoffentlich ist's ein schöner Anlaß und ein guter Tag!“

„Ich hoff' es, geliebtester Professor,“ sagte Ernst mit einem mutigen Lächeln.

„Und der Balladensänger? Der Frankfurter Lehrmeister? Nun, wie steht's damit?“

„Ich hab's viel durchdacht. — Neulich sagte einmal Fräulein Elsbeth zu mir: ‚Ich glaub' nämlich, mein Vater hat immer recht.‘ Heute ist mir auch so. In meinem Fall, denk' ich, haben Sie wohl über und über recht!“

„Wozu wollen Sie das schon glauben?“ entgegnete Kirchheim heiter, obwohl seine unschuldige Eitelkeit sich gestreichelt fühlte. „Das mit dem Konzertsänger wird sich später finden; jetzt handelt sich's ja nur ums Meisterwerden. Also die Mainz-Frankfurter Bahn kann von nun an gut bestehn?“

Ernst nickte wie in tiefem Ernst: „Ich werde das Meinige dazu thun!“

„Dann wird alles gut. — Jetzt muß ich also mit

dem Kind in die Stadt hinunter; ein unverschämt notwendiger, offizieller Besuch. Sie bleiben hier, nicht wahr, bis wir wiederkommen. Dann noch ein Mittag, und abends noch eine Abschiedsflasche. Im Herbst oder wann der noch unbekannte Tag aus dem Cherubskoder!"

Kirchheim und Elsbeth — heute sommerlich weiß gekleidet, mit dem reizend geröteten Gesicht wie eine Apfelblüte anzusehn — gingen ins Haus; Ernst blieb mit seinem Buch auf der Terrasse zurück. Er las aber nicht, es litt ihn nicht. Er setzte sich auf Elsbeths Lieblingsplatz, auf dem er sie am ersten Mittag entdeckt hatte; — wie fern war der Tag! und wie zusammengeschmolzen kurz nun doch diese lange Zeit! Und wie viel hatte er in ihr erreicht — und wie wenig. Sie waren ihm Freunde geworden, diese besten Menschen; er fühlte es wie ein höchstes Glück. Aber das dumme Herz, das noch ganz etwas anderes wollte ... Und Elsbeth war zu ihm am letzten wie am ersten Tag. „Ich heirate nie! Ich mich von ihm trennen! Ich bin ja das glücklichste Weib!" Hatte sie ihm das damals mit Absicht gesagt, um jeder Hoffnung vorzubauen, oder nur weil sie es so tief im Herzen fühlte? — Gleichviel: sie fühlte es noch heute so. Sie brauchte es nicht mit Worten zu sagen, es leuchtete aus der unbekümmerten Lebenslust aller ihrer Glieder, aus jedem strahlenden Blick. Gernhaben kann sie den Träumer, den Balladensänger, lieben nur den Vater!

Auf einer der Straßen unter ihm, die er nicht sehen konnte, zogen Soldaten vorbei; sie sangen, und wie damals in Mainz kannte er das Lied:

Schieß' ich ein'n Lorbeerzweig,
Fällt er oder fällt er nicht?

Fällt er nicht, so bleibt er stehn,
Zu meinem Mädel *muß* ich gehn,
Zu meinem Mädel muß ich, muß ich gehn,
All die Woch' sechs siebenmal!

Ich werd' *nie* mehr zu ihr gehn, dachte Ernst, in sein Leid versinkend. Ja, noch heute abend einmal, wenn ich im Theater gespielt und gesungen hab' — wenn ich mir das Herz aus dem Leib herausgesungen hab'. Und dann keinmal mehr!

Aus einem schönblühenden Johannisbeergebüsch kam ein Buchfinke hervorgehüpft und blieb auf dem Gartenweg, drei Schritte von Ernst, zutraulich stehn; seine lustigen Farben glühten in der Sonne. Ernst betrachtete das allerliebste Geschöpf; mit einer Art von Neid freute er sich an ihm. Kleiner, du hast's gut! ging ihm durch den Kopf. Gehörst hierher, so lang' du willst; hast eine bevorzugte Stellung im Kirchheimschen Garten, bist einer von Elsbeths Lieblingen, nimmst jeden Morgen dein Bad in ihrer Anstalt. Hast dir dein kleines Herz aber frei erhalten; nimmst, was man dir giebt, und um das andere kümmerst du dich den Teufel nichts. Ja, du, in deinem blaugrünen Käppchen, mit dem braunen, dummschlauen Gesicht. Du glücklicher Egoist!

Der Buchfinke schaute den Liedersänger von der Seite, dann mehr von vorne an; es war, wie wenn die klugen schwarzen Kügelchen seine Gedanken verstanden hätten und nun auch etwas sagen wollten, Blicke ohne Worte. Thu nur nicht so! schien das kleine Ding zu sagen. Ich bin einfach *gescheiter* als du. Sitzest da unter dem Goldregen, denkst dir aber nichts dabei, wirst lieber sentimental. Ja, ja, es regnet Gold auf dich; du

willſt aber unglücklich ſein. Ich nehme, was man mir giebt, ſagſt du; freilich thu' ich das! Darum bin ich auch ſo hübſch, ſo wohlgenährt und ſo wohlgebadet, und immer fidel. Du dagegen, du willſt, was du nicht haben kannſt. Geh doch in dich, Menſch! Wenn du das Mädel liebſt, ſo lieb' ſie. Iſt ſie's wert oder nicht? Lieben iſt ja immer gut. Ich lieb' den Sonnenſchein und frag' nicht lang', ob er mich wieder liebt. Sollt'ſt es auch ſo machen. Großer, dummer Menſch!

Sie ſahen einander noch immer an, der Große und der Kleine; der Träumer, dem ſo weh ums Herz war, las dieſe ganze Rede aus den winzigen Guckerln heraus, ſagte ſie ſich ins Herz hinein. Ihm ward danach beſſer. Ach, wiederholte er ſich, lieben iſt ja immer gut! Ja, ich will ſie lieben, weil ſie die Liebenswerteſte iſt; — will? Ich muß ja. Wenn auch ohne Hoffnung. „Ohne Hoffnung" — das ſagt man ſo. Etwas hofft man doch. Wenn man lieben muß, muß man wohl auch hoffen. Liebe, liebe Elsbeth!

Der Vogel ſah ihn nicht mehr an, er war weggehüpft; nach einigen ſuchenden Blicken umher flog er in einen Lärchenbaum hinauf und begann wieder ſein Lied zu ſingen.

Ja, ja, dachte Ernſt, der es hörte, ich will's auch ſo machen.

VII.

Melanie Gilbert ſtand am Abend, während die Mainzer zum letztenmal ſpielten, hinter den Kuliſſen, von der Bühne abgewandt, den Kopf etwas auf die Seite gelegt, und lauſchte. Sie war in ihrem Straßenkleid, ſie ſpielte dieſen Abend nicht mit; nur auf eine halbe Stunde war ſie ins Theater gekommen, weil ſie Ernſt Prinzinger wollte ſingen hören. Es war ein Schauſpiel mit ziemlich viel Geſang, mit dem ſie heute ſchloſſen; ein eigentlich veraltetes Stück, aber für die Marburger, wie Peterſen meinte, doch noch jung genug. Prinzinger hatte darin zu ſprechen und dann auch zu ſingen; allerdings ein paar „vertrocknete Mumienmelodien", wie Peterſen ſie nannte, ohne Saft und Kraft. Kann der arme Junge auch damit wirken? dachte Melanie, die ſeit einigen Wochen weicher, mitfühlender war und wärmer für ihn empfand. Es iſt ja nichts drin! Warum nur der Peterſen dieſen Schmarren ausgegraben hat. Auf was alles ſo ein Regiſſeur verfällt!

Ihr Kopf ging jetzt vor Ueberraſchung herum: Ernſt, nachdem er zu den Mitſpielern ein paar Sätze geſprochen, die ſie nie gehört hatte, fing an, „auf ihr gütiges Ver-

langen“ zu ſingen — und was fing er an? Den „ſeltenen Beter“, die Ballade vom alten Deſſauer, die er ihr damals bei der Maibowle ſang und die ſie ſo wunderbar rührte. Nach den erſten Tönen erkannte ſie's, obwohl ſie darin ſonſt nicht die Stärkſte war. Wie kam die in dieſes Stück hinein? Wer hatte das gemacht? — Wird er mich wieder ſo rühren? dachte ſie, während ſie in einer Art von verwunderter Erſtarrung horchte. Ach nein, ſo was geſchieht gewöhnlich nicht zum zweitenmal. Es fehlt auch all die Poeſie von damals. Wie ſteh' ich hier ... Die bemalten Leinwände ... Hm! Und wie's doch klingt — wie's doch klingt. Der Menſch hat eine Stimme ...

Peterſen kam leiſe von der Hinterbühne heran, als der Geſang zu Ende war; der Akt ging noch weiter. „Gilbertchen, was iſt Ihnen?“ fragte er verwundert, da er auf ihrem Geſicht ſo ungewöhnlich viel Bewegung, um die ſtolzen Lippen ein weich ſchmerzliches Lächeln ſah.

„Was ſoll mir ſein?“ fragte ſie zurück, aber erſt nach einer Weile.

„Sie kommen mir ſo ergriffen vor. — Prinzinger? Der ſeltene Beter?“

„Na, warum denn nicht?“ flüſterte ſie etwas gereizt. „Ich bin ja doch auch kein Unmenſch. — Es iſt ſehr rührend ... Wie kommt aber der alte Deſſauer —“

„In dieſen Schmarren hinein?“ fiel er ihr ins Wort. „Da hab' ich mir einmal einen Spaß gemacht; ich hoffe, in der Geſchichte des deutſchen Theaters wird er nicht verzeichnet. Uebrigens, eigentlich tret' ich da als Wohlthäter der anweſenden Menſchheit auf ... Warum, ſagt' ich mir, warum ſoll der betreffende Schauſpieler

in dieſem und dem nächſten Akt zwei ausgeblaſene Geſangsſtücke vortragen, wenn es ſchöne lebendige giebt? Damit mach' ich den Marburgern eine Freude, und dem Prinzinger auch! Und ich hab' mich hingeſetzt und einige einleitende Worte in die Scenen hineingedichtet; ſehr geſchickt natürlich, können Sie ſich denken; das Ganze ſteht nun da wie Granit. Nu, hatt' ich nicht recht? Die Leute da unten haben applaudiert, und hier oben ſteht Melanie die Marmorkalte und ihr edles Geſicht iſt verklärt."

„Müſſen Sie denn immer grob ſein?" begehrte Melanie auf. „Marmorkalte ... Was wiſſen Sie denn überhaupt von mir?"

„Na, ich dächte doch! — Allerdings, das muß ich ſagen, ſeit einiger Zeit ſieht es ſo aus, bei günſtiger Beleuchtung, als erwärmte ſich der Stein. Beſonders wenn dieſer rührende Sänger — — Wie heißt doch die Statuette in der Operette, die aus Liebe lebendig wurde?"

„Das könnten Sie als Regiſſeur doch wiſſen, Peterſen."

„Beſonders wenn dieſer rührende Sänger — — Sollte die Statue ſich für den Sänger des ſeltenen Beters erwärmen?"

„Sollten Sie etwas unklug ſein?"

„Ich?" fragte er dagegen. „Warum von uns beiden denn grade ich?"

Er ging lächelnd weiter; ſie ſah ihm mit einem ſonderbaren Spott in den Augen nach. Der Akt endete, mit neuem Applaus; Melanie horchte, zog ſich dann nach der Hinterbühne zurück. Als der nächſte Aufzug, der letzte, begonnen hatte, ſtand ſie aber wieder zwiſchen den Ku-

liſſen; diesmal auf der andern Seite. Sie wartete geduldig, bis Prinzingers zweites Geſangsſtück kam; das wollte ſie denn doch erleben, was Peterſen ihm diesmal eingelegt hatte. Das verſchloſſen kluge Geſicht nahm, ihr unbewußt, den Ausdruck einer ſeeliſchen Erwartung an, als ſei ſie bereit, wieder gerührt, aufgelöſt zu werden . . .

Es kam aber anders: zu ihrer Ueberraſchung ſang Ernſt etwas Gemütliches, faſt Heiteres, das ſie noch nicht kannte; die Erzählung von dem Trompeter, der den neu gedichteten „Prinz Eugenius" vorträgt und dann zur Marketenderin ſchleicht. Sie erſtaunte während des Geſangs noch mehr: auch das gelang dem ſchwarzäugigen Träumer, und faſt ebenſo gut. Er gefiel ihr faſt noch beſſer, da ſie dieſe friſche, heitere Anmut nicht erwartet hatte. Sie ſtand näher am Vorhang als vorhin und der Bühne zugekehrt, ſie konnte ihn ſingen ſehn. Er wird ja förmlich hübſch! dachte ſie.

Langſam ging ſie fort, als die Ballade aus war, und über die Straße ihrem Gaſthof zu. Sie wohnte dort zwei Treppen hoch; indem ſie hinaufſtieg, fiel ihr ein, daß ſie das zum letztenmal that, daß auch die kleine Marburger Epiſode nun geendet hatte. So wälzte das Leben ſich weiter von Ort zu Ort — und von Jahr zu Jahr! Merkwürdig viel eintöniger doch, als ſie ſich's gedacht; leerer, farbloſer. Probe und Spiel, Probe und Spiel; etwas Aerger und etwas Freude; aber die eigentliche Poeſie des Theaterlebens, von der ſie als junges Ding geträumt, wo war denn die? War ſie auch nur ſo ein Märchen, das man den Kindern erzählt? — Oder erlebten die andern mehr davon, die weniger „Marmor" waren? Lag die Schuld an ihr?

Der Gesang schwebte ihr noch im Ohr, während sie das dachte. „Der Trompeter thät den Schnurrbart streichen und sich auf die Seite schleichen zu der Marketenderin ...“

Als sie in ihr Zimmer kam, durchfuhr sie ein unerfreulicher Schreck: ihre Lampe brannte schon und Herr Erich Payer saß auf ihrem Sofa. Er sprang auf, trat vor und verneigte sich tief. Sein sonst so heiteres Gesicht war blaß, ernst, erregt; er konnte auch, wie es schien, in den ersten Augenblicken nicht sprechen.

„Was fällt Ihnen ein?“ fragte sie stirnrunzelnd, mit voller Härte. „Hab' ich Ihnen das Recht gegeben, mich bei mir zu erwarten?“

„Sie haben mir leider gar kein Recht gegeben,“ brachte er mühsam heraus; seine helle Stimme bebte. „Wenn Sie aber bedenken wollten —“

„Ich will gar nichts bedenken,“ unterbrach sie ihn. „Sie hätten bedenken sollen, daß Sie mich kompromittieren, indem Sie sich so in mein Zimmer schleichen. Haben Sie die Güte und gehen Sie hinaus!“

„Fräulein Melanie, wenn ich —“

„Fräulein Gilbert heiß' ich.“

„Fräulein Gilbert, ich beschwöre Sie —“

„Hören Sie endlich auf, Herr Payer, mich mit den vielen andern Schauspielerinnen zu verwechseln, denen Sie den Hof machen! Ich weiß nun allmählich alles, alles, was Sie mir sagen wollten, und ich ersuche Sie noch einmal, gehen Sie hinaus!“

Erich bewegte sich langsam, mit gesenktem Kopf, zur Thür, die sie beim Eintreten geschlossen hatte; sie atmete schon auf. Während er aber die Hand zum Drücker

hob, fing er noch einmal an zu ſprechen: „Wie ernſt ich es meine, wiſſen Sie noch nicht. Ihr Stolz — Ihre Ablehnung — — Wenn ich Ihnen nun ſage: werden Sie meine Frau!“

„Ah!“ — Sie wandte ſich zu ihm herum; es trat ihr aber ein etwas höhniſches Lächeln ins Geſicht. „Alſo ſo weit ſind Sie jetzt? Aus Aerger über meinen ‚Stolz‘ werden Sie herablaſſend und bieten mir Ihre Hand an?“

„Ich beſchwöre Sie, Fräulein Gilbert, reden Sie nicht ſo. Es iſt mir heiliger Ernſt, wahrhaftig. Es iſt eine Liebe, die —“

„Die nicht immer ſo war, Herr Payer!“

„Nein,“ ſagte er achſelzuckend, „ſie war nicht immer ſo. Ich dachte — — Nun ja, ich geb' es ja offen zu: das Leben hatte mich verdorben — auch dieſe andern Schauſpielerinnen, von denen Sie ſprechen, hatten mich verdorben. Seit ich Sie aber näher kennen lernte — ſeit ich dieſes Glück hatte —“

„Das hatten Sie ſchon ziemlich lange,“ fiel ſie ihm ins Wort. „Es hat Sie aber nicht gehindert, in Ihrer gewohnten Weiſe zu leben!“

„Sie meinen dieſe kleine Gerſter. Ich verſichre Sie —“

„Ich meine n i ch t s, Herr Payer. Ich brauche keine Namen.“

„Geſtatten Sie mir nur ein einziges Wort! Ich verſichre Sie, mit der kleinen Gerſter iſt es ganz vorbei. Es war nur eine flüchtige —“

„Bitte, laſſen Sie das!“ warf Melanie nun ſo herb und ſchroff dazwiſchen, daß er nicht weiter ſprach. Eine dunkle Röte war ihr ins Geſicht geſtiegen, die ſchwarzen

Brauen krümmten ſich vor Unwillen. „Was gehn mich Ihre — Damen an; ich wünſche gar nichts davon zu wiſſen. Sie ſcheinen nicht zu fühlen, daß alles, was Sie da ſagen, für mich eine Beleidigung iſt. Warum laufen Sie mir ſo hartnäckig nach? Ich verſteh' es nicht. Wenn es nicht der reine Eigenſinn iſt — oder gekränkte Eitelkeit ... Es giebt ja noch ſo viele Damen, Herr Payer! auf der Bühne und ſonſt!"

„Es giebt keine wie Sie ... Bitte, lächeln Sie nicht ſo! — Wenn ich Ihnen nun ſage, hochverehrtes Fräulein: ich hab' viele Thorheiten begangen, ich bereue ſie, ich möchte anſtändig, ehrenwert, rechtſchaffen, als ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft leben. Das kann ich nicht ohne Hilfe; ſo ſtark bin ich nicht. Aber wenn Sie mir helfen wollen, dann kann ich's. Dann kann ich's gewiß! Ich hab' für Sie die reinſte, achtungsvollſte Liebe. Es iſt der beſte Augenblick meines Lebens; wahrhaftig. Wenn ich Ihnen nicht ganz zuwider bin — wenn Sie irgend etwas für mich fühlen können — ſo helfen Sie mir! Bei Gott, ich bin im Grunde ein anſtändiger Menſch. Ich würd' mir dann Ihre Liebe erringen; o, Sie ſollten ſehn ... Werden Sie meine Frau!"

Melanie war eine Weile ſtill; ſie ſah ihn nun wenigſtens aufmerkſam an. Daß ſein hübſches, feines Geſicht wohl eigentlich auch ein gutes war, das hatte ſie freilich auch ſonſt ſchon geſehn; manchesmal hatte er dadurch ihre Abneigung oder ihren Zorn entwaffnet. Es lag eine liebenswürdige Menſchenfreundlichkeit in den genußfrohen Augen, um den leichtſinnigen Mund ... Aber wie blaß er iſt! dachte ſie. Es erſchien ihr heut als eine krankhafte, ungeſunde Bläſſe; — oder war er nur ſo

aufgeregt? Die Augen hatten dunkle Ringe. Seine rechte Wange zuckte.

„Das alles ist mir freilich sehr neu," nahm sie endlich mit zögerndem Widerstreben das Wort. „Sie begreifen selbstverständlich, daß ich —"

„Selbstverständlich!" sagte er rasch, als hätte sie ausgesprochen. „Wie könnten Sie mir jetzt eine Antwort geben; das fällt mir ja im Traum nicht ein. Ich hab' Ihnen nur deutlich machen wollen, wie es in mir aussieht; noch nicht seit lange, das geb' ich zu; ich könnt's ja nicht leugnen. Aber jetzt sieht's so in mir aus, bei Gott. Es ist der Wendepunkt meines Lebens — wenn Sie mich nicht fallen lassen. Fräulein Gilbert, thun Sie's nicht. Ueberlegen Sie's! Denken Sie freundlich darüber nach, mit Ihrem vornehmen, reinen, guten Herzen! Und in Mainz — in Mainz —"

„Ja, bitte, lassen Sie mich jetzt," fiel sie ein; sanft, aber doch mit der Bestimmtheit, die ihr so gut zu Gebote stand. „Ich kann natürlich nicht Ja sagen, und —"

„Und Nein sagen auch nicht," warf er mit einem ersten mutigen, aufgelebten Lächeln hin. „Nein, thun Sie mir das nicht an! Ich gehe jetzt — als Ihr hochachtungsvoll ergebenster Anbeter — und bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich gewagt hab', aus reinster Absicht, hier so einzudringen — und erwarte in Mainz mein Schicksal. Sie bedenken es! Nun aber schlafen Sie gut; erhalten Sie mir Ihre Schönheit; — ‚mir', sag' ich schon. Verzeihen Sie. Sie waren eben so schön, da entfuhr es mir. Gute Nacht!"

Sie sagte nichts, sie nickte nur. Mit einer Verbeugung trat er zurück, öffnete die Thür und verschwand.

Melanie blickte auf die Thür und dann auf den Boden; ihr Geſicht war wieder kühl und ſtill. Als ein Gewohnheitsmenſch, der ſie war, ging ſie langſam zu dem Schränkchen, in dem ſie ihre kleinen Vorräte hatte, und ſtellte das Nachtmahl auf den Tiſch, machte ſich den Thee. Mit ihren weichen, geſchmeidigen Bewegungen ſetzte ſie ſich nieder; heiraten? dachte ſie. Bis jetzt hab' ich furchtbar wenig Luſt dazu! Eine Art von Tyrannen haben — oder mich mit ihm herumſchlagen müſſen, damit ich meine Freiheit behalte — oder ihn unterm Pantoffel haben — das iſt alles ſo überflüſſig. Und nun der da, dieſer Payer! — O ja, ein recht hübſcher, auch angenehmer Menſch. Aber er konnte nie ohne einen Harem leben, wie Peterſen ſagt. Das ſoll nun vorbei ſein, ſagt er. Beſſern ſoll ich ihn. Ja, warum ſollt' ich ihn beſſern? — Wenn er wenigſtens ein Graf wäre; oder ſonſt was Beſonderes. Nicht einmal Herr von! Und, wie mir ſcheint, auch nicht einmal geſund. Er kam mir plötzlich ſo vor, als lebte er nicht mehr lange. Er hat ja auch wohl ſchrecklich gelebt...

Und den —?

Sie trank ihren Thee und ſchüttelte den Kopf. Nein, ſie fühlte doch nichts für ihn. Nur für den Augenblick hatte ſein Antrag, ſeine Ausdrucksweiſe ihr etwas geſchmeichelt. Sie ſah ſich an ihrem Mainzer Schreibtiſch, einen ihrer kleinen grünlichen Briefbogen vor ſich, die Peterſen ihr geſchenkt hatte, und ihren Abſagebrief in wohlklingenden, ſchonenden Wendungen verfaſſend, mit dem Anfang: „Ich hab's bedacht!"

Doch ſie ſeufzte nun auf einmal tief. So eintönig weiter leben? Nie ein Abenteuer? Nie ein Roman?

Gar nichts? — Es hatte ihr heut so süß wohlgethan, als sie sich zwischen den Kulissen beim Gesang erregte. Eine sanfte, reizende Glut in ihren Wangen kam wieder, da sie nur daran zurückdachte; ihr war auch, als hörte sie wieder seine dunkle Stimme. „Des Sängers Fluch" von Uhland fiel ihr ein: wie die „Königin süß und milde", in Wehmut und in Lust zerflossen, den Sängern die Rose von ihrer Brust hinunterwirft. Ja, so einen Sänger, der einem das Herz gerührt hat, einmal glücklich machen ... Was die Königin wohl gethan hätte, ging ihr durch den erhitzten Kopf, wenn ihr der schauderhafte König Zeit gelassen, den jungen Sänger nicht getötet hätte? Wie weit sie wohl gegangen wäre? Sehr weit?

Sie lächelte erregt, sie hoffte: ja, sehr weit! — Gott, dachte sie dann, was geht mich diese Königin an. Was hätt' ich auch von ihrem Uebermut und von ihrem Glück. — Aber mein Sänger ... Ernst Prinzinger ... Es lockte sie wunderbar, ihren wärmsten und schüchternsten Anbeter einmal zu beglücken, huldreich wie eine Königin, frei wie eine Künstlerin, ohne alles philisterhafte Weltbedenken. Wozu war sie denn noch in der fremden Stadt, in dem fremden Haus ...

Sie hatte ihr einfaches Mahl beendet; ordentlich wie immer trug sie alles an seinen Platz, und begann dann ihre Koffer fertig zu packen. Das meiste war schon gethan. Im Hause ward alles still, es ging stark auf Mitternacht. Sie öffnete leise ihre Thür auf den Gang, der fast dunkel war; nur eine Gasflamme brannte noch am Ende, bei der Treppe. Die Thür blieb angelehnt; durch eine kleine Spalte konnte sie hören und sehn. Geräuschlos packte sie bis zu Ende; auf ihrem Tisch ließ

ſie nichts als ein Buch. Sie blätterte darin, verſuchte auch zu leſen. Ihr fehlte aber die Andacht dazu. Auf ihren Wangen lag eine Röte, die nicht mehr weichen wollte. Von Zeit zu Zeit kam ein tiefer verlängerter Atemzug. Ihre Augen gingen zuweilen ſeitwärts nach der Thürſpalte; ſie horchte auf den Gang hinaus.

Plötzlich ſprang ſie auf, das Buch in der Hand. Sie trat in die Thür. Ernſt Prinzinger kam von der Treppe her, um in ſein Nachbarzimmer zu gehn; gedankenvoll in ſich verſunken, noch von dem letzten Abſchied erfüllt, den er oben am Schloßberg genommen hatte. Er ſah Melanie erſt, als er vor ihr ſtand. Träumeriſch verwundert griff er an ſeinen Hut. „Guten Abend!“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, wegen der ſpäten Stunde, die Schläfer nicht zu ſtören. „Sie noch auf?“

Sie nickte: „Ich hab' gepackt, bis jetzt. Uebrigens, da ich Sie noch ſehe, will ich Ihnen doch ſagen — — das heißt, lieber nicht auf dem Flur. Kommen Sie auf einen Augenblick herein. Ich hab' richtig die Wette verloren!“

„Was für eine Wette?“ fragte er zerſtreut, indem er in ihr Zimmer trat und die Thür zumachte.

„Neulich, über Parthenia; wiſſen Sie nicht mehr? Ich hatte — — Woher kommen Sie? Sie waren wohl noch auf Ihrem Berg, bei dem gelehrten Haus?“

„Ja, bei meinem Profeſſor.“

„Da ſoll auch ein gelehrtes Mägdelein ſein, hat man mir geſagt.“

„Er hat auch eine Tochter, das iſt richtig.“

„Hübſch?“

„O ja.“

„Sind Sie in ſie verliebt?“

Ernſt lächelte, ſich gut beherrſchend. „Ich hab' Sie nie gefragt, Fräulein Gilbert, ob Sie Herrn Erich Payer lieben.“

„Sind Sie eiferſüchtig?“ fragte ſie geſchwind.

Er ſchüttelte den Kopf.

„Wenn Sie auf den Payer eiferſüchtig wären, das wär' auch ſehr dumm! — Alſo gut, ich frag' Sie auch nicht. Es geht mich ja auch gar nichts an. Alſo unſre Wette hatten Sie vergeſſen?“

„Nein,“ ſagte er, „jetzt erinnere ich mich. Neulich, als wir mit den andern nach Spiegelsluſt hinaufgingen — das letzte große Geſpräch zwiſchen Ingomar und Parthenia! Ich citierte einige Verſe von ihr; Sie behaupteten, die ſeien gar nicht im Buch. Wohl nicht in Ihrer Rolle, meinte ich; da werden ſie geſtrichen ſein —“

„Das hielt ich für unmöglich, daß man ſolche Verſe ſtreichen kann! Es war aber doch möglich; Sie haben recht. Ich hab' mir das Buch aus Mainz vom Theater kommen laſſen; ich wollte gerne recht behalten. Aber da ſteht die ganze Geſchichte!“

Sie ſchlug das Buch, das ſie in der Hand hatte, bei einem eingelegten Zeichen auf und fing an zu leſen, nachdem ſie ein paar Zeilen nur hingemurmelt hatte:

„Und ſtrebt' ich mädchenhaft dir's zu verhehlen,
Ich liebte mehr nur, mehr dich jeden Tag.
Ich liebte dich, heut lernt' ich dich verſtehen,
Und meint' ich ſonſt zu dir herabzuſehen,
Und wähnt' ich ſtolz, du ſollteſt mich verdienen,
Und legt' ich dir ſo harte Prüfung auf,
Laß dienend mich ſo blinden Stolz nun büßen ...

Sehn Sie, da ſteht das alles. Sie haben gewonnen. — Woher haben Sie's denn ſo gut gewußt?"

Ernſt ſah ſie verlegen an. Es war ihm wunderlich, eigentlich unausſprechlich zu Mut: von ihr dieſe Verſe zu hören, mit ihrer alten Violaſtimme; nachts in ihrem Zimmer. Parthenias Liebeserklärung an Ingomar ... Er ſtaunte rückwärts in die alten Zeiten, wie in einen Traum.

„Woher ich das wußte? — Ich hab' das Stück in einer beſonderen Epoche ziemlich viel geleſen ..."

„Um was hatten wir denn gewettet?" fragte ſie, nachdem ſie das Buch auf den Tiſch geworfen hatte, um ihre wachſende Erregung zu verbergen. „Was muß ich nun zahlen?"

Er lächelte etwas verwirrt. „Es wurde eigentlich nichts abgemacht. Peterſen, der dabei ſtand, meinte: wer verliert, giebt dem andern einen Kuß! Darauf gingen Sie aber nicht ein; das heißt, ſagen thaten Sie nichts, weder ſo noch ſo. Es blieb unentſchieden."

Jetzt ſchüttelte ſie entſchloſſen den Kopf: „Das geht nicht! Wenn ich verloren habe, muß ich auch bezahlen. Alſo gut; meinetwegen ... Sie haben ohnehin heut abend ſo ſchön, ſo wunderſchön geſungen — dafür allein gäb' ich Ihnen ja gern einen Kuß. Nun kommt noch die Wette dazu. — Die Frage iſt nur: wollen Sie ihn auch?"

„Aber Fräulein Gilbert!" — Ernſt ſtand unſicher wie ein Schuljunge da; ein plötzliches Erblaſſen war über ihn gekommen. Dieſe ſchwarzbraunen Augen da, dieſe brennenden Lippen — ſeine alte Sehnſucht! Wie um ihn zu äffen, ſtellte ſich aber Elsbeth in ihrem weißen

Kleid neben Melanie; wie eine ſüße reine Lilie neben eine dunkelrote, üppige Kamelie. Es legte ſich ihm ein ſchweres Gefühl auf die Bruſt, als wolle er eine Untreue begehn, als ſei es eine Lüge, eine Falſchheit, wenn er die da küßte ...

Doch indem er das dachte, war es ſchon geſchehn. Sie hatte die Hände auf ſeine Schultern gelegt und ihm ſo die Lippen auf den Mund gedrückt. Es war ein traumhafter Schreck, der ihn lähmte; von ſeinen überraſchten Lippen kam kaum ein Gegendruck. Er fühlte nur die ſüße, faſt brennende Wärme der Berührung. Sie bog ſich auch bald wieder zurück und ſtand da wie vorhin, die Arme an den Seiten niederhängend. Ein Lächeln überflog ſie.

„Singen können Sie beſſer als küſſen," ſagte ſie nach einer kurzen Stille; mein ſchüchterner Bub! dachte ſie. „Aber das macht nichts; ich bin Ihnen doch gut, weil Sie ſo ſchön ſingen. Den alten Deſſauer — das war noch viel, viel rührender als damals; und dann den Trompeter. Ein famoſer Kerl! Wie haben Sie den gemacht! — Ich war ſtarr vor Staunen. Und wie er zuletzt den Schnurrbart ſtreicht und — — Woher kommt Ihnen das?"

„Woher ſoll's denn kommen? Ich war gut bei Laune —"

„Ja, mit der Laune macht man's nicht! — Und Ihr liebes, gutes, ſpitzbübiſches Geſicht, wie er zur Marketenderin ſchleicht ... Sie thun oft, als könnten Sie kein Glas Waſſer trüben, und ſind ein ganz gefährlicher Menſch!"

Er lächelte ein wenig und wollte widerſprechen; ſie

legte ihm aber ihre warme, weiche Hand auf den Mund und zog ihn plötzlich einem ihrer Fenster zu; das Zimmer war ein Eckzimmer. „Ach was," sagte sie mit leise erzitternder Stimme, „reden Sie jetzt nichts, das wird doch nur schwaches Zeug. Singen können Sie besser. Thun Sie mir was zu liebe, Prinzinger; — Ernst heißen Sie ja wohl; also Ernst Prinzinger. Es ist der letzte Marburger Tag. Singen Sie mir was!"

„Jetzt?" fragte er verblüfft. „In der Nacht?"

„Darum hab' ich Sie ja von der Gangthür weg zum Fenster geführt. Nur mit halber Stimme; dann hört Sie niemand. Machen Sie nicht so ein furchtbar schwerfälliges Gesicht; es ist hundert Pfund schwer. Ich hab' mir's nun einmal in den Kopf gesetzt: ich muß Sie heut noch singen hören; hab' einen förmlichen Hunger danach. Sie wissen, wenn ein Weib etwas will —!"

„Liebes Fräulein Gilbert —"

„Sie können auch Fräulein Melanie sagen," fiel sie ihm ins Wort; „weil Sie so schön singen. Den Prinzen Eugenius — hören Sie — den noch einmal!"

„Fräulein Melanie —"

„Das sagt er mit diesem furchtsamen Gesicht. Sie sind wirklich komisch furchtsam! Da steht ein Mädchen, das in Ihr Singen förmlich vernarrt ist; wahrhaftig, ich wundere mich selbst, mir geht nichts so zu Herzen wie Ihr Baß. Ich dachte früher, das kann nur ein Tenor; aber nein ... Noch einmal den Trompeter; nur den! Ich thu' Ihnen dann ja auch was zu liebe. Singen Sie nur ins Fenster hinein; mit halber Stimme. — Endlich fängt er an!"

Er überwand sich und sang. Es gefiel ihm nicht;

er hatte sich auf sein Bett werfen wollen, nur an Kirchheim und Elsbeth denken. Mit ihnen sollte dieser Abend schließen; er wollte den Schmerz und die Wonne seiner Wunde fühlen ... Doch er gehorchte, da sie nicht abließ. Dann fort! dachte er im Singen, durchs Fenster in die dunkle Nacht hinausschauend, in der noch dunkler sein Schloßberg lag. Dann gleich gute Nacht und fort!

„Nun haben Sie's gehört: so geht's nicht," murmelte er dann, als das letzte Wort „Marketenderin" verklungen war. „Ich konnt' ja meine Stimme nicht loslassen; wie er sein neues Lied anfängt, das war, wie wenn ein Zwerg singt."

Sie lächelte ihn aber an: „Ganz so schlimm war's nicht. Und alles andre — — Ich dank' Ihnen, Herr Ernst Prinzinger! Ich dank' Ihnen sehr. Wie ritterlich Sie sich benommen haben; — und wie reizend märchenhaft klang es so in der stillen Nacht. Wie ein Geheimnis, verstohlen ... Was ist?"

„Ich muß nun endlich gehn, Fräulein — Melanie. Sie müssen Ruhe haben, und ich — — ich muß auch noch packen."

„Sie Armer!" sagte sie mit flüchtigem Spott. Dann sah sie ihm aber wieder weich und herzlich in die dunklen Augen. „Soll ich Ihnen helfen?"

„Sie?!" stieß er fast erschrocken heraus.

„O, ich thät's gleich. Für meinen Sänger thät' ich alles! — Das heißt, alles nicht; aber viel. Ich bin in so 'ner großmütigen Laune heut ... Nein, das ist ein häßliches Wort. Nicht Laune und nicht großmütig; dankbar gestimmt bin ich. Sie haben mir was zu liebe ge-

than, ich möcht' Ihnen auch was thun. Womit ſoll ich Ihnen danken, Sänger?"

Sie hatte mit wachſender, zitternder Anſtrengung geſprochen, faſt ohne den ſchönen Violaklang; jetzt ſah ſie ihn nur noch an. Ein leichter Schleier lag auf ihren ſchönen, ein wenig geſchloſſenen Augen; ſie lächelte ſchon eine Weile, doch nur um nicht zu ernſt in ihn hineinzuſchauen. Durch dieſes Lächeln hindurch fühlte er auf einmal, was da vor ihm ſtand; eine hinſchmelzende, ſich ſehnende, vor ſich ſelber bebende Verheißung ...

Er ſchrak davor zurück, als zög' ihn ein anderes Gefühl mit der Hand hinweg. Vor den Augen wollte es ihm dunkel werden. Nur in einem plötzlichen Gedanken an Kirchheim — ein Rätſel, woher ihm der kam — fand er die Kraft, ſich leidlich wie ein Mann zu faſſen.

Er beugte ſich geſchwind über ihre Hand, nahm und küßte ſie. „Das iſt Dank genug!" brachte er mit weniger Unſicherheit hervor, als er gefürchtet hatte. „Ueberhaupt, der Dankſchuldige bin ja ich. Daß Sie mir geſtatteten —"

Er ſprach nicht mehr aus, was er meinte. Von einem verwandelten, furchtbaren Blick aus den dunkelbrannen Augen getroffen, von plötzlicher, unheimlicher Angſt gepackt, trat er gegen die Thür zurück. Er konnte nicht von Melanie wegſchauen, ſo feſſelte ihn dieſer Anblick, der ihn überſchauerte: etwas Glaſiges, tödlich Hartes in den ſtarren Augen, die Lippen entfärbt und wie in beleidigtem Stolz verſteinert; wie ein Gewitter ſchien ihr Rachſucht durchs Geſicht zu zucken. So einen raſchen Wechſel hatte er bisher nur auf der Bühne ge-

ſehn; es erſchien auch, wie wenn eine Tragödin ihre Rolle ſpielte.

Erſt als er die Thür ergriffen hatte, fand er wieder Atem. Er ſtammelte nur noch Gute Nacht; ſie erwiderte es nicht. Mit ein paar Schritten, die er faſt unbewußt that, war er endlich draußen.

Viertes Buch.

I.

Minna Gerſter lag in ihrem Wohnzimmer im Bett; die Nachmittagsſonne ſchien ſchräg herein und ſpielte, von den Blättern einer Linde durchbrochen, auf der noch neuen, blumigen Tapete. Die Thür zu ihrem Schlafzimmer ſtand offen; ſie konnte dort ein Stück von einem andern Bett und von einem Bettchen ſehn, wenn ſie nur den Kopf wandte. Ihre kleinen Hände lagen beiſammen auf der Decke; ein feines, mit Spitzen beſetztes Nachtjäckchen umſchloß ſie bis zum Kinn hinauf. Zuweilen hob ſie ein Knie, als langweile oder beenge ſie das Stilliegen; dann gingen auch ihre Augen hin und her, aber faſt ohne Blick. Sie waren etwas eingeſunken; von den runden, ſammetweichen Wangen waren auch die Röslein fort; ſonſt war es das alte gute, anmutige Kindergeſicht. „Ach!“ ſeufzte ſie endlich leiſe auf. „Träudchen!“ flüſterte ſie. Da keine Antwort kam, wiederholte ſie etwas lauter: „Träudchen!“

Träudchen, die junge Tiſchlersfrau, erſchien in der offenen Thür; die kleine, volle Geſtalt kam auf ihren weichen Hausſchuhen faſt ohne Geräuſch, obwohl ſie ſich hurtig wie ein Vogel bewegte. „Was willſt?“ fragte ſie.

„Schläft die Kleine?“ fragte Minna zurück; ſie hatte es heut ſchon oft gethan.

„Ja freilich. Wie ein Sack. Oder wie ein Engel; das hörſt du wohl lieber. — Ich hab' ihr neuen Papp gekocht. — Mußt nicht alsfort fragen. Es geht ihr ja wunderbar gut.“

„Ach, Träudchen!“ ſeufzte Minna ſchüchtern. „Ich will ja auch nicht. Es kommt nur ſo. Weißt, ich hab' nichts zu thun. Ich lieg' hier ſo — ich lieg' hier ſo ...“

Ein paar Thränen traten ihr in die Augen, wurden allmählich groß und voll.

Träudchen lächelte etwas ungeduldig: „Na ja, das weiß man ſchon, daß du da ſo liegſt. Richtig, die Augen ſchon wieder naß! — In Norddeutſchland ſagen ſie, ich weiß nicht wo: die hat zu nah bei's Waſſer gebaut. — Greinen nützt ja nichts!“

„Nein,“ hauchte Minna, „es nützt nichts. — — Du, wenn Ernſt nun kommt — — ach, ich fürcht' mich ſo. — Aber wenn er nun kommt — — Ach, er wird doch kommen? — Du haſt den Brief in ſeiner Wohnung ſelber abgegeben?“

„Ja, wo denn ſonſt? Beim Feſtungskommandanten nicht! — Man ſollt' dir alles auf ein Blatt Papier ſchreiben, was man dir ſagt; da könnt'ſt du's dann nachleſen.“

„Ach, Träudchen, ſei nicht bös. — Ja, ich red' zu viel und ich frag' zu viel. Und du biſt ſo engelsgut. — Aber weißt — mußt halt bedenken — ich bin gar ſo unglücklich!“

Die junge Frau nickte mitleidig. „Nu ja!“ murmelte ſie.

Minna wollte eben fragen, ob ihr Haar auch noch ordentlich und gut frisiert sei; da ward an die Thür zum Vorplatz geklopft. Sie glaubte ein altes bekanntes Klopfen zu erkennen; sie erschrak und legte sich beide Hände vors Gesicht. Träudchen zuckte die Achseln dazu; doch nicht ohne Mitleid. Statt der andern rief sie: „Herein!"

Ernst Prinzinger trat in die Thür; bleich, mit sehr verstörten Zügen, den Hut in der Hand. Er warf einen Blick aufs Bett, begrüßte dann die junge Frau, die er vor Jahren als junges Mädchen bei Gersters gesehen hatte; heftete die Augen wieder auf Minna, die die Hände auf dem Gesicht behielt. „Ich — weiß nicht, was ich sagen soll," fing er endlich stockend an, da die beiden schwiegen. „Ich kam erst vor einer Viertelstunde nach Haus; hatte vorher, nach der Reise, im Theater zu thun, und hab' auch gegessen. Da find' ich deinen Brief. Ich wußt' ja von nichts. Ich war — — Minna! Wie ist denn das alles geschehn!"

„Wie war das alles möglich!" lag ihm auf der Lippe. Er hörte sie nun aber aufschluchzen, plötzlich, laut. Ebenso plötzlich fuhr es ihm durchs Herz. „Arme Minna!" setzte er nur hinzu.

Träudchen sah nach der offenen Thür zurück, ob das Kind sich rühre; „ich will doch lieber zumachen," sagte sie dann leise. Sie ging so geräuschlos ins Schlafzimmer, wie sie gekommen war; hinter ihr schloß sich die Thür.

„Arme Minna!" wiederholte Ernst, da sie wieder schluchzte.

Das Mädchen nahm eine ihrer Hände von den Augen, die geschlossen blieben, und streckte sie zu Ernst

hinaus. Er ergriff sie auch; er drückte sie. Ein heimliches Mißgefühl überfiel ihn aber, während er sie drückte; die Hand war so warm, so rundlich, so weich, — als wäre sie knochenlos, widerstandslos, so recht dazu gemacht, sich und alles zu verlieren. Darum lag nun die ganze Person so da ... Auch das Kind nebenan schien zu weinen; er hörte wenigstens die Stimme der jungen Frau, die leise zu singen anfing, wie um die Kleine wieder einzuschläfern. Minna horchte auf, hob den Kopf ein wenig. Sie nahm auch die andre Hand vom Gesicht und öffnete die Augen; jetzt wagte sie sie auf Ernst zu richten, mit dem Madonnenblick.

„Sie ist so gut," sagte sie leise, mit dem Zeigefinger nach dem Schlafzimmer deutend. „Was wär' ich ohne die! Ich bin ja allein. Die Mutter — ist auch krank, vor Schreck und vor Kummer. Aber da ist Träudchen gekommen, ist zu mir gezogen, hat ihre Leut' mit dem kleinen Dienstmädchen allein gelassen; sie hat nämlich geheiratet, hat jetzt ihren Mann zu ihrem Kind — die Glückliche. Und sie schläft mit meiner Kleinen da drinne, bis ich wieder auf bin. Mit Nestles Kindermehl päppeln wir es auf. Und sie ist so gut zu uns, o so gut, zu mir und dem Kind! Meine Mutter ist auch krank —"

„Ja, das sagtest du schon," unterbrach er sie.

„Verzeih. Ich bin — bin wohl etwas verwirrt. Weil wir uns so wiedersehn! — — Ach nein — deine Augen fragen so — ach nein, sonst fehlt mir nichts, gar nichts. Ich soll noch eine Zeit liegen bleiben, sagt der Doktor; aber ich bin ganz gesund. Ich lieg' nur so da. Furchtbar, furchtbar gesund ..."

Es ſchüttelte ſie plötzlich, ſie begann zu weinen.

„Minna!“ ſagte er nach einer Weile. „Wie iſt das alles gekommen? — Wo iſt er? Wo iſt er? Wie iſt's möglich, daß er jetzt nicht bei dir iſt? — Du ſchreibſt darüber in deinem Brief; ich hab' ihn aber ſo haſtig geleſen, ich hab's kaum verſtanden. Ich war ahnungslos ... Wie iſt das gekommen?“

Sie bedeckte die Augen wieder; doch ſie antwortete, wenn ſie auch nur langſam und abgeriſſen ſprach. „Ja, ja, du warſt ahnungslos ... Aber die andern im Theater auch, nur Peterſen nicht, der alles ſieht; ich bat ihn: ſagen Sie nichts! Er hat's auch gehalten. Ich wollt' doch ſpielen, ſo lange wie nur irgend möglich; und immer, immer konnt' ich's noch verbergen, viel länger, als ich glaubte; — das iſt zuweilen ſo, ſagte Peterſen. Mein Mädchen half mir ſo gut; bis ich in meiner Verzweiflung, da der andre fortblieb, faſt wahnſinnig wurd' und in einem Wutanfall, im Streit, nach ihr ſchlug ... Da iſt ſie fortgelaufen und hat mich verlaſſen. Und ich war allein — o Gott, ganz allein ...“

Sie ſtarrte in die Luft, wie auf das ſchrecklichſte Bild der Erinnerung.

„Troſtlos,“ murmelte er. „Ja, ja. Aber daß es zu alledem kommen konnte — daß du nun ſo daliegſt. Minna!“

„Wie's gekommen iſt? — Bitte, ſieh mich nicht an, dann will ich dir's ſagen. Aber herſchauen darfſt du nicht ...“

Sie wandte ſich lieber ſelber ab, damit er ihr Geſicht gewiß nicht ſehe, und zur Wand gewendet ſprach ſie mit ihrer ſanften Kinderſtimme ſtockend, ſuchend weiter:

„Ich hab' nicht ſchlecht werden wollen; kannſt mir's glauben, Ernſt! Wenn du — — wenn du damals — — Weißt du den Abend noch? Da ſollt' ich auch zum Theater gehn; und die Mutter ſchalt und murrte und du ſprachſt für mich. Und dann ſprachen wir noch allein; du und ich ... O Gott, wenn du damals noch der alte Ernſt geweſen wärſt — der mich einſt ſo lieb hatte — — Ich werf' dir's nicht vor, Ernſt! Dein Herz war nicht mehr bei mir! Die Hoffnung, die du mir wohl einſt gemacht hatt'ſt, die war in dir abgeſtorben; du kannſt nichts dafür! Aber wenn du mir damals geſagt hätt'ſt: wir werden nun als gute Kameraden beim Theater leben, und beiſammen bleiben, und uns nie verlaſſen — o, dann hätt' ich dem andern nie mehr als die Hand gegeben; kannſt mir's glauben, Ernſt! — Du warſt aber ſo ſtill, ſo ſtill. Meine Augen haben ſo viel gefragt. Du haſt nichts geantwortet. ‚Ich bin dein beſter Freund!' Weiter haſt du mir nichts geſagt. — Die Nacht hab' ich viel geweint, Ernſt ... Dann iſt der Sommer noch ſo hingegangen; der andre iſt fortgereiſt, und ich ſah ihn nicht. Aber im September — unſre große Rheinfahrt, weißt du — — Erich Payer war auch dabei. Und er war ſo gut zu mir. Und ich ſehnte mich ſo nach Glück. Und denſelben Abend — als wir wieder hier waren ..."

Sie drückte ihr Geſicht in ihr weiches Kopfkiſſen und ſchluchzte.

Ernſt erwiderte nichts. Er ſetzte ſich auf einen Stuhl neben ihrem Bett, weil ihm die Kniee matt wurden, und ſah auf das ſeidige braune Haar in ihrem Nacken, das ſo eigen glänzte, und dann auf den Lindenbaum, der da

draußen ſtand. Ja, ja, die Hoffnung, dachte er, die ich ihr gemacht hatte ... Nicht mit Worten; aber die Küſſe — alles. Und an jenem Abend — warum konnt' ich ſie da nicht an mein Herz nehmen? Weil ich die Melanie Gilbert liebte; dieſe Melanie, die mir geſtern nacht ſo gut war, und ich lief aus der Thür. Und die liegt nun hier ...

Es war, als läge die ganze Welt auf ſeinem erſchütterten Herzen; der Kopf ſank ihm nieder, als wär' er an allem ſchuld.

Nebenan war es ſtill geworden; auch Minna weinte nicht mehr. Sie legte den Kopf auf die Seite, das Geſicht zur Wand, ſo daß ſie wieder ſprechen konnte, und fuhr mit zitternder, manchmal nur flüſternder Stimme fort: „Mußt aber nicht glauben, Ernſt, ich hätt' das nur ſo im Leichtſinn gethan! weil ich mich nach Glück ſehnte! O, wie viel hat er mir geſagt. Wohl hundertmal hat er mir geſagt — damals und ſpäter —: ‚glaub an mich! ich bleib' dir treu! ich verlaſſ' dich nie!' Ich hätt's wohl nicht glauben ſollen, Ernſt; aber ſeine goldige, ſchmeichelnde Stimme — o, du weißt nicht, wie er reden kann — und ich fühlte mich ſo allein — und war ſo verliebt! — Und wie er dann nun alles that, um mir das Leben zum Himmel zu machen; — das iſt ja alles von ihm, was du ſiehſt; — ich mag nichts mehr ſehn. Wenn ich morgens aufwachte, dacht' ich: o wie bin ich glücklich, o welches Glück, welches Glück! — Bis er ſo allmählich — — O Ernſt. Was für Kummer giebt's! Das weiß man nicht, eh man's nicht ſelbſt erlebt. Bis er ſo allmählich — — Ich dachte, ich wollt' dir's ſagen; ich kann aber nicht. Iſt ja nun auch alles

eins. Er hat mich verlaſſen. Er will ſein Kind nicht ſehn, und die Mutter nicht. Es iſt aus!"

Sie kämpfte mit neuem Schluchzen; der Stolz, den ſie doch noch hatte, wollte nicht wieder nachgeben, ihre Hände ballten ſich und preßten ſich in die Kiſſen ein. Auch ihre kleinen Zähne hörte er knirſchen. Das gefiel ihm endlich. In ihm zitterte die Empörung auf dieſen Verführer, der ſie verlaſſen hatte ... Verlaſſen! Er verſtand es nicht. Wie kann man das Mädchen verlaſſen, das man in Elend und Schande gebracht hat ...

In plötzlicher Wut trat er näher ans Bett. „Warum hat dich dieſer Menſch denn verlaſſen?" brach aus ihm heraus, als führe er ſie an. „Warſt du ihm untreu, Minna?"

Sie war erſchrocken und wandte ſich zu ihm herum. „Ernſt! Wie kannſt du denken!"

„Ich frag' nur, weil ich wiſſen will, ob er allein ſchuldig iſt oder nicht. Du haſt ihm keinen Anlaß, kein Recht gegeben, von dir fortzugehn? warſt ihm niemals untreu?"

„O Gott! Nie einen Augenblick!"

„Wie hat er's denn gemacht? Wie kam das?"

„Ach, Ernſt! Wie's halt kommt! Wenn der eine noch liebt, ganz, ganz Liebe iſt — und im andern ſtirbt's ab! Als die Sache näher kam, ward er immer ſtiller; kam immer ſeltener; war immer ſo bald wieder an der Thür. Und endlich kam er *gar nicht*, ſondern nur ein Brief ... Ich hab' ihn da in der Schublad', ich könnt' ihn dir zeigen; du rollſt aber die Augen ſo; — ich fürcht' mich beinah vor dir. O, ein ſchlechter Brief! Vier Seiten lang; aber der Sinn war nur: ich hab' dich ſatt. Und: zum Vater taug' ich nicht; da ſind

tausend Mark; nimm sie für dich und das Kind. Und laß dir's immer gut gehn; und es ist doch schön gewesen ..."

Sie nahm ihre Bettdecke mit beiden Händen und zerrte sie, als wär's der Brief und sie wollte ihn zerreißen.

„Und du hast nun die tausend Mark und sonst nichts?"

Ihre braunen Sammetaugen sahen ihn hilflos an: „Ach, mein guter Ernst! Wenn ich die noch hätt'. Die sind ja auch dahin! Ich glaubte ja so fest an ihn — o, wie dumm war das — und dachte: das bleibt nun immer so und an Geld kann's ja nimmer fehlen! Und bestellte mir schöne Kostüme für die neuen Rollen, und sonst dies und das ... Auf einmal war er fort — und nun kamen die Rechnungen. Und ich mußte zahlen. Ach, verzeih, daß ich davon red'. Was ist das neben dem andern Schmerz und dem andern Unglück. Nur weil du danach fragtest, Ernst!"

„Ja," murmelte er, „ich mußte doch. — Und deine Stellung beim Theater?"

„Mit der ist's ja aus! — Ich war nur engagiert bis Ende April. Er hätt' mich aber noch weiter behalten, der Direktor, wenigstens sagt' er mir's; aber als meine sogenannte Krankheit kam und ich endlich doch nicht mehr spielen konnte — na, da gab er mich auf! Er hatte ja auch recht, natürlich ... Er hatte mich ja auch nur genommen, weil's der andre wollte; nun seh' ich das alles ein ... Warum guckst du mich so schrecklich an? O mein Gott — was ist dir?"

„Ich seh' dich nicht an," entgegnete Ernst mit fast

heiſerer Stimme. „Durch dich hindurch ſah ich dieſen Menſchen, der dich — — den Herrn Payer mein' ich. Er fuhr heut mit uns von Marburg her; das heißt, in ſeinem Coupé für ſich. Solche Leute glauben wohl, mit ſo 'nem armen Mädel können ſie machen, was ſie wollen ..."

„Was willſt du thun?" fragte ſie ängſtlich, da er nach ſeinem Hut griff.

„Nichts Böſes; ſei ruhig. Aber ganz verlaſſen biſt du nicht, das mußt du nicht denken. Ich hätt' dich damals vor ihm retten können, meinſt du ... Ich hab's nicht gethan; ich — konnt' nicht. Aber etwas hab' ich dir damals geſagt — — denk nicht, das war nur ſo hingeſagt. Ich bin kein Erich Payer. Wenn du je einen Bruder brauchſt, hab' ich dir geſagt, dann komm nur zu mir. Brüder verlaſſen einander nicht! Und du wirſt dann ſehn! — Ja, Minna, nun wirſt du's ſehn. Dein Kind ſchau' ich mir ſpäter an; jetzt will ich nur, vor allem — —"

Er ging ſchon zur Thür. Von da winkte er noch mit der Hand, das wilde Feuer in ſeinen Augen war ſanfter geworden: „Ich komm' heut noch wieder!"

Gleich darauf war er fort.

II.

Es konnte ihm wohl seltsam zu Mute sein, als er in das alte Haus in der Schöfferstraße und oben in Erich Payers Wohnung trat. Noch dasselbe Haus mit dem vergoldeten Treppengeländer, derselbe alte Diener, dieselben prunkenden Zimmer, von deren Wänden die Goldrahmen der hohen Bilder blitzten; wie anders aber war der Mensch, der über diese Teppiche schritt, hinter dem Diener her; war's wirklich noch Ernst Prinzinger? der Schlossergeselle von damals, der Botengänger, der begönnerte, der ergebene? Jetzt schritt er grimmig aufrecht dahin, die Brust voll Empörung, die Brauen zusammengezogen von Zorn und Stolz, und wie einer, der in Feindes Land dringt. Der Diener hatte „fragen" wollen, ob der Herr jetzt „empfange"; Ernst ging ihm aber ohne weiteres nach, als verstehe sich das von selbst. Erst im letzten Zimmer vor dem eigentlichen Wohngemach — er kannte sie noch alle — hielt er ein paar Augenblicke an; er hörte, wie drinnen der Diener leise fragte und Herr Payer seufzte. „Ich will allein sein, allein sein!" hörte er ihn sagen. Ja, wolle du nur! dachte Ernst, die Brauen noch tiefer ziehend; mich wirst

du nicht los! — „Ach, in Gottes Namen!“ ſagte dann die helle, müde Stimme. Der Diener kam zurück; mit einer Handbewegung lud er ein, hineinzutreten. Ernſt nahm eine Bruſt voll Atem — unbewußt, nach der Gewohnheit des Sängers — und trat in das wohlbekannte Gemach.

In der blaßroſigen Dämmerung, die es jetzt erfüllte, da keine Lampen brannten, der Tag aber nur durch die geſchloſſenen roſafarbenen Vorhänge hereinſchien, lag Erich Payer auf einem der Diwans, in einem ſchwarzſeidenen Hausrock, den Kopf durch mehrere Kiſſen geſtützt. Er war bleich und ſah elend aus, wie Ernſt Prinzingers Haß ihn ſich nicht gedacht hatte; auch das Lächeln hatte etwas Kränkliches, mit dem er ſeinen Beſuch empfing. „Entſchuldigen Sie freundlich,“ ſagte er, „daß ich liegen bleibe; ich bin heut ſehr herunter, ſchachmatt. Ich hätte niemand angenommen; aber da mein Diener ſagte: ‚Herr Prinzinger‘, ſo wollte ich nicht ſo ſein; unſer lorbeergekrönter Sänger — und die Erinnerung an die alten Zeiten! — Was führt Sie zu mir? Womit kann ich dienen?“

„Mich führt nichts — nichts Gutes her,“ antwortete Ernſt, ſich mit Gewalt gegen ſein Mitleid und andre weiche Regungen waffnend; nahm den Stuhl, auf den ihn eine Gebärde einlud, ſetzte ſich und ſah dem blaſſen Mann feſt ins Geſicht. „Ich bedaure ſehr, Herr Payer; die Schuld liegt aber nicht an mir. Es iſt eine Jugendfreundin, von der ich eben komme; ich bin ihr nicht blutsverwandt, gar nicht; wenn ich mich ihren Bruder nenne, ſo iſt das nur ſo ein Wort. Ich nehme mir aber doch die Freiheit, mich ſo zu nennen; und auch ſo zu handeln, als wär' ich's; da dieſes Mädchen ſonſt verlaſſen

iſt ... Sie haben es verlaſſen, Herr Payer. Nach meiner Meinung — ich ſpreche ohne Umſchweife; wozu das — nach meiner Meinung haben Sie nicht das Recht dazu. Als Vater ihres Kindes —"

Erich hatte ſich aufgerichtet, er ſaß nun; ſeine abgemagerten Wangenknochen flog eine Röte an. „Ah!" fiel er mit einem verzerrten Lächeln ein. „Sie ſprechen von Fräulein Gerſter, nicht wahr. Von der kommen Sie. Ueber meine Beziehungen zu dieſem Fräulein ſoll ich Ihnen Rede ſtehn!"

„Jawohl," erwiderte Ernſt mit feſter Stimme. „Es handelt ſich um Ihre Menſchenpflicht. Denken Sie, Herr Payer, es ſäß' Ihnen hier nicht der Schauſpieler Prinzinger gegenüber — auf den kommt's ja gar nicht an — ſondern Ihr eigenes Gewiſſen. Und das ſagte Ihnen: gegen ſo ein Mädchen übernimmt der Mann Verpflichtungen; die muß er dann erfüllen — ob's ihn nun freut oder nicht. Das iſt Gottes und unſrer Ehre Gebot!"

Erich betrachtete den jungen Mann, der ſein Gewiſſen vorſtellte; er wollte wieder lächeln; dieſer ernſte, ſchlichte Baß mit einem ungewollt feierlichen Anklang ging ihm aber ſonderbar auf die Haut. „Entſchuldigen Sie, Herr Prinzinger," ſagte er, nachdem er ſich beſſer gefaßt hatte. „Sie ſehen das Leben wohl zu ſehr als ein Theaterſtück an. Da kommt man dann leicht ins Pathos ... Ich kann Ihnen nur erwidern, und ich thu' das mit aller Höflichkeit: mein Gewiſſen ſagt mir nichts. Meine Ehre iſt völlig unverletzt. Ich hab' mich von Ihrer Freundin in Güte getrennt, nachdem der natürliche Verlauf der Dinge dahin geführt hatte; hab' für ihre nächſte Zukunft geſorgt —"

„Sie haben ihr tausend Mark geschickt!“ unterbrach ihn Ernst, dessen Stimme ihre Ruhe verlor.

„Was hätt' ich sonst thun sollen? Sie heiraten?“

„Ja, gewiß! Natürlich! Die Mutter Ihres Kindes. Die heiratet ein Ehrenmann.“

„Ah was! Sie sind — —“

Erich stand auf, vielmehr er sprang auf die Füße. Nun erhob Ernst sich auch. In seinen Augen glühte es so tief, daß Erich nicht zu Ende sprach. Er versuchte es nur mit einem Lachen, das dann aber in einem heisern Husten verklang.

„Sie sehen, Sie hören, ich bin nicht wohl,“ fing er darauf in anderm Ton wieder an. „Ich hätt' Sie nicht empfangen sollen; meine Brust ist schlecht; mir wär' besser, gar nicht zu sprechen. Ich hatt' eine schauderhafte Nacht, in Marburg ... Meine Stimmung ist überhaupt niederträchtig. Und da kommen Sie! — Ich will Ihnen jetzt nur sagen, und muß Sie bitten, dann wieder zu gehn: Fräulein Gerster kann Ihnen nicht gesagt haben, daß ich ihr die Ehe versprochen hätte, denn soviel ich weiß, lügt sie nicht. Nie hab' ich auch nur angedeutet, ich wär' ein Mann für die Ehe; nein, im Gegenteil. Liebe, Freiheit, Romantik, Poesie — das war unsere Losung; darin dachte sie auch wie ich. Daß das nicht ewig dauert, mußte sie wohl denken —“

„‚Ich bleib' dir treu!‘ haben Sie ihr gesagt. ‚Ich verlass' dich nie!‘“

Erich lächelte leicht: „Es ist möglich, Herr Prinzinger. Das sagt man so im Rausch der Zärtlichkeit — weil man's in dem Augenblick glaubt! Es kommen aber auch andre Augenblicke — wo man nüchterner und

ſcherzhafter iſt — wo ich davon geſprochen hab', daß alles in der Welt einmal aufhört, daß das Glück ein Vogel iſt, der wegfliegt, und die Liebe auch. Oder daß die alte Eule ihn in die Flucht treibt, die Langeweile, die doch einmal kommt ... Ich bin kein verſchloſſener Heimtücker; das hören Sie ja jetzt ſelbſt: ich ſprech' mich zu Ihnen aus und ich hätt's nicht nötig. Langeweile — na ja, die war's! Die hat's endlich gemacht. Vielleicht iſt es keiner Frau gegeben, immer kurzweilig zu ſein; dieſer jungen Dame nun einmal nicht. So hat denn die Sache ein Ende genommen — und nun ſind wir fertig!"

Er deutete durch eine Bewegung an, daß die letzten Worte einen Doppelſinn hatten, daß er auch mit ſeinem Beſucher fertig zu ſein wünſchte. Aber dieſe Bewegung, die dem von Empörung glühenden Ernſt nicht entging, ſteigerte nur deſſen Grimm; er richtete ſich ſo ſtolz auf, daß er faſt größer als Payer wurde, und ſah ihn mit etwas theaterhaft vernichtenden Blicken von oben bis unten an. „Bitte, bitte, Herr Payer, wer ſind Sie denn?" gab er mit anfangs ſchwerer Zunge zur Antwort. „Nun ſind wir fertig! ſagen Sie ſo leichthin — als läg' die junge Dame nicht in Not und in Schande da, mit einem ſieben Tag' alten Kind. Sie reden wie eine Art von Jupiter, der die Töchter des Landes mit ſeiner Huld beglückt und dann weiter geht. Wer ſind Sie denn, Herr Payer? Auch nur ſo ein Jupiterskind — dem's aber beſſer ergangen iſt, weil es einen beſſeren Vater hatte —"

„Herr!"

„Herr! Das kann ich auch ſagen. Ihre vornehmen

Gebärden machen mir keinen Eindruck mehr, das ist längst vorbei. Und Ihre schlechten Nächte, Ihr elendes, krankes Gesicht — das ist auch nur so; woher werden Sie elend? Weil Sie ein schlechtes Leben führen und ein schlechtes Gewissen haben ... Jawohl, Herr Payer; ich nehm' kein Blatt vor den Mund, so wenig wie Sie; und ich gehe auch noch nicht fort! — Auf Ihren Büchergestellen da hängt so allerlei herum — ich hab's schon damals gesehn — Damenschleier, Halsbänder, Tücher — das ist Ihr Leben, Herr Payer. Mit Ihrem Geld, von dem Sie nicht einen Pfennig selber verdienen, und mit Ihren verfluchten Redensarten: ‚ich verlass' dich nicht! ich bleib' dir treu!' damit machen Sie eine nach der andern glücklich und dann unglücklich, und dann hängen Sie hier ein neues Siegeszeichen auf. So haben Sie's wohl auch mit Minna Gerster gemacht ... Wo hängt die Trophäe — die Minna Gerster-Trophäe ... Geben Sie sie her! Geben Sie sie her!"

„Sie sind rein wie toll," sagte Erich, noch blässer als vorhin, durch Ernsts Berserkergrimm eingeschüchtert. „Es hängt da keine. Sie irren sich."

„Aber Sie verlassen sie! ‚Ich bin kein Mann für die Ehe' ... Liebe, Freiheit, und dann Langeweile, und dann ist's aus! Wer sind Sie denn, Herr Payer, sich so über Recht und Gesetz zu erheben und die Kinder zu verlassen, die Sie in die Welt setzen? Weil Sie Geld haben und hübsch lachen können? Ich lache über Ihr Geld, Herr Payer! Ich bin nur so ein armer Schmiedssohn, der sich selber durchschlägt; ein ehemaliger Schlossergeselle — na, das wissen Sie; aber ich verachte Ihr Geld. Und ich bedaure Sie. Und ich danke meinem

Schöpfer und meinem Gott: ich bin nicht in Ihrer Haut!"

Erich lächelte jetzt. „Wie es Ihnen Vergnügen macht! — Ich weiß übrigens nicht, wofür Sie dem Fräulein Gerſter ſo viel Dank ſchuldig ſind —"

„Herr —!"

„Ich ſag' nur ſo. — Sie reden da von Recht und Geſetz. Wir hier in Mainz, in Rheinheſſen leben noch nach dem Code Napoléon; falls Sie das nicht wiſſen. Bei uns gilt der Satz: La recherche de la paternité est interdite; nach dem Vater darf man nicht fragen. Alſo bitte, mit Recht und Geſetz kommen Sie mir nicht! — Ich thu' aber auch ohne das, was ſich für einen anſtändigen Menſchen gehört; und ich dachte, das wüßten Sie. Wenn die tauſend Mark, die ich dem Fräulein geſchickt habe, nicht genügen, wie es ſcheint, ſo bin ich ja gerne bereit ... Ohne weiter zu fragen, warum die nicht genügen ..."

Er trat an ſeinen Schreibtiſch, während er ſprach, ſchloß eine Schublade auf, nahm mit ſeinen raſchen Händen einen Kaſſenſchein aus einem Umſchlag und kam damit zu Ernſt zurück. „Bitte!" ſagte er kalt höflich und drückte ihm das Papier in die Hand, einen Tauſendmarkſchein. „Für Mutter und Kind!"

Ernſt erzitterte vor Stolz und Zorn. „Behalten Sie Ihr Sündengeld!" ſchrie er den erſchrockenen Payer an und warf ihm den Schein vor die Füße, auf den Teppich. „Wenn Sie ſie auch ſchlecht gemacht haben, dieſe Minna Gerſter, ſo bezahlen läßt ſie ſich nicht. ‚Für Mutter und Kind' ... Ich werd' für ſie ſorgen, für Mutter und Kind! — Sammeln Sie weiter Sieges-

trophäen, führen Sie Ihr nützliches Leben weiter. Der Tag wird schon kommen, wo Ihnen vergolten wird; wo Ihnen Gott ins Gesicht schreiben wird, was Sie bei ihm wert sind; — die ersten Buchstaben stehn da schon. Warten Sie's nur ab! Gehn Sie nur Ihren Weg!"

Er wies mit dem zitternden Arm, dem ausgestreckten Finger auf Erich, der im Augenblick keine Worte fand; dann stürzte er aus der Thür.

III.

Er kam auf die Straße; unter dem ſchwülen, bedeckten Himmel ging er mit aufgeregten Schritten weiter, ohne ſich zu fragen wohin. Die Luft drückte ihn; allmählich fühlte er, daß ihn noch etwas anderes und noch ſtärker drückte. Wie war denn auf einmal dieſes Schickſal über ihn gekommen? Er der Beſchützer und Verſorger von zwei andern Menſchen; er, der kleine Schauſpieler mit der noch immer kleinen Gage, der mit faſt ſchnöder Sparſamkeit doch nur ſo wenig zurückgelegt ... Eine Angſt befiel ihn. Dann richtete ihn wieder ein gewaltiger Trotz gegen das Geſchick, eine tiefe Entrüſtung auf, und in inneren, flammenden Reden entlud er ſich weiter gegen den Mann mit dem Sündengeld. Dann ſtieg wieder die niedergedrückte, wortloſe, wurmartig kriechende Bangigkeit empor. Sorgen für Mutter und Kind? er allein?

So war er auf den Gutenbergplatz gekommen, ohne daß er's wußte; er ſah das Theater, ihm fiel der Direktor ein, der darin wohnte. Mit ihm reden! dachte er, zu verſtändiger Beſinnung erwachend. Alles verſuchen und nichts verſäumen! — Er warf Erich Payer gleichſam

hinter ſich und trat ein. Auf der Treppe zu Böttchers Wohnung kam ihm dieſer entgegen, mit Hut und Stock, das breite, volle Antlitz gerötet; er ſchien es eilig zu haben, wenigſtens machte er ſein von Peterſen ſo benanntes „eiliges Geſicht“. Er grüßte jovial und gehetzt zugleich. „Wollen Sie zu mir?“ fragte er. „Thut mir leid,“ ſprach er weiter, da Ernſt nickte. „Geſchäfte, Geſchäfte! Muß fort!“

„Wollen Sie mir nur eine kurze Frage geſtatten, Herr Direktor,“ ſagte Ernſt geſchwind. „Fräulein Gerſter — Sie wiſſen ja — für das Fräulein wäre es jetzt ſehr wichtig, wenn ſie wieder bei Ihnen eintreten könnte, ſobald ſie — geſund iſt. Ich nehme mich ihrer an als ihr alter Freund. Sie darf hoffen, denk' ich?“

Böttcher ſchüttelte den Kopf: „Sie ſoll lieber *nicht* hoffen, mein guter Prinzinger. Wozu ſollt' ich ſie wieder engagieren? Ich brauch' ſie ja nicht. Das Talent iſt ſchwach; ſagen wir, *mehr* als ſchwach. Eigentlich nur das nette Figürchen und das liebe Geſicht! Ich bin aber mehr und mehr für *neue* Geſichter; die Mainzer ſehn gern was Neues, und mir paßt es auch. Im nächſten Winter ſollen Sie ſich wundern: Peterſen, die Gilbert, Sie und noch ein paar, ſonſt faſt alles neu. Nun muß ich aber ventre — à — terre in die Geſchäfte. Guten Abend!“

Böttcher ſtieg die Treppe vollends hinunter; Ernſt ging ſchweigend mit. Unten trat er ihm aber noch einmal in den Weg: „Beſter Herr Direktor! Sie wollten mir einmal was zu liebe thun, ſagten Sie mir neulich. Sie wiſſen, ein fleißigeres Mitglied haben Sie nicht; ich leiſte ſo viel wie zwei, ſagt Janſen, ſagen auch noch

andre; — na, prahlen will ich nicht. Aber nun könnten Sie mir was Großes zu liebe thun. Ich bitte und bettle sonst nie, so wenig wie der ‚seltne Beter‘; ‚komm' auch so bald nicht wieder!‘ sage ich mit ihm. Engagieren Sie die Gerster! Sie können sie schon brauchen!“

„Ach du lieber Gott!“ seufzte Böttcher. „Nun wird er sentimental! — Ich denke, Sie kennen mich doch: auf Empfehlungen und dergleichen engagier' ich nicht; eine gute Komödie spielen! das ist mein einziger Zweck und dafür bin ich der Stadt verpflichtet. Die kleine Gerster muß ja nicht gerade beim Theater sein! Sie hat sich vorher sehr nett mit weiblichen Arbeiten ernährt, wie sie mir erzählt hat —“

„Sehr nett!“ fiel ihm Ernst ins Wort. „Guter Gott! Sie ist nicht verhungert. Sie lebte auch mit ihrer Mutter; die hat mitgeholfen.“

„Na, und hat sie die Mutter nicht mehr?“

„Doch, sie hat sie noch. Aber die ist krank geworden ... Und dann ist da jetzt das Kind!“

Böttcher machte ein sehr ernstes Gesicht. Darauf lächelte er ein wenig: „Ja, mein guter Prinzinger, die Vermehrung der Bevölkerung ist gewiß eine gute Sache; aber auf diesen Grund mein Theater zu bauen, das verbieten mir doch die Kunst und die Moral, alle beide. Sie sind ja selber Künstler. Sie sind ja auch ein moralischer Mensch. Nein, mein Herz, den versprochenen Gefallen thu' ich Ihnen ganz gewiß, seien Sie nur ruhig; ich will Ihnen sogar zum Winter die Gage erhöhen, wenn Sie so ein braves Mitglied bleiben. Aber die Gerster — die wollen wir lassen. Mit der ist's vorbei. Es ist auch ein reiner Unsinn mit dem Kinderkriegen!

— Und ſo verſäumt man ſeine Geſchäfte. Guten Abend! Adieu!"

Der Direktor ging ſo hurtig davon, wie ſeine wohlbeleibte Stattlichkeit es zuließ. Ernſt nickte hinter ihm her, mit düſterem Lächeln ſich in ſein Schickſal ergebend, und ließ auch dieſe Hoffnung ziehn. Er trat wieder auf den Platz hinaus, auf dem er ſchon ſo viel Verſchiedenes empfunden hatte. „Und mein Wort halt' ich doch!" ſprach er vor ſich hin, von einem wilden Feuer durchglüht, das nach einer kurzen Erſchlaffung wiederkehrte. „Aushalten thu' ich doch! Siegen thu' ich doch!"

Er kam in die Stadthausſtraße zurück, in der die arme Minna wohnte; er ſtieg wieder die Treppe zu ihr hinauf, wie vor einer Stunde. Leichter uns Herz war ihm nicht; aber ein heldenhaftes, friſches Lächeln hatte er erzwungen, nur mit dem ſollte ſie ihren „Bruder" wiederſehn. „Da bin ich!" ſagte er herzhaft, als er bei ihr eintrat und ihre ſchönen, verſchüchterten Augen ihn mit forſchender Bangigkeit und Scham betrachteten. „Hab' nicht viel erreicht, liebe Minna, das will ich nur gleich ſagen; romanhaft edle Menſchen hab' ich nicht gefunden. Was dieſer Herr Payer noch gnädig hergeben wollte, hab' ich nicht genommen; und was ich vom Direktor Böttcher für dich verlangt hab', hat er nicht bewilligt. Ich pfeif' auf dieſe Leute, Minna! — Nein, ſo wollt' ich's eigentlich nicht ſagen; das war der Schmiedsſohn und der Schloſſergeſell. Ich hab' ſo 'ne Wut in mir; möcht' 'nen Hammer nehmen und allerlei in den Grund hineinſchlagen; — o Gott! — Aber ſei nur ruhig. Schau mich nicht ſo feig, ſo wie von Gott verlaſſen an. Du biſt nicht verlaſſen! Ich bin hier! Hier ſteh' ich!"

Er ſuchte ſie ſo recht beruhigend, ſtärkend, heiter anzulächeln; es kam aber ſo wild hervor, daß ihre weiche Geſtalt in dem Spitzenjäckchen ſich zuſammenzog. „Ach!“ ſagte ſie, ſich möglichſt unerſchrocken ſtellend; „lieber guter Ernſt. Was willſt du thun? Was kannſt du thun?“

„Viel!“ rief er aus, mit faſt überlauter Stimme, und reckte ſeinen rechten Arm hoch in die Luft. „Dieſe Leute glauben wohl — — aber ich bin auch ein Menſch! — — Praktiſch, praktiſch, Minna; wir müſſen nun ganz praktiſch ſein; keine Aufregung. Morgen muß ich mit der Truppe fort, in die ſogenannte Sommerfriſche; aber gar ſo weit iſt's nicht; wenn ich irgend kann, ſo komm' ich einmal und ſchau' nach dir. Was ich mir bis jetzt erſpart hab', das iſt für dich und das Kind; eh' ich abreiſe, bring' ich's noch. Nein, da nicht hineinreden; ‚brüderlich geteilt' iſt ein altes Wort; danach richten wir uns! Wir teilen ja auch die Arbeit, Minna. Du arbeit'ſt auf deine Weiſe mit, ſobald du nur wieder kannſt — tüchtig, wie du immer warſt —“

„O Gott!“ ſtammelte ſie. „Ob ich arbeiten will!“ Sie hatte ſich im Bett aufgerichtet, ſie faltete unbewußt die Hände, während ihr die Thränen über die Wangen liefen.

Ernſt reckte wieder ſeinen Arm empor: „Wir brauchen dieſe andern nicht! Ich, der kleine, der verachtete — — Nein, das wird pathetiſch. Praktiſch, praktiſch, Minna! Ich hab' ſchon bisher geſpart, künftig kann ich's noch beſſer: er will meine Gage erhöhen, dieſer edle Menſchenfreund; weil ich arbeite wie ein Pferd ... Sei du nur ruhig, Direktor: ich will wie zwei Pferde arbeiten, du ſollſt an mir nichts verlieren,

ich geb' dir mein Wort! — Und ſo kriegen alle ihr Teil; Minna, du auch. Nur nicht weinen, Minna. Doch ja; wein nur zu! Daß du einem ſolchen Menſchen ſo vertrauen konnteſt ... O allmächtiger Gott! — Alſo arbeiten für dein Kind; dadurch büßen, ſühnen; — ja, ja, ich glaub' dir, daß du's thun wirſt, Minna. Ich ſollt' mir's nun wohl anſchauen, das Kind. Verzeih — ich muß fort. Ich muß in die Luft. Kann noch nicht im Zimmer bleiben; es iſt ſo eine Glut in mir, ſo 'ne jagende Unruhe; ich komm' mir vor wie ein abgeſchoſſener Pfeil. Du lachſt wohl über das Bild ... Ach, mein Gott, ſie kann noch nicht lachen. Alſo morgen früh, beim Abſchied, wenn ich dir das Geld bring', dann ſchau' ich auch die Kleine an. Und für heut leb wohl!"

Er grüßte mit dem nickenden Kopf. Sie nickte auch, noch immer von Thränen überfloſſen. Eine ihrer Hände hob ſich; da aber die ſeinen ſich nicht rührten, ſank ſie wieder auf die Bettdecke zurück.

Plötzlich, er war ſchon im Gehn, wandte er ſich um: „Ich hab' dir ja wohl noch gar nicht die Hand gegeben. — Doch: als ich das erſte Mal hier war, als du dir eine Hand von den Augen nahmſt. Das war aber — nicht ſo ordentlich. — Auf gute Kameradſchaft und gutes Glück!"

Er nahm ihre rechte Hand und hielt ſie eine Weile. Sie lächelte vor heftiger Freude. Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ſchritt er dann hinaus. —

Als er am Abend zu Bette ging, rechtzeitig, wegen des kommenden Reiſetags, hatte er lange an ſeinem Schreibtiſch geſeſſen, Aufzeichnungen und Berechnungen gemacht, die zu erwartenden Einnahmen mit den drohen-

den Ausgaben verglichen, allerlei Ersparungen aufgestellt, die meisten freilich als unmöglich verworfen. Vom langen Rechnen müde, das nicht seine Stärke war, streckte er sich aus, den Körper mit einem wohligen Seufzer dehnend. Ihm ging durch den Kopf, wohl auch durchs Herz, daß er Petersen nicht gesehen hatte; seinen alten Petersen, den er am Nachmittag oder Abend hatte aufsuchen wollen. Statt dessen war er ihm ausgewichen; warum? Doch wohl nur aus Scheu und Furcht, über diese Veränderung seiner Lage mit ihm zu sprechen, ihn kritisch lächeln zu sehn, seine Einwände, seine „vernichtenden" Bemerkungen zu hören. Wozu das auch; ändern ließ sich nichts; thun mußte er ja doch, was er that! „Nein, Petersen," sagte er mit lautem Denken, ins Zimmer hinein, als stünde Petersen dort, „das verstehn Sie nicht! Ich war mit verantwortlich. Ich hatte heilige Pflichten gegen dieses Mädchen; nicht vor ihr, aber vor meinem Gott! Petersen, wer weiß, Sie hätten das auch gethan. Nur Ihr Verstand ist so scharf, so hart; Ihr Herz ist weich; Sie verleugnen's nur. Wie durft' ich Minna jetzt verlassen! Und wenn alle Welt es thäte, ich nicht!"

Ein Seufzer stieg ihm freilich tief aus der Brust; Kirchheim! dachte er. Der Frankfurter Lehrmeister! Die Mainz-Frankfurter Bahn! Das war nun vorbei. Nun alles aus eigener Kraft wie bisher ... Ihm gefielen die drei Worte „aus eigener Kraft", indem er sie dachte; er wiederholte sie mit der Zunge, so daß er sie hörte; er wiederholte sie noch einmal, noch öfter. Dann erschrak er aber, als sähe er in einen endlosen Abgrund hinunter, und drückte die Augen zu. War das möglich? Aus eigener Kraft? Alle diese Fehler abzuschütteln, mit denen

er noch kämpfte? Sich durchzusingen bis zur Meisterschaft? Nur so nebenher, während er „wie zwei Pferde“ für den Direktor arbeitete? Und ohne sich totzuleben? Hatte er nicht schon im letzten Jahr, da er so rastlos vorwärts strebte, sich halb tot gestrebt?

Er atmete eine Weile schmerzhaft schwer, als säß' ihm ein Alp auf der Brust; dann riß er aber die Augen auf und sah wieder mit seinem wilden Mut in die braun dämmernde Nacht. Und ich kann's doch! dachte er, in toll seligem Jugendtrotz gegen Verstand, Vernunft und die ganze Welt. Hat mich nicht auch der Professor neulich einen Raschlerner genannt? Sagte nicht Petersen vor drei, vier Wochen: so einen fixen Umlerner hab' ich nie gesehn? Alle staunen sie, wie rasch ich weiter komme; zuerst im Sprechen, in der Aussprache, im Vortrag, und jetzt im Singen. Warum soll ich mich nicht ruhig freuen, daß es so ist; ich hab' mich ja nicht gemacht. Und warum soll ich nicht hoffen, so wird's weiter gehn. Immer horchen, horchen, wie die andern singen! Immer üben, üben! Mein feines Ohr, sagt Petersen, der sonst so gern heruntermacht. Ja, ich hab's auch! ich hab's auch! Ich dank meinem Gott! — Es wird gehn!

„Und leb' ich mich tot,“ rief er auf einmal mit dem dramatisch aufflammenden Baß in sein stilles Zimmer hinein, „na, so leb' ich mich tot! — Aber nein, das erlebt ihr nicht. Ich halt' aus! Ich hab' Riesenkraft! Ich bin ein Schmiedssohn ... ‚Jeder ist seines Glückes Schmied.‘ Ich will meins schon schmieden; mit dem großen Hammer. O süße Elsbeth, glaub an mich. Elsbeth! Glaub an mich ...“

Er war nun doch bei Elsbeth, vor der seine Ge-

danken geflohen waren, damit er nicht weich würde. Elsbeth! dachte er lautlos, um ihren heimlichen, verschwiegenen Namen nicht wieder in die Luft zu werfen. Ich bin wohl nur ein armes, kleines Nichts gegen deinen Vater, an dem dein ganzes Herz so hängt; aber glaub mir, auch ich hab' Kraft. Ich fürcht' mich vor nichts! Ich fühl' mich wie Wieland der Schmied: der war ein Künstler und heldenstark. Wir Germanen, Elsbeth ... Ich hab' Asenstärke ...

„Asenstärke" gefiel ihm so gut, er mußte es laut hinaussprechen, wie vorhin die „eigene Kraft". Er schlug mit der geballten Faust gegen die Wand neben seinem Bett. „Gegen eine Welt! gegen eine Welt!" rief er aus. „Und muß es sein, nun, so leb' ich mich tot!"

Er hoffte aber noch lange zu leben. Süße Träume kamen ... Jetzt muß ich schlafen! durchfuhr ihn dann; sonst hab' ich schon morgen früh keine Asenstärke. Er warf sich auf die andere Seite und legte eine Hand unter den Kopf. So lag er eine Weile geduldig da, auf den Schlummer wartend. Es dauerte auch nicht lange mehr, bis die Jugend siegte und ihn in den Schlafbrunnen warf.

IV.

„Sehen Sie, Prinzinger," ſagte Peterſen, als er eines Mittags mit dem jüngeren Kollegen von der Probe fortging, ſeiner Stammkneipe zu, „wir nennen die Sommerſaiſon aus Stolz und Fidelität unſre Sommerfriſche; aber wenn man Sie anſieht, iſt's der reine Hohn! Sie ſind ja jetzt ſo mager und knochig im Geſicht wie ein Charakterſpieler. Durch Ihre Haut ſcheint ſchon bald der Mond durch; und ich glaub', in Direktor Böttchers Ueberzieher gehn jetzt zwei ſolche hinein, wie Sie! — Nein, Prinzinger, ich werd' nicht ſo freundlich ſein, zu ſchweigen; das hab' ich lange genug gethan. Sie wiſſen, wie gut ich ſchweigen kann, wenn Leute ihre Dummheiten machen; aber jedes Talent hat ſeine Grenzen. Dieſen ganzen Sommer hab' ich ſtill geſchwiegen; hab' aus der Vogelperſpektive mit angeſehn, wie Sie in Ihrem Sumpf gewatet ſind, der reine Storch — — jawohl, in Ihrem Arbeitsſumpf, ein ganz gutes Gleichnis; ich führe dieſes Gleichnis durch; Ihr mehr oder weniger geiſtreiches Lächeln ſtört mich darin nicht! Hab' mit angeſehn, wie Sie außer Ihrem gewöhnlichen Rollenfroſchfang noch eine raſtloſe Jagd auf Eidechſen, junge Vögel, Fiſche und alles Ge-

würm betrieben haben; ich meine damit — — was ich damit meine? Ihr häusliches Lieder- und Balladenverschlingen! Ihr Hinunterwürgen von Trillern, Solfeggien, Staccatos und was es sonst noch für Kehlkopfturnkünste giebt! Ihre Wirtsleute haben mir ja Bände darüber erzählt. Laßt ihn gehn, sagte ich ihnen, dieser Wahnsinn sei Ihnen heilig; und hab' gegen Sie das Maul gehalten ... Aber bei Gott, Prinzinger, nun kann ich nicht mehr! Sie sehn ja aus wie Fließpapier; und dazu eine Nervosität ..."

„Sollten Sie nie übertreiben?" unterbrach ihn Ernst mit einem möglichst gemütlichen Lächeln. „Ich muß übrigens jetzt zum Essen gehn; entschuldigen Sie. Mahlzeit!"

Er versuchte links abzuschwenken, in eine andre Gasse hinein; Petersen hielt ihn aber fest, mit humoristisch drohendem Blick. „Nein, nein," sagte er dann ernsthaft und hängte sich in Ernsts Arm hinein, „heut müssen Sie einmal mit mir essen, in meiner Kneipe; so leicht werden Sie mich heut nicht los. Es ist überhaupt merkwürdig, wie Sie sich rar machen —"

„Weil ich keine Zeit habe, lieber, guter Freund!"

„Eben davon red' ich ja! Sie haben nur zum Arbeiten Zeit. Jetzt, da wir wieder in Mainz sind — noch die schönsten Septembertage — jetzt wird er sich doch wieder an seinem geliebten Rhein herumtreiben, hab' ich mir gedacht — aber was thut der Kerl? Er stürzt sich auf unsre neuen Opernsterne, auf Schlosser und Benedikt, auf die Gentz und die Filler, wird scharmant, kordial, kost mit ihnen über die Geheimnisse der Technik, singt ihnen vor, läßt sich kritisieren, fragt sie

aus — als wären's die interessantesten Leute — haben aber nicht für einen Groschen Grütze im Kopf! Thut nichts, denkt Ernst Prinzinger, wo ich etwas lernen kann, da ist mir wohl, da ist's interessant! Und diese Madame Filler — — wissen Sie, was man Ihnen schon nachsagt? Daß Sie sich mit dem Heldenmut eines Curtius in ein Verhältnis mit dieser Dame gestürzt haben, um von ihr zu lernen, wie man die duftigsten Triller singt!"

„Gott im Himmel!" rief Ernst. „Die Filler. Das häßlichste Weib, das ich je gesehn!"

„Der Storch verschlingt auch Regenwürmer. Schreien Sie übrigens nicht so laut; wir sind auf der Straße. Sie werden überhaupt so nervös. Im Ernst! Bei diesem ewigen Waten im Arbeitssumpf ist das auch kein Wunder! — Sie erwerben sich überhaupt den Ruf eines Don Juan; — na, da lächelt er wieder. Prinzinger, es ist aber doch was dran! In der Marburger Zeit, da oben am Berg — das reizende Professorskind, halb Knabe, halb süßes Weib — ich hab' sie auch ein paarmal gesehn — alle Achtung! Ich will nicht so indiskret sein wie Ferdinand von Walter und Ihnen die Pistole auf die Brust setzen: ‚wie weit kamst du mit ihr?' Aber daß Sie sich da mächtig angestrengt haben, ihr das Herz aus der Brust herauszusingen, das scheint mir doch —"

„Strengen Sie sich nicht so an, Herr Regisseur," fiel Ernst ihm mit etwas aufgeregter Heiterkeit ins Wort. „Für die giebt es nur einen Mann auf der Welt, ihren Vater!"

Petersen sah ihn mit seinen grauen Augen for-

ſchend, dann humoriſtiſch, dann halb verhalten ſpöttiſch an. „Meinen Sie!“ ſagte er darauf nur, alles unterdrückend, was er ſonſt noch dachte. „Alſo dann wollen wir ſie einſtweilen beiſeite legen; zu der Madame Filler. Was haben Sie aber mit unſrer Melanie Gilbert gemacht? Die war Ihnen doch entſchieden ſehr gnädig geworden; in Marburg kam es mir ſchon ſo vor, als wenn Ihr Baß auf ſie als Tenor gewirkt und ihr ſteinernes Herz angeſchmolzen hätte. Auf einmal war das wieder vorbei ... Haben Sie ſich benommen wie Don Juan gegen die Zerline? Ein Attentat auf die Tugend? was?“

Ernſt lachte auf. „Sie haben eine merkwürdig blühende Phantaſie! — Ich ein Attentat!“

Er ſah Melanie wieder vor ſich, wie ſie am letzten Marburger Abend ihn mit den verſchleierten, ſehnenden Augen angelächelt hatte. Seitdem war ſie die Alte, als hätten ſie einander nie ſo tief in die Augen geſehn; höflich, gemeſſen, kühl, Prinzeſſin ...

„Uebrigens, was wollen Sie?“ ſetzte er nach kurzem Schweigen hinzu. „Die Gilbert iſt zu mir wie immer; ich ſpür' keinen Unterſchied.“

„Dann ſind Sie wohl etwas taub, mein Alter, und hören nicht, was man hinter Ihrem Rücken ſagt. Ein geſcheiter Menſch, der nicht ſo ein Träumer iſt wie Sie, der hört auch das! — Nämlich merkwürdig ſchlecht ſpricht ſie von Ihnen, die Gilbert; und das iſt ſonſt nicht ihre Art, Kaffeeſchweſter iſt ſie ganz und gar nicht. Aber wenn auf Sie die Rede kommt, dann wird ſie zuweilen gereizt, ohne Grund — man weiß wenigſtens nicht, warum — und ſagt ſo allerlei nette Sachen. Ich dachte,

ich müßt' Ihnen doch einmal, zur Warnung — — Was haben Sie denn angeſtellt?"

„Ich? — Sie ſagten es ja ſchon ſelber: ein Attentat!"

Ernſt lächelte wieder, möglichſt überlegen; es gab ihm aber doch einen Stich in die Bruſt, zu hören, daß Melanie ſchlecht von ihm ſprach. Was hatte er ihr ſo Böſes gethan? War das die Parthenia?

„Ach, Sie Duckmäuſer, Sie!" brummte Peterſen. „Es wird Ihnen gelungen ſein, irgend eine große Dummheit zu machen, daran zweifl' ich gar nicht. So wachſen mir die paar Menſchen, die ich habe, auch noch auseinander; — was hab' ich denn jetzt an der ganzen Bande? Lauter neue Leute! Bäumlein iſt noch da und ihr beide; den Bäumlein braucht der Direktor als Poſſenregiſſeur, ſonſt wär' er wohl auch ſchon fort. Uebrigens, Prinzinger! Man ſagt Ihnen noch e i n e Dame nach —"

„Um Gottes willen!" rief Ernſt aus. „Es wird ein ganzer Harem!"

„Ja, mimen Sie nur geiſtreich; es iſt doch was dran. Aus der Sommerfriſche — Sie wiſſen, im Theater erfährt man alles — aus der Sommerfriſche ſind Sie dreimal ausgekniffen und heimlich nach Mainz gefahren; denn in Mainz hat man Sie geſehn. Ja, nun wird er rot! — Auch jetzt, ſeit wir wieder hier ſind, ſollen Sie zuweilen ein heimliches Schätzchen beſuchen, wie der große Hallodri, der Egmont. Ich weiß, mein guter Junge, das geht mich eigentlich gar nichts an. Es ſoll auch das erſte und letzte Wort ſein, wenn Sie es wünſchen. Ich wollt' Ihnen doch nur einmal zeigen, daß ich immer noch die Augen und Ohren offen habe; und daß die Welt ſich nach ihrer Art ein Bild von Ihnen macht;

wobei sich Ihre Charaktersilhouette immer interessanter und verrückter gestaltet!"

„Petersen!" sagte Ernst leise; sie gingen noch, auf einem von Petersen gewählten Umweg, der Stammkneipe zu.

„Was, mein Alter?"

„Meine Silhouette in den Augen der Welt macht mir keinen Kummer; aber von Ihnen möcht' ich doch gerne so gesehen werden, wie ich bin. Dieses ‚heimliche Schätzchen' — — Sie kennen das arme Ding recht gut. Es ist die Gerster, die der Herr Payer hat sitzen lassen. Daß ich da nicht Liebhaber bin, können Sie sich denken! Aber ich kenn' sie seit so vielen Jahren. Und mir schien's wie eine Art Bruderpflicht ... Also ich hab' mich ihrer angenommen. Ich helf' ihr und dem Kind, so gut ich kann. Am wenigsten mit Zeit, denn die hab' ich nicht; aber mit meinem Geld, als Krösus. Das ist die Geschichte!"

„Das ist die ganze Geschichte, Mensch?"

„Wie ich Ihnen sagte."

Petersen war stehen geblieben und lächelte den andern kopfschüttelnd an; es nahm sich aus, als sei er im Begriff, ihn laut auszulachen. Aber tief versteckt in dem scharfen, satirischen Gesicht lauerte eine Rührung, die sich über den Petersenschen Verstand sichtbar lustig machte.

„Also Sie bleiben dabei?" stieß er nach einer Weile heraus.

„Wobei?"

„Ein ganz dummer Kerl zu sein. — Ich bin bereit, das zu wiederholen, wenn es Ihnen Spaß macht:

ein ganz dummer Kerl! — Also für das kleine Mädchen mit den Konfirmandinnen-Augen opfern Sie sich auf. Und rackern sich ab wie nicht gescheit. Und rühren sie natürlich nicht an ..."

„Aber Petersen! — Mit dem Kind —!"

„Das dem Payer sehr ähnlich sieht; ich hab's mir neulich auch einmal angesehn. — Na ja, so ein ethischer Idealist wie Sie! — Allmählich fang' ich an zu glauben, daß Sie den drolligsten Harem haben, der je existierte. — Jetzt hab' ich noch eine Frage an Sie; dann sind wir, Gott sei Dank, bei der Kneipe, sind durch das Herumlaufen hungrig geworden und können zu Mittag essen."

„Also heraus mit Ihrer letzten Frage," erwiderte Ernst.

„Leben Sie noch, oder sind Sie tot?"

„Ich?"

„Ja, Sie."

„Wie verstehn Sie das?"

„Ich hab' einen Brief bekommen vom Professor Kirchheim in Marburg; da ich damals der Führer unsrer Truppe war und auch einmal ein paar Worte mit ihm gewechselt hab', wendet er sich an m i c h. Er hat Ihnen im Sommer zweimal geschrieben, sagt er, aber nie 'ne Antwort gekriegt. Dies hat seinen gelehrten, denkenden Schädel auf die Vermutung gebracht, Sie hätten sich die Sache vielleicht anders überlegt und Ihren Abschied aus der Welt genommen. Na, kurz, um Sie nicht durch geistreiche Wendungen unnütz anzustrengen, er fragt mich in dem Brief: lebt er noch, oder nicht?"

Ernst ward bleich, dann rot.

„Sie sind das reine Chamäleon," fuhr Petersen fort, da die Antwort ausblieb. „Erst waren Sie strohgelb, dann grün, jetzt sind Sie dunkelblau! — Auch in der Magerkeit kommen Sie ihm schon nahe; auf Ihrem Rücken bildet sich schon die Kante, glaub' ich. Nur so träg' sind Sie noch nicht! — Also was soll ich diesem Professor antworten, der Ihr Freund ist, wie er sagt, und der eine reizende Tochter hat, die nur ihren Vater liebt?"

„Petersen, Sie sind unausstehlich," entgegnete Ernst, der sich wieder gern in die nächste Seitengasse gestürzt hätte.

„Mir noch mehr als Ihnen," antwortete Petersen ruhig. „Das genügt aber dem Professor nicht."

„Warum ich ihm nicht geschrieben hab'?" fuhr es jetzt aus Ernst heraus. „Es war hier alles anders gekommen, als ich ihm versprochen hatte; — das erzähl' ich Ihnen ein andermal. Und — — und ich wollte nicht eher wieder von mir hören lassen, als bis ich doch, trotzdem, trotz alledem erreicht hätte, was ich will!"

„Aha! — Ich verstehe. Sie wollten Ihre Vollendung abwarten. — Ein Gedanke, Prinzinger, der Ihrer würdig ist. — Ich werd' also dem Professor schreiben: Ernst Prinzinger läßt schön grüßen; Ihre freundlichen Briefe kann er erst nach seinem Tode beantworten, da die Vollendung seiner umfassenden und grandiosen Persönlichkeit nicht früher zu erwarten ist."

„Petersen! Sie —"

„Sind unausstehlich. Weiß schon."

„Nein, Sie sind ein Narr! — An den Professor werd' ich selber schreiben; heut nachmittag. Ich geb'

Ihnen mein Wort! — Da ſind wir vor Ihrer Kneipe. Sie haben mich wütend geärgert, und ich habe —“

„Einen wütenden Hunger,“ fiel Peterſen ein, der gern zu Ende ſprach, was die andern ſagten. „Gut, ſo eſſen Sie ſich die Rückenkante weg!“

V.

Als Ernſt nach einer Stunde nach Hauſe kam, zog es ihn ſogleich zum Schreibtiſch, um ſein Wort zu halten; es war aber auch ein körperliches Widerſtreben in ihm, Brennen in den Augen, Müdigkeit im Hirn, Sehnſucht, ſich auszuſtrecken. Dazu eine Unruhe in den Nerven, eine unbeſtimmte, ohne Sinn und Verſtand ... Hatte Peterſen recht? Verbrauchte er ſich zu ſtark? Arbeitete er zu tief in die Nächte hinein, gönnte er ſich zu wenig Schlaf? Und das Herz, das ſich nun auf einmal heftig regte, da er ſich nach Marburg hinüberdachte, das faſt krankhaft mit den Flügeln ſchlug, unterdrückte er es auch zu ſehr, als Arbeitsdeſpot? „Sie müſſen alle kuſchen, alle kuſchen," war ſein Lieblingswort; damit ſchwang er den ganzen Tag ſein Scepter über Leib und Seele, Sinne und Herz. Es war aber, als ob das Geſpräch mit Peterſen all dieſe Unterthanen aufgeregt, rebelliſch gemacht hätte; der Leib verlangte nach dem Sofa, die Seele nach Erquickung, die Sinne hörten und fühlten überfein, das Herz flog nach dem Marburger Schloßberg ...

Eine Stunde Ruhe hätte wohl den Frieden einſt-

weilen wiederhergestellt; aber Ernst, wie alle jungen Herrscher, fand es zu schimpflich, nachzugeben; kuschen müssen sie! wiederholte er. Nachdem er die brennenden Augen ein wenig mit Wasser gekühlt, auch den müden Kopf eingetaucht, die faulen Arme gereckt hatte, saß er am Schreibtisch nieder, nahm einen der wenigen Briefbogen, die er besaß — wie selten schrieb er auch! — und zeichnete mit seiner großen, unruhigen Schrift Ort und Datum hin: „Mainz, 27. September 1882." „Teurer, hochverehrter Herr Professor!" fing er dann mit klopfendem Herzen an; denn da er sich Kirchheims edle Erscheinung recht lebhaft vorzustellen suchte, trat Elsbeth in ihrem weißen Kleid daneben, dem Vater an die Schulter gelehnt, und ihre goldblonden Stirnlöckchen, ihre bläulich schimmernden Augen nahmen ihm die Ruhe. „Wenn Sie jetzt auf einer Ihrer Terrassen sitzen, mit den hochverehrten Damen, beim Kaffee vielleicht, von der Herbstsonne lieblich gewärmt, wohl gar ohne Hut auf dem Kopf — Fräulein Elsbeth desgleichen —, und es kommt Ihnen etwa unglücklicherweise der Schauspieler und Sänger Ernst Prinzinger in den Sinn — was Sie dann wohl denken? und sagen? ‚Versteht ihr diesen Menschen?' sagen Sie vielleicht. ‚Ist das noch ein Mensch? Ich hab' ihn hier aufgenommen in mein Bergparadies, als gehörte er mit dazu; ich hab' ihm erlaubt, mich Freund zu nennen; ich bin sein Wegweiser geworden auf dem Lebensweg; dann hab' ich ihm Briefe geschickt wie ein alter Freund, und manches gute Wort darin, und hab' ihn gefragt: wie geht's? — Was thut er? Er schweigt wie tot. Ist er wirklich tot? Ich weiß nicht. Jedenfalls für uns ist er tot!'

„Lieber guter, teurer Meiſter! Ich bin ſchamrot im Geſicht, als könnten Sie mich ſehn, und im Herzen, ſo iſt mein Gefühl, hab' ich keinen Tropfen Blut. Nein, ich bin nicht tot! Ich bin in dieſem Augenblick ſchrecklich lebendig, ich bin ganz bei Ihnen. Aber das Schickſal! Mir geht es ſo ganz anders, als ich mir's gedacht. Es iſt eine große Prüfung über mich gekommen; ich denke mir, Gott will meine Kräfte auf die Probe ſtellen. Herr Profeſſor, ich kämpfe einen ſchweren Kampf! Ich kämpfe gegen meine Wünſche, gegen meine Nerven, gegen die verleumderiſche Meinung der Menſchen ..."

Hier hielt er inne, die unruhigen Brauen tief hinunterziehend. Was ſoll das? dachte er. Das wird ja pathetiſch. Pfui Teufel über dieſe großen Worte; wie komm' ich dazu; das war doch ſonſt nicht meine Art. Das iſt nichts als ein Unſinn in den Nerven, ſcheint mir. Wenn mein Profeſſor das zu leſen kriegte ... Weg damit!

Er riß das beſchriebene Blatt entzwei, nahm einen andern Bogen, fing von vorne an. Um ſein unluſtiges Gehirn zu ſchonen, ſchrieb er ab, faſt alles, bis er zum Schickſal kam: „Aber das Schickſal! Mir geht es ſo ganz anders, als ich mir's gedacht. Sie haben, als wir in Marburg waren — o unvergeßlich ſchöne, wunderbar ſchöne Zeit! — da haben Sie einen Herrn Erich Payer geſehn, der uns nachgereiſt war; ſein Geſicht gefiel Ihnen, ſein Lebenswandel weniger. Den ſetzt er jetzt anderswo, hör' ich, eher ſchlimmer als beſſer fort: er ſoll im Sommer in allerlei Weltbädern geſpielt haben — geſpielt und wohl auch ſonſt gelumpt — und man ſagt, er will das noch weiter treiben, in Monte Carlo und was weiß ich. Aber eh er fortging, hat er eine arme, treuherzige

Jugendfreundin von mir unglücklich gemacht; ein Kind war da und weiter nichts. Und da ich mich ihr verpflichtet fühlte — nicht feierlich, nicht mit Worten, nicht als Blutsbruder, denn das bin ich nicht — aber Sie, der Sie alles verstehn, werden auch das verstehn — kurz, ich opfre ihr, was ich irgend kann. Damit freilich auch den Frankfurter Meister, den Sie mir so weise anrieten, lieber, teurer Freund! Alles wieder aus eigener Kraft! Wo einer ist, von dem ich etwas lernen, dem ich etwas abhorchen kann, auf den stürz' ich mich. Denn so wahr ich lebe, und so wahr ich Sie liebe, und so wahr ich Ihnen und Ihrem Schloßberg Ehre machen will, ich will durch! ich will durch! Mich soll niemand hindern! Ich lache über die Meinung der Welt! Ich lache über meine Feinde! Ich fühle meine Kraft! O verzweifeln Sie nicht an mir, wenn ich auch so lange schwieg, weil ich noch so weit vom Ziel war; ich erreich' es doch! Ich siege mit meiner Kraft! Ich lache über meine Feinde ..."

Er starrte auf das Papier, die Feder in der stockenden Hand. Schrieb ich das nicht schon? dachte er. „Ich lache über meine Feinde;" — ja, da oben steht's. Was soll dieser Unsinn, daß ich das zweimal schreibe? — Aber überhaupt. „Ich lache über meine Feinde ..." Ueber was für Feinde? Wer stellt sich mir denn in den Weg? Wer ist denn mein Feind? Ich spiel' Rollen über Rollen; von wem ich was lernen kann, der sagt mir, was er weiß, und freut sich, daß ich ihm die Ehre gebe. — Ich bin ja doch nicht verrückt. An wen hab' ich denn gedacht? Hab' ich an Erich Payer gedacht? Ach was! Den veracht' ich. Ihr hat er was gethan, mir nicht. An den hab' ich auch nicht gedacht ...

Es überlief ihn; er ſchüttelte ſich. Was war denn in ihm, daß er ſolchen Unſinn ſchrieb? Alles, was da ſtand, war Unſinn: „Mich ſoll niemand hindern! Ich lache über die Meinung der Welt! Ich lache über meine Feinde! Ich ſiege mit meiner Kraft!“ — Wurden denn ſeine Nerven toll? Schrieen ſie auf und dummes Zeug, weil er ſie nicht ſchonte? — Einmal hatte er ſchon als Knabe ſo eine Zeit gehabt; als die Theaterwut über ihn gekommen war und er nach arbeitsvollen Tagen heimlich die halben Nächte deklamiert, ſtudiert, auswendig gelernt hatte. Da hörte er Stimmen hinter ſich, die ihn mit unheimlichem Flüſtern zu bedrohen ſchienen; da fing er an, verrücktes Zeug zu denken und zu ſprechen ...

Er hatte einen zweiten Bogen begonnen, auf dem ſtand dieſer Unſinn. Mit einer jähen Bewegung packte er ihn, riß auch ihn entzwei und warf ihn über den Tiſch. Dann erſchrak er, der ſo raſtlos ſparte: nur noch *ein* leerer Bogen war da! — „Ruhe! Ruhe! Ruhe!“ ſagte er vor ſich hin. „Nur noch einfach Thatſachen ſchreiben, und dann geſchwind ein Ende machen; denn für das Verfaſſen von Briefen hab' ich offenbar einen ſchlechten Tag!“ Er überflog den Schluß des erſten Bogens: „Denn ſo wahr ich lebe und ſo wahr ich Sie liebe ...“ Das kann ſtehen bleiben! dachte er und fing eine neue Fortſetzung an:

„Ich laſſe nicht nach und komme doch noch ans Ziel! Feinde hab' ich nicht; mein Direktor, Herr Böttcher, hat mich aufgebeſſert, giebt mir jetzt auch die *großen* Rollen, ich ſpiele Franz Moor, ſoll noch vieles ſpielen. Dazu die ſchönen Baßrollen, ſo viele es deren giebt: Saraſtro und ſo weiter. Der Regiſſeur Peterſen

‚feilt‘ mich, daß ich manchmal aufſchreien möchte, iſt aber mein guter Freund. Die Kritiker ſagen mir viele ſchöne Dinge, als wär' ich was ganz Beſonderes. Auch beim Theater thut mir niemand was zu leide; — ſagt einer Böſes hinter meinem Rücken, was geht mich das an? Ich hör's ja nicht! Ich lache —"

Er hielt wieder inne. Die beiden Worte „ich lache" fielen ihm in die glühenden Augen; fing der Unſinn ſchon wieder an? Er ſtrich ſie aus, kreuz und quer; „entſchuldigen Sie dieſen häßlichen ſchwarzen Fleck!" fuhr er dann fort. „Ich bin etwas aufgeregt und ſchreibe nicht ſo beſonnen und vernünftig, wie man an einen Profeſſor ſchreiben ſoll, einen weiſen Mann. Es mag ja wahr ſein, was Peterſen ſagt, daß ich mich etwas mehr ſchonen ſollte, daß ich mich zu ſehr verzehre! Er iſt ſehr einverſtanden, ſagte er heute beim Mittageſſen, daß ich Friedrich dem Großen nachſtrebe, aber nicht dem jungen, der ſich den Schlaf abgewöhnen wollte, ſondern dem ausgegorenen, der den Siebenjährigen Krieg gewann. Ich will's verſuchen, teurer Herr Profeſſor! Ich will tapfer und auch weiſe leben! Ich will Herr ſein über meinen ſchnöden Leib, aber auch über den ſtolzen Geiſt! Auch er ſoll gehorchen! Den Nerven, die er vor ſeinen Siegeswagen ſpannt, ſoll er am Abend auch den Stall und die Krippe gönnen. Ich will ihn beherrſchen, Meiſter! Man ſoll nicht ſagen können, mir ins Geſicht oder hinter meinem Rücken: dazu fehlt ihm die Kraft! Ich gelob' es Ihnen! Mit aufgehobenen Schwurfingern, mein geliebter Meiſter —"

Hol's der Teufel! dachte er plötzlich, auf ſeine verwilderte, ungleiche Schrift ſtarrend und ſich unterbrechend.

Schon wieder dieſe Aufregung! Pathos und Theater! — Es hat's ja niemand verlangt, daß ich ihm was gelobe. Und Ausrufungszeichen über Ausrufungszeichen!

Er ſchlug vor Zorn auf den Tiſch. Es packte ihn ein Widerwille; zuerſt gegen ſich ſelbſt, dann gegen die ganze Welt. „Das iſt auch verrückt!“ murmelte er, als ihm bewußt ward, was er fühlte. „Nur dem Brief jetzt ein Ende machen, ſonſt ſchreib' ich mich noch ins Narrenhaus!“ Da er keinen Bogen mehr zum Zerreißen hatte, ſchloß er ſeinen Satz, ſo gut es ging:

„Mit aufgehobenen Schwurfingern, mein geliebter Meiſter, erklär' ich Ihnen nur noch, daß ich in treueſter Verehrung an Ihnen hänge, an Ihnen und Ihrem Haus. Seien Sie gut wie ein verzeihender Gott, laſſen Sie mich einmal wieder hören, wie es am Marburger Schloßberg ſteht! Wollen Sie die hochverehrte Schwägerin von mir grüßen, die hoffentlich geſund iſt? Und das weiße Kätzchen? Und die Buchfinken, wenn ſie noch da ſind? Und das Fräulein Elsbeth?“

VI.

Mutter Gerſter, die ausgeſöhnte, ſtand am nächſten Mittag am Bettchen ihrer kleinen wachenden Enkelin, auf das heitere Geſichtchen hinunterlächelnd; Minna freute ſich mit, und das zum Beſuch gekommene Träudchen. Die Großmutter hatte ihren Hut wieder aufgeſetzt, denn ſie wollte gehn; es ward ihr aber nicht leicht, von dem Geſchöpfchen Abſchied zu nehmen, das ſo zierlich und ſo blühend dalag, ſie gab mit einem leiſen glücklichen Seufzer immer noch eine Minute zu.

„Und das laſſ' ich mir nicht nehmen," ſagte ſie zu der Tiſchlersfrau hinüber, die am Kopfende des Bettchens ſtand; „ſie kennt mich jetzt ganz genau. So recht lieb hat ſie mir eben zugelächelt!"

„Sie iſt halt gegen jeden freundlich," erklärte Minna. „Sie hat ſo ein liebes Gemüt."

„Ach was," erwiderte Frau Gerſter etwas unwirſch. „Willſt mir das abdisputieren, rein aus Eiferſucht. Wie ſie mir eben zugelächelt hat, das war doch grad' ſo, als wollt' ſie ſagen: ich kenn' dich ſehr gut. Ich weiß, alte Frau, wer du biſt. Und du gefällſt mir, dich hab' ich gern!"

Träudchen lächelte. „Na ja, warum ſollt' ſie das auch nicht gemeint haben," ſagte ſie verbindlich; „iſt ja ein kluges Kind. — Und was für ein hübſches Mäuschen! Die wird noch emal 's Geriß haben, wenn ſie ein jung Mädchen iſt!"

„Das wird dann weiter kein Wunder ſein," ſetzte Minna hinzu, um Mutter Gerſter wieder mild zu ſtimmen: „wenn ſie der Großmutter nachwachſen wird, wie's die Kinder ja ſo gerne thun."

„Na, die Häßlichſte war ich nicht!" ſagte die Alte beſänftigt; ſie machte ein recht freundliches, gutes Geſicht, als würde ſie dadurch wieder achtzehn alt. „Es wär' recht oft zum Verſpruch gekommen, wenn ich nur gewollt hätt'. — Nun muß ich aber endlich wirklich gehn!"

Sie nahm noch einmal von der zukünftigen Schönheit Abſchied, indem ſie ihren waſchroten Zeigefinger hinhielt, den die Kleine auch ſogleich ergriff. „Alſo dabei bleibt's nun," ſagte ſie zu Minna, „daß du wieder zu mir ziehſt! mit dem Herzensſchatz! — Natürlich, ſo lang' dieſe Wohnung vorausbezahlt war, konnt' ich ja nichts ſagen. Da das nun aber zu End' geht —"

„Mutter, überleg's noch!" verſuchte Minna noch einmal einzuwenden; ihr gefiel es eigentlich nicht, wieder eine bewachte Haustochter zu werden. „Wirſt furchtbar viel Unruh' haben von dem kleinen Unband. Iſt ein gar zu lebhaftes Kind!"

„Papperlapapp!" erwiderte die Alte. „Ich kann was vertragen; ſo ein alter ſchwerfälliger Schwammbuckel bin ich doch nicht. Für dich wird's viel billiger, und ich hab' mehr Freud' an euch. Deine vielen Sachen, ja — aber das kriegen wir ſchon, ſo oder ſo. Man

muß es nur recht geſcheit zu End' denken. Morgen komm' ich wieder!"

Sie nahm der Kleinen ihren Zeigefinger fort, küßte ſie geſchwind noch einmal auf die kurzen Löckchen und den ſanften, zahnloſen Mund, grüßte die beiden Frauen und ging in ihrem weichen, ſchleifenden Gang hinaus.

„Wärſt wohl lieber hier geblieben," ſagte Träudchen, deren kleine kluge Augen forſchten.

Minna zuckte die Achſeln. „Was ſoll man machen?"

„Sagt denn der Ernſt, der Herr Prinzinger nichts?"

„Ach Gott!" Minna ſeufzte leiſe. „Der ſagt ja überhaupt nicht gar viel. Hat ſo wenig Zeit! Kommt einmal raſch geſprungen, fragt: wie ſteht's und wie geht's? und iſt wieder fort! — Ach, er iſt ja immer ſo lieb und ſo gut. Es kommt mir ſchon ſchlecht vor, daß ich ſo von ihm red'. Aber 's iſt doch wahr! — Daß ich wieder zur Mutter ſoll — ich weiß gar nicht, hat er was darüber geſagt oder nicht?"

„Ich denk' halt doch immer," ſprach die junge Frau vom Kind herauf, an deſſen kleine Wange ſie die ihre legte, „zwiſchen dir und ihm wird's noch ſo, wie's einmal hätt' werden ſollen!"

Minna ſchüttelte traurig den Kopf.

„Mußt nur nicht gleich den Mut verlieren," fuhr das praktiſche Träudchen fort.

„Gleich? — Viereinhalb Monat' ſind's nun bald, daß wir beid' da im Wohnzimmer waren und Ernſt in die Thür kam mit ſeinem blaſſen Geſicht!"

„Es iſt halt ein langſamer Menſch. — — Du kannſt doch nicht ewig ſo weiter leben, bloß mit dem Kind.

Du mit deinem jungen Blut und mit dem Figürchen! — Was haſt du zu lächeln?“

„Ach, mir fiel nur was ein,“ ſagte Minna zögernd.

„Was denn?“

„Was mir neulich der Herr Haber ſagte, den ſie beim Theater den fidelen Mainzer nennen; er traf mich auf der Gaſſe. Bei Ihnen trifft beides auf einmal zu, ſagte er ſehr galant: pour la santé und pour la beauté! — Weißt, er meinte das Kind, und daß das erſte Kind geſünder machen ſoll und das zweite ſchöner. Und dann blieb er noch lange ſtehn und ſagte noch allerlei ...“

Minna ſah träumeriſch in die Luft, als ſähe ſie ihn da und hörte ihn wieder ſprechen.

„Guck emal!“ Träudchen hatte ſich aufgerichtet und fragte mit den neugierigen Augen an dem jungen Mädchen herum. „Dem haſt du ja wohl ſchon früher gefallen, als du noch beim Theater warſt. Oder träum' ich das?“

„Nein, Träudchen, das träumſt du nicht.“

„Na? Und was wird dann nun?“

„Ach, geh! — Wie kannſt du nur ſo reden; pfui. — Bei mir heißt's wie in dem Lied: ‚Für mich ſind Spiel und Tanz‘ — — Herein!“

An die Vorplatzthür zum Wohnzimmer war geklopft worden, durch die offene Thür zwiſchen ihren beiden Zimmern hatte ſie's gehört. Ernſt trat ein und kam mit grüßendem Nicken in die Schlafſtube, in der die kleine Tochter Erich Payers lag. Im erſten Blick fühlte er wieder die Aehnlichkeit, die zuweilen überraſchend war und ihn immer abſtieß. Er mochte dieſes Kind nicht ſehn. Doch um die junge Mutter nicht zu ſehr zu kränken,

überwand er ſich wie allemal und hielt der Kleinen den Finger hin, ſo wie es die Großmutter gethan hatte, nickte ihr auch freundlich zu.

„Hier geht's offenbar gut!“ ſagte er dann.

Träudchen nahm das Wort: „O ja! Wenn man die kleine Guſte anguckt — wie viele haben's nicht glauben wollen, daß man beim Neſtleſchen Kindermehl ſo gedeihen kann. Na, es geht ja auch manchmal ſchief! Da iſt gleich ſo ein Fall in unſrer Straß' —“

„Du ſiehſt nicht gut aus, Ernſt!“ ſagte Minna mit ihrem kindlich traurigen Augenaufſchlag und fiel der jungen Frau ins Wort.

„Mir geht's herrlich!“ entgegnete er kurz.

„Ach, das red'ſt du ſo!“

Träudchen ſchaute ihn bedenklich an: „Sie müſſen erlauben, Herr Prinzinger — die Farb' iſt nicht herrlich, das kann man nicht ſagen. Wenn man Sie mit Minna vergleicht! Bei der muß man wirklich ſtaunen, wie ſie wieder aufgeblüht iſt; unberufen. Ich mein', der Herr Prinzinger ſtudiert zu viel; ſo ſieht's wenigſtens aus. Aber die Minna ſitzt ja doch auch fleißig bei der Arbeit; und was ſie doch für liebe, nette Roſen im Geſicht hat! Immer hübſcher wird ſie!“

Das kann ihm gar nicht ſchaden, dachte Träudchen, wenn man ihn mit der Naſ' drauf ſtößt!

„Ach, geh, ſei ſtill,“ murrte Minna. „Ruf mich gar noch auf dem Jahrmarkt aus!“

Ernſt ſah die Roſen auf Minnas Wangen an, ſagte aber nichts. Er verſank in ſo tiefes Schweigen, daß die junge Tiſchlersfrau mit den Achſeln zuckte; ihr kam der Gedanke, er möchte wohl was mit Minna zu reden haben,

aber mit der allein. Nach ein paar gleichgültigen Worten nahm sie ihren Hut, den sie abgelegt hatte, küßte das Kind, das eben einschlief, und ging. Minna begleitete sie bis zur äußeren Thür; Ernst ging langsam nach.

„Nun kann ich dir einmal was Gutes melden," sagte er, als Träudchen fort war; „ich glaub' wenigstens, es wird dich freuen. Petersen der Bessere — ich meine, besser, als er sich stellt — — gestern mittag kam es so, daß ich ihm endlich einmal sagen mußte, ich thu' etwas für dich und das Kind —"

Minna unterbrach ihn: „Ich hab' ihm nichts davon gesagt, weil du mir's verboten hattest. Nur der Mutter sollt' ich, sonst niemand —"

„Dabei bleibt es auch! Aber weil Petersen — — Na, kurz und gut, ich hab's ihm erzählt. Da hat der gute Kerl abends im Theater, ohne daß ich's wußte, mit Direktor Böttcher gesprochen: die kleine Marten, die für kleine Rollen neu gekommen ist, die könnt' ja nichts, und das Publikum möcht' sie nicht; hübsch anzusehn wär' sie auch nicht — während du — und so weiter. Jetzt könnt' man die Marten noch ohne Schaden loswerden, es wär' aber die höchste Zeit! Also — du errätst schon — du lächelst schon — Petersen hat mir's heut auf der Probe gesagt. Böttcher nimmt dich wieder. Natürlich für ein Hundegeld; kleine, kleine Rollen! Leben kannst du davon nicht; mit dem Kind gewiß nicht. Aber es ist doch ein anderes Dasein als mit dem ewigen Nähen und Sticken; und so viel wie das trägt's doch sicher auch. — Freut's dich, Minna? Willst du?"

„Ob ich will!" antwortete sie in einem tiefen, freudigen Atemzug. „O Gott! — — Ach, Ernst! Du bist

mein Gott. Ja, ja, ſag nicht nein, es iſt ſo, du biſt für mich wie ein Gott. Alles Gute kommt mir von dir. Ach, Ernſt!“

Es war ihr ſo ſehr danach zu Mut, ihm an den Hals zu fliegen. Er ſtand aber ſtill wie ein Baum, an dem auch nicht ein Blatt ſich rührt; und ein ſo ſonderbar ablehnendes Schweigen war auf ſeinem Geſicht. Sie blieb zaghaft ſtehn.

Endlich bewegte er die rechte Hand ein wenig: „Ja, was mir noch einfällt! Deine Miete hier läuft nächſtens ab. Die Zimmer ſind zwar noch frei, ſagte mir die Hausfrau eben auf der Treppe; aber du willſt ja zu deiner Mutter ziehn —“

„Wollen nicht!“ fiel ſie ihm raſch in die Rede. „Sie hat nur immer gemeint ... Aber wenn ich nun wieder ſpielen ſoll — Ernſt! welches Glück! — dann geht's ja eigentlich nicht. Wir drei — ſo furchtbar eng — und dabei ſtudieren und —“

„Nein, freilich, das geht dann nicht! — Auch ſo weit vom Theater weg. — Was das Kind betrifft, ſo haſt du ja hier eine gute Hilfe an der alten Sanne — ſagt mir die Hausfrau eben —“

Minna nickte geſchwind: „Ja, die alte Sanne! Ein rührendes altes Geſchöpf. Sie hinkt, iſt ein biſſel ſchief; aber ſie braucht ſich nur wenig zu verdienen, ſie hat was; und ſie liebt das Kind und hat immer Zeit!“

„Dann laß mich die Miete hier weiter zahlen; das bringt mich nicht um. Bleib, wo du biſt! Und geh' dir's gut!“

„Ernſt!“ rief ſie nun aus, es war faſt geſchrieen. „Hab' ich's nicht geſagt? Biſt du mir nicht wie ein Gott? — Nein, aber das iſt zu viel, zu viel —“

„Bitte, red nicht ſo," unterbrach er ſie. „Nur nichts halb machen. Ich kann's!"

„Ernſt!" rief ſie wieder, Thränen in den Augen, und hielt ſich nicht länger zurück. Sie ſank an ſeine Bruſt, legte ihren Kopf gegen ſeine Schulter; ihre Arme umſchlangen ihn. „Ach du guter, du guter Mann!"

Er zuckte einen Augenblick; dann ſtand er aber wieder regungslos. „Bitte, laß das," ſagte er leiſe und zart.

Sie zog die Arme langſam zurück und richtete ſich auf. Sie war blaß geworden. „Warum?" fragte ſie flüſternd, mit einem ſchüchternen, ſchmerzlichen Blick.

„Das iſt nichts für uns," murmelte er ſo verhalten, daß ſie ihn kaum verſtand. „Und führe uns nicht in Verſuchung, heißt es." — Er erzwang ein Lächeln, um die Sache weniger ernſt zu machen: „Wir kommen ſonſt ins Gerede, Minna. Man ſpricht ſchon von uns. — Alſo ich will's mit der Hausfrau abmachen, daß du bleibſt; und dem Direktor ſag' ich für dich zu. Ich muß nun auch mein eiliges Geſicht machen wie der Direktor; ich hab' wirklich gar keine Zeit!"

Er nahm geſchwind noch ihre Hand; ſie war faſt erſchreckend kalt. Dann ging er hinaus und ließ ſie in einer Art von Betäubung und Erſtarrung, zwiſchen Freude und Elend, zurück.

Als er in ihrer Straße dahinſchritt, die Augen am Boden und in ſich verſunken, ſtieß er gegen einen jungen Mann, der ihm auf dem Bürgerſteig entgegenkam. „Na, na!" rief der aus. Ernſt blickte auf. Nun ward das ernſte Geſicht des andern heiter und er ſagte lächelnd: „Könnt'ſt auch etwas höflicher ſein, wenn wir uns einmal wiederſehn."

„Auguſt Möller!“

„Zu dienen! — Seit dem Frühling hab' ich nicht die Ehr' gehabt, dein edles Antlitz zu ſchauen.“

„Es iſt nicht böſer Wille, Auguſt,“ entgegnete Ernſt, ihm die braune Hand drückend, und ſah ihn mit einer gewiſſen Bewunderung an. Der ſchöne Burſch war vielleicht noch männlicher, ſtattlicher geworden; die Geſundheit lachte aus ihm heraus. Er hatte aber einen etwas düſteren Blick und einen weltverachtend kritiſchen Ausdruck angenommen, wofür nun doch das geiſtige Leben nicht ausreichte, das ihm im Geſicht ſtand.

„Ich hab' gar viel zu thun,“ fuhr Ernſt fort. „Mir bleibt keine Zeit!“

„Ich weiß, ich weiß,“ antwortete Auguſt, mit einem halb anerkennenden, halb ſpöttiſchen Lächeln. „Wirſt ja ein großer Mann beim Theater; davon weiß man ja; wir ſind ja auch nicht vom Nordpol. Ich hab' dich neulich als Franz Moor geſehn! Da haſt du manches beſſer gemacht als der — der — na, wie heißt er — Dingsda — der, wo ihn früher geſpielt hat. Wie du geſchrieen haſt und dann wieder gepiſchpert und — — Haſt ganz verteufelte Sachen gemacht! Ich ſag's grad heraus!“

„Ich dank' dir,“ ſagte Ernſt und nickte, um dann weiterzugehn.

Auguſt ergriff ihn aber am Arm, mit einem kräftigen Druck: „Nun muß ich dir aber noch was *andres* ſagen, und ebenſo grad heraus! Ein paar Minuten, denk' ich, haſt du wohl noch Zeit!“ Er zog ihn vom Bürgerſteig über die Straße weg, in eine Nebengaſſe hinein, wo jetzt kaum ein Menſch zu ſehen war und kein Wagen rollte. „Wenn du auch ein großer Mann wirſt,

Ernſt Prinzinger — ein Hansnarr biſt du doch; nimm mir das nicht übel. Es liegt mir ſchon lang' auf der Bruſt!"

„Weshalb giebſt du mir dieſen Ehrennamen?" fragte Ernſt gelaſſen.

„Na, meine kleine fidele Couſine da, die Minna — — du ſtehſt ihr ja bei, ihr und ihrem kleinen Unglück. Tante Gerſter hat mir's neulich im Vertrauen erzählt —"

„Hat ſie richtig ſchwatzen müſſen!" rief Ernſt.

„Bitte ſehr! Zu wem denn? Ich bin der nächſte Blutsverwandte. Und überhaupt . . ." Auguſt Möller warf ſich in die Bruſt: „Mir kann man was anvertrauen — wenn ſchon Geheimthuerei ſein ſoll — ich ſag' nur, was ich ſagen ſoll. Wie kommſt du aber dazu — das ſag' ich als Blutsverwandter — dich als einzigen Beſchützer aufzuwerfen für die Minna Gerſter, und meinen Herrn Bruder vor die Bruſt zu ſtoßen, der für ſie und das Kind ſorgen will? — O ja, ich weiß alles. Tauſend Mark hat er geben wollen. Hätt' man ihn gut behandelt, ſo hätt' er ſpäter auch noch mehr gegeben; ein ſchmutziger, gemeiner Knicker iſt der Herr ja nicht. Aber was thuſt du? als der immer praktiſche Menſch? Spielſt den großen Herrn, als wärſt im Theater, und wirfſt ihm ſein gutes Geld vor die Füß': ‚was die beiden brauchen, zahl' ich!' — Nimm nicht übel, daß ich ſo unverfroren mit dir red', da du jetzt ein berühmter Künſtler biſt und ich ein Schloſſergeſell; aber das nenn' ich Größenwahn. Hab' ich denn nicht recht? Wer iſt denn der Millionär? er oder du?"

Ernſt blieb bitter lächelnd ſtehn. „Du ſprichſt immer

nur vom Geld, vom Geld; als gäb' es weiter nichts auf der Welt. Ich hab' an Ehre und solche Dinge gedacht!"

„Ach, du meinst wohl, davon versteh' ich nichts. Was Ehre ist, mein lieber Mann, das wissen wir auch so gut wie du! — Er hätt' das nicht thun sollen, der Erich Payer; die kleine Guste mein' ich. Minna hätt's auch nicht thun sollen ... Na, sie hatten's aber beide gethan. Das Unglück war geschehn. Da gehst du hin — die Tante hat mir alles erzählt, wie's ihr die Minna erzählt hat — und machst ihm eine Theaterscene: er soll sie heiraten! Wenn er das gethan hätt', Ernst Prinzinger — nimm mir das nicht übel — so hätt' ich ihn ausgelacht. Sie waren halt fidel gewesen miteinander, wie ich mit dem Lieschen! Wenn dabei ein kleines Malheur kam — das sind halt Naturereignisse. Wer Tausendmarkscheine hat, für den ist das nicht so schlimm! So hat auch der lustige Erich Payer gedacht — ein leichtsinniger Strick, mein Herr Bruder — ein unvernünftig fideles Haus — aber halt doch ein famoser Kerl! Seit wir damals gekneipt haben, wir drei, in seiner Trinkstub', Erich Payer in Hemdsärmeln, und all die tollen Geschichten, die wir uns erzählten — seitdem sag' ich: es ist halt doch ein famoser Kerl! Und wenn sie ihn gern gehabt hat, das ist auch kein Wunder; und wenn sich dann die Naturgeschicht' hineingemischt hat und er blechen will, aber einer vom Theater kommt und ihn anwelscht: geh zum Paffen und heirat sie — so sag' ich, was ich schon vorhin gesagt hab', grad heraus: das hat ein Hansnarr gethan!"

Ernst wechselte nun doch die Farbe, seine geballten

Hände zuckten. Aber Ruhe! dachte er, Ruhe! sonst bin ich wieder der Schlossergesell! — „Ich lass' dir den Spaß, mich so zu nennen," erwiderte er lächelnd, „weil wir einmal auf dasselbe Eisen losgeschlagen haben; kränken thut mich's nicht. Mich wundert nur das eine: sie ist doch deiner Mutter Schwesterkind, die Minna. Dir sollt's doch wohl recht sein, wenn sie auch einen Mann gekriegt hätt' zu ihrem Kind. Und als Demokrat wirst du doch nicht denken: Erich Payer ist für sie zu gut!"

August schüttelte stolz den Kopf. „Solche Dummheiten denk' ich nicht! Das ist aus der alten Zeit! — Aber Gotts Blitz, mit dem ewigen Heiraten — sind wir denn bloß dazu auf der Welt? Sollen junge Leut' nicht fidel miteinander sein, so wie die Natur sie gemacht hat? Freie Liebe, wenigstens in der Jugend, sag' ich! So sagt die Natur und die Wissenschaft und jeder gescheite Mensch. Und das gönn' ich den Aristokraten so gut wie den Demokraten; ich bin kein engherziger, ungerechter Mensch. Ich bin ein freier Mensch, Ernst Prinzinger, ein ganz freier Mensch! — Solche giebt's aber noch nicht in den Stücken, die du spielst; da sind ja noch all die Leut' von Olims Zeiten drin, Herren und Knechte und weiter nichts. Darum kennst du die neuen Menschen nicht, scheint mir; denn mir scheint, außer deinem Theater siehst und hörst du nichts. Freie Liebe, Ernst! Freie Menschen!"

„Ich höre," sagte Ernst mit einem kurzen Lächeln, das in einem tiefen, mitleidigen Blick verging. „Ich wußte doch schon etwas von diesen ganz freien Menschen; mir waren aber die in den Theaterstücken lieber.

Uebrigens, manche häuten ſich, wenn ſie älter werden; das hat auch die Natur gemacht. Vielleicht thuſt du ihr auch darin noch ihren Willen, Auguſt. Leb wohl!"

Er ging raſch davon; ſo raſch, daß Auguſt nicht in den Sinn kam, ihn noch aufzuhalten. Etwas verblüfft ſah er ihm nach, ſeinen ſchönen Schnurrbart drehend.

VII.

Der größte Teil des Winters war vergangen, man ſchrieb 1883 und der Februar war herangerückt. Schirmer, der wieder einmal in Mainz gaſtierte, ſaß während des dritten Akts im Konverſationszimmer der Schauſpieler, im Koſtüm ſeiner Rolle, behaglich ausruhend; Peterſen, der Regiſſeur, ſaß ihm gegenüber. Mitten im Plaudern nahm Schirmers ausdrucksvolles Geſicht einen anderen Ausdruck an; ſein langer Mund zog ſich zuſammen, die kleine Naſe bewegte ihre Flügel, als wittere ſie etwas. Er blickte unſicher umher, als ſei ihm ein wenig kläglich zu Mut.

„Wünſchen Sie etwas?“ fragte Peterſen.

Schirmer lächelte: „Allerdings; ich kann's aber nicht haben. Ich kriegte eben eine Hallucination, als röch' ich eine Zigarette, und das regte mich auf. — Manchmal kommt mir das; dann find' ich es grauſam, niederträchtig, daß man im Theater nicht rauchen darf. Sehn Sie, dieſe Geiger, dieſe Klavierſpieler! Zum Beiſpiel der kleine große Hans von Bülow: ſo oft er in ſeinen Konzerten eine Pauſe hat und ins Künſtlerzimmer verſchwindet, ſteckt er ſich 'ne Zigarette an und thut ein

paar Züge. Dann ſpielt er wieder friſch wie ein junger Gott! — — Hm! — Ja. — Was meinen Sie, Peterſen? Brenn' ich mir eine an?"

„Ich ließe Sie ſofort verhaften," verſetzte Peterſen in tiefem Ernſt, „und ſpielte dann Ihre Rolle zu Ende."

„Alſo dann lieber nicht! — — Aber ſagen Sie. Was haben Sie mit der Gilbert gemacht?"

„Gemacht? Wieſo?"

„Oder nicht gemacht. Auf der Probe und auch heut abend war ich ſehr erſtaunt: das wird ja nichts! Sie bleibt einfach ſtehn. So 'ne gewiſſe Routine und damit gut. Ich dachte, mit einem ſolchen Lehrmeiſter wie Sie — — Was iſt denn das?"

Peterſen ſah vom Boden auf, mit der klaren Ruhe, hinter der er ſeine Mißgefühle verſteckte. „Der göttliche Funke, mein lieber Schirmer."

„Ja, der ſcheint zu fehlen! — Aber dabei dieſe ſchönen Mittel. Die Haltung; und die Stimme. — Schade drum!"

„Ich widerſpreche ja nicht," murmelte Peterſen.

„Die Figur! beinah ſchon verführeriſch, aber doch noch ſo mädchenhaft! Und die großen ſchwarzbraunen Augen! — Die wär' ſo was für 'ne Hochzeitsreiſe — von drei, vier Wochen."

Schirmers lebhafte Augen blitzten. Peterſen beobachtete dieſes kleine Wetterleuchten, ſagte aber nichts.

„Ja, aber dagegen dieſer Prinzinger!" nahm Schirmer plötzlich wieder das Wort. „Da mach' ich Ihnen mein Kompliment. Aus dem haben Sie was gemacht!"

„Sehr freundlich," erwiderte Peterſen; „muß das Kompliment aber ablehnen. Der hat einfach die Sieben-

meilenſtiefel geerbt, hat ſie angezogen, und nun läuft er darin herum."

„Geerbt, ja, gewiß; aber Sie haben ihm hineingeholfen, haben ſie geſchmiert und — — na, hetzen wir das Wort nicht tot. Peterſen! Hatt' ich heut 'ne Freud' an dem Kerl! Erſtens, weil ich ihn auf die Bretter gebracht hab'; dann, weil er ein Knorr iſt und ich ein Knubben, und wir's beide mit denſelben Mitteln machen. — Zwei und ein halbes Jahr bei der Bühne! und was kann er ſchon! — Und dabei ſoll er ebenſo gut ſingen. Das iſt ja lächerlich! Das iſt ja ein Märchen!"

„Die ſchon erwähnten Siebenmeilenſtiefel. — Hoffentlich laufen ſie ihn nicht tot!"

Schirmer ſtand auf. Das fröhliche, kluge Geſicht war auf einmal ſehr ernſt geworden, ſeine ſtarken Brauen ſpielten. „Ja, das wollt' ich ja eigentlich ſagen: als er mich heut mittag beſuchte, der rührend dankbare Kerl, da hab' ich einen Schreck gehabt. Auf der Probe war mir's noch nicht ſo ſehr aufgefallen; man hat da ja auch mit ſich ſelbſt zu thun. Aber wie er nun ſo vor mir ſtand, im knallig hellen Tageslicht — dieſes geiſtige, magere Lächeln in dem farbloſen Geſicht — die Augen 'ne Viertelmeile tief; dabei ergreifend ſchön, aber — — Himmeldonnerwetter! Ich war zuerſt ganz verdattert, muß ich Ihnen ſagen. ‚Herr, was haben Sie denn mit ſich angeſtellt?' waren meine erſten Worte. ‚Ich?' antwortete er mit einem geſcheiten, aber unheimlichen Lächeln. ‚Ich hab' gelebt! und geſtrebt!' — Na, da hab' ich ihn in meiner Aufregung zunächſt heruntergemacht; und dann hab' ich ihm ſchöne Sachen geſagt. Dabei war er ziemlich närriſch, der Menſch. Beſcheiden wie ein Kind, außer

ſich vor Freude, als hätt' ich ihm beide Indien geſchenkt; dann wieder ganz hoch zu Pferd, ſonderbar geprahlt: ‚Ja, ja, ich erreiche mein Ziel! ich überwinde alles! alles!' als ſtünd' ihm die ganze Welt im Weg. Es paßte gar nicht zu ihm, dieſes Großthun; er war wie nach 'ner ſchweren Bowle. Und dazu das ausgehöhlte, geiſtige Geſicht ... Peterſen, das geht ja nicht ſo weiter! Der lebt ſich ja in die Erde hinein oder ins Narrenhaus!"

„Bitte, ſagen Sie ihm das ſelbſt," erwiderte Peterſen mit halber Stimme; „da kommt er eben. Auf unſereinen hört er nicht!"

Ernſt trat ins Konverſationszimmer ein, im Koſtüm, mit ſehr verwunderter Miene, er ſchüttelte den Kopf. „Das verſteh' ich nicht," ſagte er. „Eben erzählt mir der Direktor, ich ſoll Anfang März den Ingomar im Sohn der Wildnis ſpielen. Ich hab' zuerſt gedacht, er ſpaßt, und hab' gelacht. Aber nein, er meint es ernſt! — Ich den Ingomar. Ich bin doch kein Held und kein Liebhaber. Ich ſpiel' alles, Peterſen, das wiſſen Sie, ich bin immer zu allem bereit; aber Ingomar!"

Er lachte auf.

„Wozu dieſes komiſche Lachen," entgegnete Peterſen; „das gewöhnen Sie ſich neuerdings an, ich weiß aber nicht, warum. Wenn Sie meinen, daß Ihnen der Ingomar nicht liegt, worin ich Ihnen recht gebe, ſo erſuchen Sie doch einfach den Direktor: nehmen Sie ihn mir wieder ab!"

„Da bin ich nicht ganz Ihrer Meinung," bemerkte Schirmer, der ſich wieder geſetzt hatte. „Wenn man ſo jung iſt wie Herr Prinzinger — allerdings keine Heldenfigur — aber zu einem Tektoſagen tangt er gar nicht ſchlecht! Ingomar iſt Liebhaber, ja; aber ein Wilder,

das ist die Hauptsache, darauf kommt's doch an. Ich hab' ihn einmal von einem jungen Charakterspieler gesehn, und vieles war sehr interessant und gefiel mir gut. Mir macht's überhaupt Spaß, wenn die Schablone durchbrochen wird. Mal was anderes! Das thut dem Theater gut, das kann gar nicht schaden!"

Ich den Ingomar! dachte Ernst. Der Gedanke ergriff ihn jetzt mit jäher Gewalt; die Gefühle jenes Abends durchflogen ihn wieder, an dem er Parthenia-Melanie gesehn und sich zu ihrem Ingomar hinaufgeträumt hatte. Dann sein wirklicher Traum in der Nacht darauf: er auf der Bühne neben Melanie, wie Ingomar in ein Tierfell gekleidet; können Sie mich nun lieben? fragt er sie. Da hebt sich die kleine Hand und ohrfeigt ihn rechts und links ...

Wie anders war es seitdem gekommen! Marburg! Hotel Freidhof! — Er hätte beinahe wieder laut aufgelacht. Doch er beherrschte sich. Er bewunderte sich, wie ihm das gelang. In mir stürmt es, dachte er, in mir sind Orkane, Teifune, von denen ihr alle nichts wißt. Aber nie verlier' ich die Herrschaft! nie!

„Sie haben gewiß recht, Herr Schirmer," sagte er bescheiden. „Die Schablone durchbrechen, gewiß; weg mit der Schablone! So was von einem wilden Liebhaber brächt' ich auch wohl fertig, wenn's sein müßte. Aber ich kann mir vor allem nicht denken, daß es der Gilbert recht sein wird, neben einem solchen Ingomar zu spielen."

„Der Gilbert?" fragte Petersen.

„Ja. Meine Figur! — Und außerdem spiel' ich ihr auch schon zu viel. Neulich auf der Probe, als mich die

andern fragten, was mir fehle, da nickte sogar auch sie und sagte: ‚es ist wahr, Sie sehen blaß und abgemagert aus. Sie sollten sich schonen, sollten nicht alles spielen, was der Direktor von Ihnen will!‘ — Was haben Sie für ein teuflisches Lächeln, Petersen?“

„Gar nichts,“ erwiderte Petersen trocken. „Ich finde nur, diese junge Dame spricht so und auch so. Ich hörte neulich, wie sie zum Direktor sagte, als sie dachte, sie wären allein: ‚Der kann ja nie genug spielen. Geben Sie ihm nur immer neue Rollen, immer mehr und mehr!‘“

Ernst blickte starr auf Petersen, über diesen Abgrund von Bosheit staunend, der sich plötzlich aufthat. Dann kam es über ihn, daß er doch wieder lachen mußte. Er lachte so heftig, so dröhnend auf, daß Petersen zusammenfuhr und Schirmer aufstand.

Sie sahen ihn beide eine Weile schweigend an; darauf begegneten sich ihre Augen. Ernst ward innerlich ärgerlich, wütend, auf die beiden und auf sich selbst.

„Herr, was haben Sie?“ fragte Schirmer endlich. „Es wird einem ja bange mit Ihnen. Sie — — Sie lachen einem ja durch Mark und Bein. Sind Sie nicht gesund? — Ich wollte mir schon erlauben, Ihnen zu sagen —“

Er brach ab, da eben Melanie Gilbert eintrat. Sie kam aus ihrer Garderobe, für die nächsten Scenen umgekleidet. Als wäre sie schon im Geist ihrer Rolle, schwebte sie anmutig vornehm daher, mit einem besonders lieblichen Lächeln, da sie dem Gast zu gefallen wünschte. Ihr Staats- und Prunkgewand kleidete sie gut; ihre Gestalt war wirklich verführerisch; sie hatte sich nur zu lebhaft geschminkt. „Man wird uns gleich rufen, Herr Schir-

mer," ſagte ſie heiter, wie in der Freude, neben ihm zu ſpielen. „Uebrigens, ſo warm wie heut hab' ich das Publikum lange nicht geſehn!"

Wie ſie ſchmeichelt und heuchelt! dachte Ernſt, dem ſie auf einmal wie ein Greuel erſchien; es kränkte ihn, ſie anzuſchauen. Jedes Wort von ihr that ihm in den Ohren weh. „Geben Sie ihm nur immer neue Rollen, immer mehr und mehr!" fiel ihm wieder ein. Er trat einen Schritt näher auf ſie zu. „Ihnen verdank' ich's wohl, Fräulein Gilbert," redete er ſie mit etwas unſicherer, ungelenker Zunge an, „daß Direktor Böttcher mir nun auch den Ingomar zugeteilt hat."

„Mir?" fragte ſie, ohne eine Miene zu verziehn. „Wieſo? Warum meinen Sie?"

„Nun, weil Sie doch dem Direktor ſo freundlich und ſo eifrig zureden: ‚Laſſen Sie den Prinzinger nur raſtlos ſpielen!' Sie denken wohl: vielleicht ſpielt der Mann ſich tot!"

Es ſchien, daß Melanie einen Augenblick zuſammenzuckte; darauf hielt ſie ihm aber ruhig ſtand. Mit ihrem lächelnden Charakterkopf ſchaute ſie die andern an: „Was hat dieſer Herr? — Er wird ſeit einiger Zeit ſo aufgeregt. — Wenn Sie ſich einreden, Herr Prinzinger, daß ich intriguiere und gar gegen Sie, ſo laſſen Sie, bitte, ab von dieſem Wahn, eh er zur fixen Idee wird. Ich hab' beim Theater noch nie intriguiert, und ich werde nie —"

Der Inſpizient öffnete die Thür, um Melanie und Schirmer abzurufen: ſie unterbrach ſich ſogleich. „Herr Schirmer?" ſagte ſie mit ihrer weichſten, freundlichſten Violaſtimme. An deſſen Seite rauſchte ſie dann hinaus, ohne zu Ernſt zurückzuſehn; der Inſpizient war ſchon fort.

„Lieber Prinzinger!“ ſagte Peterſen ernſt. „Sie müſſen mir erlauben, Ihnen als alter Freund zu bemerken: Sie machen dummes Zeug. Daß Sie die Gilbert eben ſo zur Rede ſtellten — noch dazu vor dem Gaſt — das trifft zuletzt mich; denn ſie muß ſich das zuſammenreimen, klug wie der Racker iſt, daß nur ich es gehört haben kann, als ſie den Direktor ſo aufhetzte. Ich dachte, Sie wären zu ſtolz, darauf zu reagieren, ſonſt hätt' ich kein Wort geſagt! — Ja, nun wundert er ſich über ſich ſelbſt. — Ich hab' mich immer bemüht, zu verhindern, daß wir auch das reine Klatſchneſt werden, wie's ſo viele Theater ſind. Sie waren darin mein ‚erlauchter Alliierter‘, mit Ihren idealiſtiſchen Scheuklappen. Aber mir ſcheint, Ihre Nerven kriegen jetzt den Koller und kommen aus Rand und Band! — Nun ſagen Sie doch einmal ehrlich, da Sie mich ſo aus den tiefen Augen anſchauen: was haben Sie der Gilbert gethan?“

Ernſt zauderte noch eine Weile. — „Wiſſen Sie, ſo was ſagt man nicht gern —“

„Den andern nicht; aber dem Peterſen!“

„Ja, dem Peterſen; Sie haben recht. Meinem verehrten und geliebten Peterſen! — Sie iſt mir eines Abends ſehr gut geweſen; warum? das weiß ich noch heute nicht. Bloß um dieſen Baß? Iſt das möglich? — Aber kurz, es war ſo. Und ich war ihr nicht ſo gut, wie ſie mir. Damals nicht mehr ... Und ſeitdem verfolgt ſie mich mit ihrem Haß, ſtatt mit ihrer Liebe!“

„Das hab' ich mir ja gedacht,“ brummte Peterſen. — „Ich möcht' wohl wiſſen, ob ſie da oben 'ne Statiſtik darüber führen, wie oft ſchon dieſe Verpuppung aus verſchmähter Liebe eingetreten iſt. Ein hübſches Stück von

der Unendlichkeit käm' auf dieſes Archiv! — — Nun erlauben Sie mir, mein Junge, Ihnen einen guten Rat zu geben; er iſt wirklich gut, echt, garantiert. Sie haben ſich nichts aus ihrer Liebe gemacht, ſo machen Sie ſich auch nichts aus ihrem Haß; gehn Sie Ihrer Wege!"

„Peterſen!" ſagte Ernſt, dem die Augen wieder glühten; er ſprach faſt nur mit Flüſterſtimme, als glaubte er ſich behorcht. „Das iſt ihr Geſchoß! Sie hat dem Direktor zugeredet: geben Sie ihm den Ingomar! Ich ſoll mich blamieren, denkt ſie. Ich ſoll mich krank ſpielen. Ich ſoll mich als Liebhaber — ‚zwei Seelen und ein Gedanke' — lächerlich ſoll ich mich machen. Das iſt ihre Hoffnung!"

„Möglich, guter Junge; möglich. Aber wiſſen kann man's nicht. Gehn Sie unbekümmert —"

„Ich weiß es!" fiel ihm Ernſt ins Wort, deſſen Rede immer lauter ward. „Mir ſagt's die innere Stimme, Peterſen!"

„Ah! Sie haben eine innere Stimme. Sie Glücklicher! Ich hab' nur mein bißchen Verſtand, weiter nichts. Sie aber haben ſtatt deſſen —"

„Spotten Sie nur, Peterſen! Ich glaub' doch an dieſe Stimme. Wenn man ſie ſo deutlich hört! — Sie will mich zu Grunde richten. Ich ſoll zu Grunde gehn, phyſiſch und moraliſch, als Menſch und als Künſtler. Ich durchſchaue das. Aber wie Sie ſagten, o, wie haben Sie recht: ich gehe meinen Weg!"

„Sie können gar nichts Geſcheiteres thun. Jetzt führt Sie aber Ihr Weg auf die Bühne, deucht mir; Sie ſollen wieder ſpielen."

„Ich gehe meinen Weg!" wiederholte Ernſt, indem

er einen von Petersens Rockknöpfen ergriff. „Ich spiele auch den Ingomar! ihr ins Gesicht! Mit all meiner Kunst, mit all meiner Kraft will ich ihn spielen — als tektosagischer Schlossergeselle — verstehn Sie mich nicht falsch, Petersen, schofel modern mein' ich's nicht. Aber urwüchsige Kraft! Natur, Natur! — Ich werd' mein Ziel erreichen, teurer Regisseur und Freund, glauben Sie mir! Zweifeln Sie noch nicht an mir —"

„Mensch, ich zweifle ja nicht!"

„Ich lache über meine Feinde! — Ich reite auf zwei ungesattelten Rossen, soll diese Dame gesagt haben ... Ja, das thu' ich auch; auf zwei ungesattelten Rossen reit' ich — Schauspieler und Sänger zugleich — und ich werde beides! Wenn die andern schlafen, dann studier' ich weiter ... Bitte, hören Sie das Neueste an! ‚Der verrückte Geiger'; das üb' ich für mich. Der Text ist von Baumbach; die Musik — —"

Er begann zu singen, mit ergreifend gedämpfter Stimme:

„Ein Geiger sitzt am Straßenrand,
Den Hut ins Haar gedrückt;
Er ist bekannt in Stadt und Land,
Der Geiger ist verrückt.
Zerrissen ist sein Kleid" —

„Mensch, Sie müssen ja auf die Bühne!" sagte Petersen.

„Im Augenblick! — Mir gefällt das Ding so gut; ich hab' so gewisse Töne dafür. Der Geiger singt dann, von Lieb' und Treu, kommt dabei ins Lachen; das muß ein schaurig wildes Lachen sein, verstehn Sie, wie man's noch niemals gehört hat. Schlicht dabei und ganz natürlich —"

„Herr Prinzinger! Höchste Zeit!“ rief der Inspizient, der ihn überall gesucht hatte; er stand in der aufgerissenen Thür.

„Heiliges —!“ rief Ernst erschrocken zurück. Er stürmte hinaus.

Petersen sah ihm kopfschüttelnd nach. „Der hat sich verändert. Da kommt der pünktlichste aller Komödianten bei einem Haar zu spät!“

VIII.

Ernſt hatte ſich Wort gehalten und die Rolle des „Sohnes der Wildnis“ mit unermüdlichem, immer tiefer grabendem Fleiß ſtudiert; indem er mit klarem Gefühl für ſeine Stärke und für ſeine Schwäche den redlichen Kraftmenſchen frei und voll herausarbeitete, noch über den Dichter hinaus, und den Liebhaber unterordnete, ſo weit es ſich thun ließ. Als der zweite März, der Tag der Aufführung, herangekommen war, fehlte es ihm nicht an fröhlichem Mut; nur die Nerven, die er verwünſchte, waren ſonderbar flatterhaft, unbeſtändig, bald ins Leidenſchaftliche, bald ins Weichmütige ausgleitend; er hatte ſie bei aller Anſtrengung, ſich zu mäßigen, doch wieder zu ſtark verbraucht. Am Nachmittag ließ es ihm keine Ruhe, er mußte die ganze Rolle nochmals durchgehn, immer noch wieder die Feile anſetzen; denn wie wenn es überall an die Wand geſchrieben ſtünde, ſah und hörte er den ganzen Tag: „heut blamier' dich nicht!“ Es ging ihm närriſch, während er ſo feilte: in dem erregten Hirn ſtiegen gleichſam Blaſen auf, die mit dieſer Arbeit nichts zu ſchaffen hatten, Erinnerungsblaſen, eine nach der andern, aus ganz andrer Stimmung und ganz andrer Zeit. Er ſaß wieder als Schloſſergeſell oben auf dem

„Juchhe", ſchaute auf die unten wurlenden Ameiſen, die Zuſchauer, hinab und horchte träumeriſch verzückt, wie ſie im Orcheſter die Geigen ſtimmten. Dann rauſchte der Vorhang auf; er hörte förmlich den harten Ton. Am Rocken ſpinnend, ſaß Parthenia da, die ſchöne Melanie; wie eine zehnte Muſe, wie ein Fürſtenkind. Ihm hämmerte ſein Schloſſerherz . . .

Er ſtudierte weiter, über dieſe Blaſen des Gehirns ingrimmig verächtlich lächelnd. Die ſchöne Melanie! Ein Weib, weiter nichts! Er kannte ſie jetzt, als ſäh' er ſie vom Himmel herab; er ſchaute ihr in das papierene, angeſengte, verkohlte, ſeelenloſe Herz. Ein falſches Weib, weiter nichts! — Du dich an mir rächen? dachte er, während noch immer die ſüßen, weichen Erinnerungen wie ſinnloſe Traumbilder aufſtiegen. Mich zu Grunde richten? — Ich werd' vor deinen Augen in die Höhe wachſen, daß du dich wundern wirſt. Es wird ſich ein Baß emporſchwingen über die Violaſtimme; wie der Mann über das Weib. Ich werd' dich vernichten! Ich werd' dich zerſchmettern!

So ging er endlich in hoher Stimmung dem Theater zu; es kam ihm ein leiſes Singen vor Freude, während er feſt und ruhig durch die Straßen ſchritt. Er hatte das Gefühl, als ſei er ganz ruhig; nur ein ſchwüler Hauch, der ihn anwehte, beläſtigte und erregte ihn, und die dunklen, langen Wolken mißfielen ihm, die am Himmel hinzogen. Auguſt Möller kam ihm entgegen, der wieder lange nicht geſehene; das hübſche Geſicht lächelte herzlicher als ſonſt. Ernſt begrüßte ihn und blieb ſtehn. „Ich weiß," ſagte Auguſt mit einem leichten Anflug der Gönnermiene, die er vordem ſo manches Jahr für den kleinen Ernſt Prinzinger gehabt hatte. „'s iſt heut ein

großer Tag für dich. Ich bin auch dabei! Ich geh' mit ein paar guten Freunden hin."

„Freut mich!" erwiderte Ernst. „Freut mich wirklich. — Wenn nur die verrückte Schwüle nicht wär'. Oder ist das mehr in mir? — Oder ist's die erste Frühlingsluft?"

August lächelte gleichgültig: „Mag sein, was es will; ich spür' davon nichts. — Aber weißt du das Neueste? Das Träubchen hat mir's heut erzählt. Minna hat wieder einen Schatz!"

„Minna —!"

„Ja, und was für einen! Das infidele Haus, den Herrn Haber. Mutter Gerster soll außer sich sein; — das kann ich von mir nicht sagen. Ich hab's kommen sehn! — Und dann, gerecht muß man sein: sie konnt' leicht an einen Schlimmern kommen. Soll wenigstens ein guter Kerl sein: leben und leben lassen. Na, und mit Batzenwein und Doppelmops lebt er auch nicht, so wenig wie der Erich Payer; Geld wie Heu! — Dir ist's aber gar nicht recht, scheint mir —"

„Recht!" — Ernst fuhr auf, er hatte wie versteinert gestanden. „August Möller! Mir sollt's recht sein, denkst du!"

„Nu, so gradaus hab' ich's nicht gedacht. Aber wenn du's anders haben wolltest — nimm's nur nicht übel; du bist so empfindlich — das lag ja in deiner Hand! Hätt'st du sie selber genommen — die Minna hätt' nichts dagegen gehabt, das weiß ich gewiß. Dann wär's wenigstens, sozusagen, in der Familie geblieben ... Aber ich halt' dich auf; du hast ja noch viel zu thun, eh's losgeht. Also ich will dir den Daumen halten. Gut Heil!"

Ernſt ging ſchweigend weiter; ein ekelhaftes Gefühl lag ihm auf der Bruſt. Als er im Theater in ſeine Garderobe trat, ſah er ein Briefchen auf ſeinem Tiſche liegen; ſchon von weitem erkannte er Minnas unentwickelte, ſchülerhafte Schrift. „Lieber Ernſt!“ las er, nachdem er es aufgeriſſen hatte. „Unter die Augen mag ich Dir nicht treten; darum laß mich Dir mit drei Worten ſchreiben, daß mein Schickſal über mich gekommen iſt. Glaub mir, glaub mir, Ernſt, es iſt beſſer ſo! Mich hat's oft ſo gedrückt, in den Erdboden hinein, daß ich Dir alsfort ſo zur Laſt ſein ſollt', Opfer von Dir annehmen, ohne daß ich Dir auch was Liebes ſein konnte. Nun mißbrauch' ich wenigſtens Deine Güte nicht mehr. Für mich iſt geſorgt. Ach, Du guter Ernſt — ich muß weinen, wenn ich an all Deine Güte und Großmut denke — hab Dank, tauſend Dank! ſo lang' wie ich lebe!

„Deine — —

„Ich wollt' ſchon ein Ende machen, da fällt mir erſt ein, daß ich Dir noch gar nicht geſagt hab', wer mein Schickſal iſt. Du kennſt ihn ſchon lang'; Gottfried Haber heißt er. Ich glaub', er hat mich wirklich lieb. Ich bin ihm ſehr gut; ich halt' ihn für einen der beſten Männer, die's giebt. Einer iſt noch beſſer, das weiß ich; ach, dem hätt' ich ſo gern gezeigt, wie dankbar und treu ich ihm bin. Es hat nicht ſollen ſein. Ernſt! Veracht mich nicht! Ich bitt' Dich von Herzen. Denk, wie ich nun einmal bin, und wie ich daſteh' in der Welt, und wie's dem Herzen doch ſo ſchwer wird, fort und fort zu darben. Kannſt Du mir einmal verzeihn, dann ſag mir's!

„Deine weinende Minna.“

Er blickte noch eine Weile auf das graue Briefchen, das fremdartig duftete; dann warf er es auf den Tisch. Weiber! Weiber! dachte er, mit wilder Verachtung gegen sein Mitleid kämpfend; eine wie die andre! „Denk, wie ich nun einmal bin“ ... Ja, du bist nun so! — Und darum Räuber und Mörder! Darum mich zu schanden gearbeitet, alles aus mir selbst gesogen, meine Nerven abgehetzt, mein Hirn um und um gekehrt. Nun kommt sie, ein echtes Weib, und sagt ...

Nein! raffte er sich mit wildem Uebermut auf, wie ein Unberührbarer lächelnd; was geht mich das Gewürm da unten an; ich flieg' drüber hin. Was ist mir die Stadthausstraße und der fidele Mainzer und all das Gezücht. Ich will heut den Ingomar spielen! Salvini hat ihn besser gespielt, das weiß ich gewiß; aber so soll ihn noch keiner gespielt haben wie ich — so ganz meine Seele drin! — Es war eine Glut in ihm, die ihn wieder selig machte; er lächelte vor Gefühl der Kraft. Es kam ihm vor, als gehe er wie Tamino durch leibhaftiges Feuer hin, aber es thu' ihm nichts, gar nichts. In ihm sang auch eine Zauberflöte; das ist die Kunst! sagte er zu sich selber, während er sich ankleidete, seine „Maske“ machte; das ist die Kraft, das ist das Genie! Ja, ja, ein Fünkchen von Genie. Es wettert in mir, es blitzt durch meine Adern, ich fühl's. Siegen oder Untergehn! Siegen oder Untergehn!

Er sang endlich hörbar, fast laut vor sich hin; in unermeßlicher Heiterkeit, wie ihm schien. Dann nahm er Minnas Brief und zerriß ihn, in immer kleinere Stücke; vor seinen Augen ward Nacht; darin erschien die schöne Melanie, die Parthenia von damals — er haßte sie aber,

ihm ballten ſich die Fäuſte. Er ſang ihren Namen drohend, verächtlich. Unterdeſſen ſpielten ſie draußen auf der Bühne den erſten Akt, den in Maſſilia; er kam erſt im zweiten. Er öffnete die Thür und horchte hinaus. Zuweilen hörte er einige Töne von Melanies falſcher, verlogener Stimme; es widerte ihn an. Er lachte. Dann begann ein wunderliches Flackern in ſeinem Hirn; wie wenn eine Fackel, die der ſchwüle Nachtwind bewegt, hierhin und dorthin flammt. Manchmal war's, als erlöſche ſie. Ja, dachte er in plötzlichem Zuſammenſchauern, es iſt eine ſchwüle Nacht . . .

Er ſtand auf der Bühne, es war der zweite Akt; er ſpielte. Mit dem alten Myron ſpielte er jetzt, dem ſchlechtgeſchminkten, winſelnden Vater der Parthenia, ſeinem Gefangenen. Er verachtete ihn, wie es ſich gehörte, den kleinen Spießbürger von Mainz — nein, von Maſſilia. Myron weinte um ſein verlorenes Spießbürgerleben, um Weib und Tochter; Ernſt-Ingomar wallte in glühender, wilder, verhöhnender Empörung auf:

„Um Weiber Thränen? Biſt du ſelbſt ein Weib?
Was ſind denn Weiber? — Eitel üppig Volk,
Geboren zu gebären und zu dienen!
Das wirft verbuhlte Blicke, kaum noch reif,
Das ſalbt ſein Haar und ſpiegelt ſich im Bach! —
Wär' ich ein Gott und hätt' die Welt zu ſchaffen,
Mir dürft' kein Weib ſein, keins!"

So hab' ich noch nie geſprochen, wie heut! dachte er und ſah mit den brennenden, ſtolzen Augen in das volle Haus. Das war hart für Weiberohren . . .

Er hätte gern noch mehr geſagt, aber der Dichter hatte das Wort, das Stück ging ſeinen Gang. Ingomars

Gefährten kamen, die von der heraneilenden Parthenia erzählten, dann Parthenia selbst. Da stand sie, bei Gott, sie war's! die als Griechin verkleidete Melanie, die einst Angebetete, vor der ihm das Herz wie wahnsinnig schlug. Jetzt war kein Mensch so frei von Wahnsinn wie er; keiner sah ihr so ins Herz wie er. Alles falsch an ihr! Die edle Haltung, die stolzen Lippen, die großen nachtenden Augen, die goldene Stimme, alles, alles falsch! Nun kniete sie bittend nieder; vor wem? vor dem Schlossergesellen von damals, vor dem feig schüchternen Burschen, der ihr als Botengänger den Kranz mit den Rosen, den Kamelienstrauß gebracht. Ja, ich war's! ich war's! dachte er, während sie die flehenden Verse sprach. Das ist aber hundert Jahre her. Jetzt bin ich ein Künstler, ein Mann...

Sein Stichwort kam; er wies sie herrisch und höhnisch zurück. Vielleicht zu höhnisch! flog ihm durch den Kopf; es flog aber vorbei. Parthenia erhob sich, stolz — ein schönes Weib! — und bot für ihren gefangenen Vater Lösegeld: sich selbst.

„Ein grünes Leben für dies welke,
Für Alter Jugend, frische Kraft für Schwäche,
Das biet' ich euch; sagt Ja und gebt ihn frei!"

Doch Ernst, als rauher Tektosage, schüttelte den Kopf:

„Dein Vater schmiedet Waffen
Und kann uns nützlich sein; du aber bist
Ein Weib!"

Ja, ja, dachte er, während nun wieder die falsche goldene Stimme sprach: ein Weib! Hast du's gehört? Du bist nur ein Weib! Wenn du im Glück bist und

der andre nicht, so begönnerst du ihn hoch vom Olymp herab. Rührt einmal seine Kunst, seine Stimme dein kaltes Herz, so sagst du wie die Prinzessin zum Knaben: „wenn du das Herz hast, küsse mich!“ Aber thut er's nicht, weh ihm! Dann bäumt sich deine Schlangenseele und zischt! Und sie speit ihr Gift ...

Ihm fiel etwas auf die Sinne: eine tiefe Stille. Melanie hatte ausgesprochen; sie hatte angepriesen, was sie alles könne, um als „Lösegeld“ nützlich und angenehm zu sein. Der Tektosagenhäuptling sollte wieder reden; sein Geist war aber noch bei seinem Zorn, es war wie eine wilde Brandung in ihm. Nur die Stille um ihn her begann ihn zu stören; dann ward der Souffleur so laut. Und doch verstand er ihn nicht; es rauschte lästig in seinem Ohr. Melanie flüsterte. Er verstand sie nicht. Er wußte nicht, was sie wollte; sie reizte ihn nur. Alles reizte ihn ...

„Um Gottes willen,“ sagte sie lauter, „sprechen Sie doch! Sie sprechen ja nicht!“

„Prinzinger!“ flüsterte Petersen, der hinter ihm zwischen den Coulissen stand.

Jetzt redete der Souffleur so deutlich, daß Melanie erschrak, Ernst aber jedes seiner Worte hörte:

„Nun, das thut Not! Dein Vater konnt' nur weinen!“

Das sind schwache Worte! dachte Ernst aber und schüttelte den Kopf. Das muß ich stärker, stärker machen ...

Ihm flossen die rechten Worte zu, die einzigen, die ihm zu taugen schienen; vielleicht nicht vom Dichter hierher gestellt — vielleicht in eine andre Scene — aber hierher gehörten sie! jetzt, jetzt! in dieses stolze, schnöde

Geſicht! Er trat näher auf Parthenia zu, ſo daß ſie zuſammenfuhr, und herrſchte ſie mit dem ganzen Erzklang ſeiner Stimme an:

„Bleib, ſag' ich, bleib! Unwürdig achteſt du
Mich deiner Worte? Weißt du, wer ich bin?
Ich bin ein großer Häuptling, klangvoll tönt
Durch alle Berge meiner Thaten Ruf;
Ich bin dein Herr! und ehren, mein' ich, ſollte
Dich deines Herren Gunſt; und ſo bedenke,
Wer ich bin und wer du!"

„Sind Sie denn verrückt geworden?" flüſterte Melanie, deren erblaßte Augen ihn anſtarrten. „Sie ſprechen ja den dritten Akt!"

Das Wort „verrückt" ſchlug ihm auf das Herz; ſo hatte ihn noch nichts erbittert, wie das. Nein, jetzt keine Schonung mehr! Sie niederſchmettern, ſie enthüllen, entlarven, vor der ganzen Welt! „Du nennſt mich verrückt?" ſagte er laut; noch mit demſelben Klang der Stimme, mit dem er eben geſprochen, als redete noch Ingomar zu Parthenia. „Du, du, mich? Wer biſt du denn? Zu wem ſprichſt du denn? Ich bin nicht mehr der Barbar, den du emporziehen ſollſt. Ich verachte dich! Ja, ja, ja, ich verachte dich! — Die da draußen auch. Euch alle! Ich weiß, wer ich bin! Ich bin mehr als ihr! Ich hab' alles erreicht! Werd' noch mehr erreichen!"

Melanie zitterte an allen Gliedern. „Laſſen Sie doch den Vorhang fallen!" flüſterte ſie mit überſtürzter Heftigkeit dem entſetzten Peterſen zu.

Ernſt hörte es, nun lachte er gellend auf. „Du willſt den Vorhang; ja, ja, das begreif' ich. Willſt dein Natterleben ſo weiter verhüllen und verſtecken! — Ich reiß' ihn aber weg, den Vorhang. Ich, der Tektoſage!

Ich, der Botenläufer mit dem Sündenkranz. Ja, ja, ich hab' ihn dir damals gebracht. Ich sag' dir's heut stolz, lachend ins Gesicht! Denn ich verachte dich!"

„Vorhang!" rief Petersen zu den Soffitten hinauf. Die Leinwand rauschte herab. Direktor Böttcher stürzte auf die Bühne; Melanie war auf das Wurzelwerk eines großen Baums gesunken, neben dem sie gestanden hatte, und lehnte sich wie ohnmächtig an den festen Stamm.

„Haben Sie den Verstand verloren?" schrie der Direktor, doch mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „Herr mein Gott! mein Gott! — Was machen wir, Petersen?"

„Schließen!" murmelte Petersen, indem er auf Ernsts verzerrtes Gesicht und auf die halb erloschene Gilbert blickte.

Melanies Augen öffneten sich aber sogleich; sie nickte. „Ich spiel' nicht mehr weiter!" sagte sie, wie durch die Kraft ihres Zorns und Hasses wieder aufgeweckt. Sie wandte den Kopf zu Böttcher, nach einem wilden Blick auf Ernst: „Den werden Sie doch nicht wieder auftreten lassen, Direktor. Ich stell mich nicht wieder neben ihm hinaus!"

Ernst erwiderte nichts. Er sah sie auch nicht mehr an, er starrte in die Luft. Flüchtige Röten erschienen auf seinen blassen Wangen und vergingen wieder in der fahlen Bläße; wie wenn kleine Nattern emporzüngeln und wieder im Grün des Grases verschwinden. Er versuchte, ganz klar zu denken, was hier eben geschehen und wie es gekommen sei; er vermochte es aber nicht.

Nach einer Weile legte sich ihm eine Hand auf die Schulter; seine Augen trafen Petersens Gesicht, das so ernst und traurig war, wie er's noch nie gesehen hatte.

Peterſen kam von der Rampe her; mit Böttchers Zuſtimmung hatte er den Zuſchauern mitgeteilt, daß nicht weitergeſpielt werden könne, das Geld an der Kaſſe zurückgegeben werde. Schweigend nahm er nun Ernſt am Arm, ihn zu ſeiner Garderobe und dann nach Hauſe zu führen. Ernſt ging ſchweigend mit; ihm war's noch ein Traum.

IX.

Kirchheim, die Schwägerin Henriette und Elsbeth ſaßen nach dem Abendeſſen noch um den Tiſch; der hochſtehende Mond ſchien durch die Fenſter ſchräg ins Speiſezimmer herein. Man ſah den von ihm beleuchteten Schnee, der noch hier und da auf den Waldbergen gegenüber lag; im Marburger Thal war er ſchon in der Schwüle dieſer erſten Märztage weggeſchmolzen. Henriette ſtudierte die Abbildungen in ihren Pflanzenbüchern, ſie war die Botanikerin der Familie, ihr botaniſcher Profeſſor, wie Kirchheim ſie ſcherzend nannte. Elsbeth ſchaute wohl hinüber, ließ ſich auch dieſe und jene Blume erklären; aber die gedruckten und gemalten gefielen ihr nicht mehr, ſie ſehnte ſich nach den lebendigen, ſie hatte Frühlingsheimweh. Kirchheim trommelte leiſe auf dem Tiſch den Hohenfriedberger Marſch; er ſchlug eben dem alten Fritz einige ſeiner Schlachten nach.

Ueber die große Steinterraſſe unter den Fenſtern kam Gretchen gelaufen, die noch einen Gang zur Stadt gemacht hatte; man konnte ihre eiligen Schritte hören. Bald darauf trat ſie ins Zimmer ein, noch immer haſtig, und mit wenig Atem. Sie hatte gute, tüchtige Lungen, aber im Anfang vermochte ſie kaum zu ſprechen.

„Was ist Ihnen?“ fragte der Professor gemütlich, der sich mit dieser „echten Germanin“ gerne unterhielt. „Wenn Sie noch nicht schnaufen können, so lassen Sie sich Zeit.“

„Da ist nur dieser Student dran schuld!“ sagte Gretchen, nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte. Als Professorsmagd sprach sie nicht mehr „Storent“, wie das Marburger Volk.

„Was für ein Student?“

„Er war uns ja immer nachgegangen, Herr Professor; der Kathrine, dem Lieschen und mir; wir kamen von der Wettergasse zurück. Und wie wir schon nahe ans Hausthor kommen, sagt der Blasenkopf — Sie entschuldigen — fängt der Herr Student an, so häßliche Redensarten zu machen; er hatt' eigentlich schon bei der lutherischen Kirch' angefangen, wir hatten aber so gethan, als hörten wir nichts. Er dacht' wohl, das sind auch so Mäderchen! Denn es ist ja wahr, hier laufen viele in Bauerntracht herum, die machen sich mit ihnen gemein und sind schlecht. Er hatt' so ein ritzerotes Gesicht; hatt' wohl viele Schoppen getrunken —“

„Das soll bei den Herrn Studenten vorkommen,“ sagte Kirchheim lächelnd; er leerte eben auch sein Glas.

„Ja, es kommt wohl vor, Herr Professor. Aber derselbichte Student wurd', so was man sagt, unverschämt; und die Kathrin' und das Lieschen dachten, er hält sie fest, und in ihrer Angst liefen sie ins Thor hinein und zur Trepp' und die Trepp' hinauf. Ich blieb aber im Thorweg stehn; zum Himmelgewitter noch emal! hab' ich mir gedacht, vor so 'nem Ekel lauf' ich nicht fort! Und ich sag' ihm — ich weiß nicht mehr, was. Eine Schmei-

chelei iſt's wohl nicht geweſen. Da kommt er auf mich zu, der Menſch, und lächelt noch; und ſtreckt die beiden Arme aus! Ich guck' ihn aber nur ſo an; ja, komm nur! Rührſt mich an, hab' ich mir gedacht, ſo werf' ich dich über die Mauer, und wenn's Tote giebt!"

Kirchheim lachte laut. „Bravo!" rief er aus.

„Und was hat er dann gethan?" fragte Henriette.

„Nur noch reſſeniert hat er, Fräulein; ich hab' ihn aber ruhig angeguckt. Und dann redderierte er rückwärts redur!"

„Sie werden ihn gut angeguckt haben, Gretchen," ſagte der Profeſſor, mit einem wohlgefälligen Blick auf die feſte, kräftige Geſtalt. „Ich denk' mir, ſo waren die heſſiſchen Jungfrauen in den alten Zeiten; nur daß ſie noch nicht bei Profeſſoren dienten. Bleiben Sie ſo, zum Himmelgewitter! Wahren Sie die Ehre des Hauſes!"

Gretchen lächelte, nun wieder die Ruhige, Schlichte, Sinnige, die Naturſchwärmerin, und ging zu ihrer Küche hinaus.

Elsbeth ſah ihr nach; ſie beneidete ſie im ſtillen, daß ſie beinahe einen Studenten über die Mauer geworfen hätte, ſagte aber nichts.

„Wer ſingt denn da unten auf der Straße?" fragte Kirchheim nach einer Weile, aus ſeinen Gedanken aufhorchend.

„Es werden Verbindungsſtudenten ſein, die von ihren Kneipen heimgehn," erwiderte Henriette.

Kirchheim ſchüttelte den Kopf: „Von denen ſingt keiner ſo gut. Das iſt eine merkwürdige — wunderbare — — Er ſingt den Freiligrathſchen Prinz Eugen. ‚Angebunden an den Pflöcken — an den engen Sattelböcken' —"

„Vater!“ rief Elsbeth plötzlich, mit halb erſtickter Stimme. Sie ſah ihn tief erſchrocken an. Sie wußte nicht, ob ſie lächeln und ſich freuen ſollte.

„Was meinſt du, Kind? — Das iſt — —“

„Ja, das iſt er, Vater!“

Kirchheim ſtand auf. „Ernſt Prinzinger! Bei Gott! Das iſt ſein Baß! und ſo ſingt kein andrer! — Henriette, hörſt du? — Wie kommt denn der heute, am dritten März, in der Nacht hierher?“

Unten auf der Straße, am Thorweg, aber offenbar durch die Mauer verdeckt, ſang der Sänger weiter:

„Auf dem Mantel liegt ein Jeder,
Von den Tſchako's weht die Feder,
Leutnant würfelt und Kornet.“

Jetzt verließ er aber dieſe Romanze und ſprang mitten in eine andere hinein, die vom verrückten Geiger; Kirchheim kannte ſie. Er fing da an, wo der Geiger ſingt:

„Drei Saiten hat die Fidel mein,
Die beſte Saite ſprang,
Drei Lieder weiß ich noch allein
Von allen die ich ſang.
Das erſte ſagt von Lieb',
Das zweite ſagt von Treu',
Ha ha ha ha! von Treu'!
Das dritte klingt gar wüſt und wild
Wie Sturm im Mai!“

„Um Gottes willen —!“ murmelte Kirchheim. Es lief ihm kalt den Rücken hinab, jetzt erſt: ſo ſchaurig, ſo fürchterlich war dieſes „Ha ha ha ha“ durch die Nacht erklungen. Eine wilde, unſinnig ſchwelgende Uebertreibung war in dem ganzen Geſang. Dann folgte noch ein zweites

Lachen, schrecklicher als das erste; das war offenbar ein Zusatz des Sängers, der Tonsetzer hatte es nicht gemacht. Kirchheim blickte seine Damen an. Henriette schüttelte den Kopf, als verstehe sie das alles nicht, Elsbeth bebte leise.

„Es steht am Markt ein Giebelhaus,
Dort sing' ich gar zu gern;
Drei Jungfern schau'n zum Fenster naus —"

„Er singt weiter," sagte Henriette und horchte.

„Er steigt aber dabei die Steintreppe herauf!" flüsterte Elsbeth.

Kirchheim stürzte hinaus. Als er auf die Terrasse vor dem Hause kam, hörte er den Gesang ganz nahe, auf den letzten Stufen; wieder erschallte das „Ha ha ha ha," grausig wie vorhin. Der Mond beschien den heraufsteigenden Ernst; sein Hut saß weit in den Nacken zurück, sein abgezehrtes Gesicht hatte in dem bleichen Licht etwas Totenhaftes. Den Professor durchfuhr ein Gefühl, als komme da ein Gespenst herauf, als melde sich der tote Ernst Prinzinger, der Balladensänger, durch einen letzten Gesang, wie es sich gehörte.

„Mein Liebchen, sollst nicht traurig sein,
Du bist so schön und gut!
Ha ha ha ha!"

Kirchheim konnte dieses markdurchwühlende Lachen nicht mehr hören. „Prinzinger!" rief er ihn an und trat auf ihn zu.

Ernst verstummte, sowie er von dieser Stimme seinen Namen hörte. Er blieb stehen, schon auf den Steinplatten der Terrasse, und stierte dem Professor mit einem totblassen, erschütternd glückseligen Lächeln ins Gesicht.

„Prinzinger!“ ſagte Kirchheim wieder, noch unfähig, ihm die Hand entgegenzuſtrecken. „Welche Ueberraſchung! Wie kommen Sie auf einmal hierher?“

„Iſt mir's gelungen, Profeſſor?“ entgegnete Ernſt, immer weiter lächelnd. „Hab' mich Ihnen anmelden wollen, durch die wohlbekannte Ballade: ‚Zelte, Poſten, Werdarufer‘; darum ſchmetterte ich da unten beim Thorweg los! Dann kam mir aber der andre dazwiſchen, der verrückte Geiger; ſchien mir beſſer zu dem Mondſchein zu paſſen und zu meiner Stimmung. Ich bin in einer tollen Stimmung, Profeſſor ... So ſelig war wohl noch nie einem Menſchen zu Mut ... Sie lächeln aber nicht, Profeſſor! Sie lachen mir nicht Willkommen zu!“

„Ich wundere mich noch. In der Nacht, ſo plötzlich —“

„Ich hatt' Ihnen ja wieder lange nicht geſchrieben, lieber, teurer Meiſter. Und es war da ſo viel zu ſagen; o, Sie ahnen nicht. Eine Welt, Profeſſor! — Da kam mir dieſen Nachmittag plötzlich der Gedanke, der erlöſende Gedanke: fahr hin! Und ich bin zum Bahnhof geſtürmt ... Der Mond fuhr immer mit. Mir ein gutes Zeichen. Ich lieb' ihn, den Marburger Mond. Der ſchien auch den Abend, als ich zum erſtenmal da unten vor Ihrem Thorweg ſtand, als wir uns kennen lernten ... Sie ſind aber nicht glücklich, lieber Herr Profeſſor. Damals beim Abſchied umarmten Sie mich!“

Kirchheim überwand ein unheimliches Widerſtreben und zog ihn an ſeine Bruſt. „Nun aber ſagen Sie — — Herzlich willkommen, lieber Freund! Aber nun ſagen Sie: in Mainz wird ja doch noch geſpielt?“

Ernſt lachte auf. „Ja, ja, aber ohne mich! — Ich

bin frei, Profeſſor! Frei von allen Banden! Frei von dem Natterngezücht! Frei von dem Sklavendienſt! Der freieſte Menſch unter dieſem Mond! — Und ich ſteh' auf Ihrer Terraſſe! Ha ha ha ha!"

Er ſang wieder das Lachen des verrückten Geigers.

„Was ſoll ich?" fragte er dann, da Kirchheim ihn am Arm nach der Hausthür zog.

„Mit hinaufgehn. Kommen Sie. Und laſſen Sie dies Ha ha!"

„Von dieſer ſchönen Terraſſe fort? Laſſen Sie uns doch hier im Mondlicht ſtehn. Oben die freien Sterne, Profeſſor, auch ſo frei wie wir! Und da drüben das Silber auf den dunklen Bergen — als wären viele Sterne heruntergefallen —"

„Das iſt letzter Schnee," ſagte Kirchheim und zog ihn rückſichtslos entſchloſſen ins Haus. „Wir haben ja noch Winterszeit. Da gehört man in die Stube; und die Damen erwarten Sie. — Gehn Sie nur voran!"

Er ſah ihn nun willig die Haustreppe hinanſteigen, aber langſam, wie mit müden Knieen, erſchöpft; Kirchheims Sorge und Grauen wuchs. Er bemerkte nun auch, daß Ernſt nichts als Hut und Mantel hatte, ſo wie man über die Straße geht. Als ſie oben ins Speiſezimmer kamen und Ernſt auf Henriette zuging, um ſie zu begrüßen, erſchrak die zarte, nervöſe Dame über das wirre Lächeln dieſes bleichen, entſtellend mageren Geſichts ſo heftig, daß ſie auf ihren Stuhl zurückſank. Elsbeth fuhr nun auch zuſammen; ſie blieb aber herzhaft und aufrecht ſtehn.

„Verzeihen Sie," ſagte Ernſt, „wenn ich Sie er-

ſchrecke. Ich bin leider etwas heruntergekommen — nur körperlich, meine ich; ſonſt geht mir's wunderbar gut. Aber es fällt ſehr auf. Es erſchrecken manche. Ich war ſo blühend, ſo übermäßig —"

„Setzen Sie ſich, Mann!" unterbrach ihn Kirchheim und drückte ihn auf einen Seſſel nieder, indem er ihm den übergehängten Mantel von den Schultern zog. „Und ſagen Sie uns nun endlich, wie Sie ſo plötzlich von Mainz nach Marburg kommen! Sie ſind frei, ſagen Sie. Haben Sie ſich von Ihrem Theater getrennt?"

Aus dem Unglücklichen brach wieder ein Lachen hervor; es ſtieg eine Weile höher an, wie triumphierende Heiterkeit. „Ja, wer weiß das?" rief er dann aus; „ich von ihnen, oder ſie von mir? In Mainz werden ſie ſagen: das Theater hat ſich von ihm getrennt. Aber das iſt alles eins! Ich hab' ihnen gezeigt, wer ich bin! Ich hab' ihnen gezeigt, Profeſſor, daß ich ſie verachte! — Alſo ich ſpielte den Sohn der Wildnis; geſtern; — war das geſtern? — Ja. Vielleicht iſt es auch länger her. Was kommt darauf an ... Ich wollte dieſer Gilbert zeigen, daß ich ſie durchſchaue; darum wählte ich ein kühnes Mittel und ſprach allerlei, das nicht in der Rolle ſtand. Das fiel auf, natürlich. An ſo verwegene Streiche iſt man nicht gewöhnt! Und die Herren Philiſter da — — Aber ich hatte meinen Zweck erreicht. Es war eine Vernichtung, Profeſſor! Ich hab' ſie vernichtet! Dieſe Schlange wird nicht mehr züngeln. Sie iſt gezeichnet, gezeichnet. Gnädige Frau, Sie können mit mir lachen; es war lächerlich! Schaurig lächerlich!"

Er war aufgeſtanden, mit ausgeſtrecktem Arm ſang er wieder:

„Du biſt ſo ſchön, ſo gut,
Ha ha ha ha!
Ha ha ha ha!“

Kirchheim drückte ihn aber ſanft auf den Stuhl zurück. „Erzählen Sie uns gefälligſt die Sache, Sänger. Alſo die Herren Philiſter nahmen Ihnen das übel, nicht wahr, daß Sie mehr als Ihre Rolle ſprachen.“

Ernſt lächelte ihn an: „Ich verſtehe das! Sie ſind Profeſſor der Geſchichte; Sie wollen wiſſen, wie das Ganze geſchehen iſt! — Alſo ich ging dann nach Hauſe, Herr Profeſſor —“

„Wann? Nach dem Spiel?“

„Wir hatten ja nicht ausgeſpielt; es war ja nicht möglich. Es war auch nicht nötig, wozu; meine Meinung wußte nun die ganze Welt! — Und Peterſen ging mit — Sie kennen ihn ja auch ein wenig — und begleitete mich nach Haus. Es kam aber ein Widerwille über mich, während er noch ſprach und ſprach; ich wollte nicht mehr ſprechen hören; — wenn man ſo erſchöpft iſt wie ich, Profeſſor. Ich hab' ſo viel gearbeitet, Tag und Nacht; ich bin erſchöpft, erſchöpft, erſchöpft! ‚Laſſen Sie mich ſchlafen gehn,‘ hab' ich ihm zugerufen und mich ſo in den Kleidern aufs Bett geworfen; — das war geſtern abend; ja. Sie wollen wiſſen, wie alles geſchehen iſt; der Geſchichtsprofeſſor ... Dann iſt er wohl auch fortgegangen; wer weiß das gewiß! Man weiß ja nicht alles. Und in der Nacht oder heut am Tag hab' ich dann geſchlafen. Es war hoher Tag. Es war hoher Tag ...“

Er ſtockte. Er ſchien nachzuſinnen. „Wann war hoher Tag?“ fragte Kirchheim. Er warf einen mitleidigen, verſtohlenen Blick auf Elsbeth, die offenbar mit

einem noch nie gekannten Grauen kämpfte. Henriettens Augen hingen an dem blaſſen, glutäugigen, allmählich ermüdenden Antlitz.

„Als ich wieder aufwachte," antwortete Ernſt, „da war hoher Tag. Da ging ich einmal ins Wohnzimmer und auf meinem Schreibtiſch lag ein großer Brief. Ich würde mich wohl nicht wundern, ſtand darin geſchrieben — nämlich Böttcher ſchrieb es; Böttcher, der Direktor —"

„Ich verſtehe," murmelte Kirchheim.

„Böttcher, der Direktor; ſeine kluge, nüchterne Schrift! Würde mich wohl nicht wundern, ſchrieb er; zu große Empörung in der ganzen Stadt; rückſichtsloſe Brüskierung des Publikums; ‚Brüskierung' ſchrieb er; ein lächerliches Wort, zum Lachen. Mein herausfordernd verächtliches Benehmen, ſchrieb er. Und er bedaure ſehr, aber und ſo weiter. Das Ganze ſo lächerlich, Herr Profeſſor; zum Lachen, gnädige Frau! Er hat nicht lange gelebt, dieſer Brief. Ein Zündholz. Ueber meinem Waſchbecken. Unter heiterem Hohngelächter zerkniſterte das Papier!"

„Es ſtand Ihre Entlaſſung drin —"

„Ja wohl, ja wohl. Sagte ich das nicht? — Er müſſe von ſeinem Recht Gebrauch machen. Ja wohl. Bedauernde Entlaſſung!"

Ernſt lachte auf.

„Und dann?" fragte Kirchheim nach einer Stille.

„Und dann?" fragte Ernſt zurück. Er ſchloß die tiefliegenden, entzündeten Augen; er riß ſie aber bald wieder auf: es gewitterte offenbar noch in ſeinem Hirn. „Lieber Profeſſor, und dann —?"

„Vom Theater ſahn Sie niemand mehr?"

„Doch; dieſen Peterſen. Auf einmal ſtand er wieder im Zimmer; ich ſaß auf dem Bett. Und er ſetzte ſich auf dasſelbe Bett und ſprach wieder in mich hinein ... Er ſprach aber ſo verworren, ich konnte ihn kaum verſtehn. Er ſprach von der öffentlichen Meinung, von Vernunft, vom dicken Böttcher, von Abbitte und allerlei. Ich ſagte nur: ja wohl! ja wohl! Inwendig war mir mehr nach Lachen zu Mut. Freiheit! Freiheit! Los von all meinen Feinden! Los von dieſem Frondienſt! Ich bin frei! Ich bin frei! — Los von dieſer Ruheloſigkeit, Profeſſor, bei Tag und bei Nacht. Das erſchöpft, das erſchöpft ...“

Er ſtand wieder auf, beugte ſich zu Kirchheim vor, wohl um ihm dieſen Zuſtand mit Mienen und Gebärden deutlich zu erklären; darüber verließ ihn aber die Kraft. Er begann zu taumeln. Er hielt ſich an einer Stuhllehne aufrecht. „Teurer Profeſſor!“ ſagte er plötzlich, ihn mit den halb erloſchenen Augen wie geängſtigt anſtarrend. „Sie machen aber gar kein frohes Geſicht. Sie ſind nicht glücklich, deucht mir, daß ich wieder hier bin ...“

„Lieber Freund!“ verſetzte Kirchheim, der feine Worte ſuchte. „Mir thut ſehr leid, daß es ſo gekommen iſt. Es geht Ihnen nicht gut!“

Er hatte ſich bemüht, mit nicht zu weicher Stimme zu reden; aber ſchon dieſer Mitleidsklang, der nicht ganz zu erſticken war, löſte auf einmal den Unglücklichen auf. Ein krampfhafter Anfall von Schluchzen brach ihm aus der Kehle. Es ſchien dann, als wolle er ſich Kirchheim in die Arme ſtürzen; er ſank aber auf den Stuhl, an dem er ſich hielt. Den Kopf gegen die Lehne gedrückt, verging er nun in Schluchzen.

„Denken Sie nicht, daß das Feigheit iſt," ſprach er in das Schluchzen hinein; von Zeit zu Zeit kam ein abgeriſſener Satz. „Ich bin meinem Schickſal gewachſen, Profeſſor. Ich unterliege meinem Schickſal nicht. Mich zog nur die große Sehnſucht hierher. Dies iſt Körperſchwäche. Dies iſt nichts als Körperſchwäche, lieber Herr Profeſſor. Ich aß heute nichts. Und ich bin erſchöpft. Erſchöpft!"

„Gott im Himmel!" kam nun über Henriettens Lippen, die bisher kein Wort hervorgebracht hatte. „Das auch noch! Nichts gegeſſen!"

„Dem iſt noch am erſten abzuhelfen," erwiderte Kirchheim, der ſeine Erſchütterung zu beherrſchen ſuchte. „Elsbeth holt ihm was!"

Das Mädchen, das faſt ſo blaß wie Ernſt war, nickte. Sie hatte ſich von dem längſt abgeräumten Tiſch ſchon erhoben und ging. Eine tiefe Angſt und Unruhe hielt ſie dann aber wieder feſt; ſie ſah, daß der Arme die Augen geſchloſſen hatte, trat ſchnell zum Vater und zog ihn zur Thür. „Was willſt du mit ihm thun, Vater?" fragte ſie leiſe; die jungen Lippen bebten. „Wirſt ihm doch helfen? Er iſt doch zu retten?"

„Der muß zum Arzt," flüſterte der Vater. „Der wird ihm wohl helfen. — Da iſt viel zu thun! — Wir verlaſſen ihn ja jedenfalls nicht. Ich verlaß ihn gewiß nicht, Elsbeth. Jetzt hol ihm nur Fleiſch und Brot; Wein ſteht auf dem Tiſch!"

Fünftes Buch.

I.

Das Mainzer Spieljahr ging wieder zu Ende; die letzte Vorstellung des April war aus, die Schauspieler trennten sich auf der Bühne, mit der Eile, mit der sie gewöhnlich nach dem Spiel auseinandergehn. Petersen setzte sich noch auf einen Stuhl, der im letzten Aufzug mitgewirkt hatte, und schrieb dem Theaterdiener, dem langen Fischer, einige Namen und Sachen auf. Als er Fischer dann entlassen hatte und gehen wollte, sah er Melanie Gilbert, die wenige Schritte von ihm, geschminkt und im Kostüm ihrer Rolle, auf der Bühne stand. Was will sie noch? dachte er verwundert. Will sie mir noch was? Er folgte aber einem seiner plötzlichen Mißgefühle und ging auf die Kulissen zu, als hätte er sie nicht bemerkt.

„Gute Nacht, Petersen!" sagte sie jetzt, mit wenig Stimme.

Er hielt einen Augenblick an und lüftete seinen Hut, den er schon auf dem Kopf hatte. „Guten Abend," erwiderte er mit untadelhafter, kalter Höflichkeit. Darauf ging er weiter.

„Das war der letzte Abend," sprach sie hinter ihm her.

Es war ein ſonderbarer Klang in ihrer Stimme; er blieb wieder ſtehn. Ueber die Schulter zurückblickend ſah er, daß das hübſche, kluge Geſicht einen ungewöhnlich weichen Ausdruck hatte. Dadurch etwas milder geſtimmt, fragte er, übrigens noch vollkommen trocken: „Wieſo der letzte Abend? Wollen Sie in den Rhein gehn?“

„Nein,“ antwortete ſie. „Ich meinte nur: der letzte Abend in dieſem Winter. Wieder ein Spieljahr aus. Da nimmt man doch etwas — ausdrücklicher Abſchied, dacht' ich, Peterſen.“

„Hab' ich etwas verſäumt?“ fragte er, als wundere er ſich und verſtehe es noch nicht. „Sie ſagten mir höflich Gute Nacht; das hab' ich ebenſo höflich erwidert.“

„Höflich!“ wiederholte ſie mit einem erſten Anflug von Bitterkeit.

„Donnerwetter, Gilbert, das iſt manchmal viel! Es giebt ſogar Fälle, wo es viel zu viel iſt; — ganz allgemein geſagt. Ich hab' in dieſer ganzen Zeit nie vergeſſen, daß Sie Kollegin und Dame ſind, und mich einer Höflichkeit befleißigt, die jedem Komplimentierbuch Ehre machen würde. Haben Sie noch ein Anliegen an den Regiſſeur?“

„Nein.“

„Dann hab' ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Nochmals guten Abend.“

„Peterſen!“ ſagte ſie und ging ihm nach; er blieb nochmals ſtehn. „Sie haben Prinzinger neulich beſucht?“

„Ah!“ rief Peterſen aus. „Endlich ſpricht ſie von Prinzinger!“

„Sie hatten mir ja alle Luſt — allen Mut genommen, mit Ihnen zu ſprechen. — Der Direktor ſagt, Sie hätten ihn beſucht. Wie — iſt er?“

„Nu, wie ſoll er ſein?“ ſtieß Peterſen heraus. „So, wie man ihn hier zugerichtet hat — ſo iſt er! Ja, Gilbert, machen Sie nur getroſt ein etwas troſtloſes Geſicht; das ſteht Ihnen beſſer als der ariſtokratiſche Marmor, hinter dem ja eigentlich doch nichts iſt. Ich hätt' Ihnen allen Mut genommen ... Hätt' Ihnen wohl noch um den Hals fallen ſollen, daß Sie mir den Mann ſo zugerichtet haben! daß mir ſo öd' zu Mut iſt wie in der Sahara! daß mir Mainz hier oben ſteht — hier! und daß ich nicht einen Tag länger bleibe, als ich muß!“

„Sie wollen fort?“ ſtieß ſie nun heraus.

„Morgen, wenn ich könnt'! — Ich war aber als Verſtandesmenſch natürlich ein Eſel und hab' mich dem Dicken auch noch für den nächſten Winter verkauft. Dann aber keine Stunde länger! Ehr' und Seligkeit! — Euer Wohlgeboren erinnern ſich wohl noch, daß wir drei einmal ein Kleeblatt waren, Sie und ich und Prinzinger. Der Waldmeiſter und die Maibowle ... Da dacht ich: mit dieſen beiden Menſchen — und ich Regiſſeur —! — So was Dummes hab' ich nie gedacht. Der Sänger, der ſitzt ſtumm in einem Winkel, brütet Schwermut aus; und Melanie Gilbert — — Ich mag Sie nicht mehr anſehen, Gilbert. Ich find' Sie nicht einmal mehr hübſch. — 'ne Puppe!“

„Da denkt zum Beiſpiel Herr von Helbig anders,“ erwiderte Melanie mit einem trotzigen Lächeln.

„Ach ja, dieſer elegante Herr! — Iſt ja wohl Baron ... Nicht? — Aber von altem Adel; und Sportsmann; und Weinberge und Eiſenhütten. Ja, der läuft Ihnen nach. Seine Jugend muß ihn entſchuldigen! Er iſt noch ſo reizend jung!“

Melanie verzog das Geſicht; man konnte durch die Schminke hindurch erkennen, daß ſie ſtark erblaßt war. „Ich wußt' ja vorher, daß Sie ſchrecklich grob werden würden, wenn wir wieder einmal zum Ausſprechen kämen. Ich hab's aber trotzdem gewollt ... Ich hätt' ihn ſo zugerichtet! Er hat ſich zu Schanden gearbeitet. Iſt das meine Schuld?"

„Das nicht. Es gibt aber noch andere Schuld! Melanie, Sie haben —"

„Bitte, nicht ſo laut!" fiel ſie ihm flüſternd ins Wort. Die Arbeiter hatten die Bühne abgeräumt, über dem Geräuſch nicht hörend und nicht beachtend, was die beiden ſprachen; ſie rüſteten ſich nun aber zum Fortgehen und wurden dabei aufmerkſam. Melanie deutete mit dem Kopfe hin.

„Sehr wohl," ſagte Peterſen trocken. Er zog ſein Taſchenbuch hervor und trat mit ihr an die Rampe, als hätte er ihr etwas in dem Buch zu zeigen; „ſehn Sie, hier!" fuhr er mit gedämpfter, geſchäftsmäßiger Stimme fort, auf eine der bekritzelten Seiten deutend. Mit derſelben Stimme ſprach er dann weiter: „Ich weiß ſo ziemlich, Gilbert, was Sie auf der Seele haben. Es iſt ganz genug. Sie wollten ſich rächen; und an ſo 'nem Menſchen! — Ich hab' Sie immer unverhältnismäßig gern gehabt; darum hat's mich ſo gekränkt. Wenn Sie jetzt anfangen ſollten, in ſich zu gehn — — jung ſind Sie ja noch. Es wär' grad' noch Zeit!"

Ihre rechte Schulter zuckte, noch immer trotzig: „Wozu ſollt' ich in mich gehn? Ich gefall' andern Leuten ſehr gut. — Vielleicht hab' ich euch ebenſo ſatt, wie ihr mich; vielleicht heirat' ich und ſag' dem ganzen Theater: bleib du mir gewogen!"

„Ihren Herrn von Helbig?“

„Möglich. — Ich weiß nicht, was Sie alles von mir wiſſen oder von mir glauben; — ich frag' lieber gar nicht nach. Aber eh' wir auseinandergehn, wollt' ich Sie doch fragen: geht's ihm noch nicht gut?“

Peterſen ſchüttelte den Kopf. „Was denken Sie? Noch nicht zwei Monate! Das braucht Zeit. Er hat ja auch 'ne Menge Zeit gebraucht, um verrückt zu werden. So weit, wie man ins Waſſer hineingegangen iſt, ſo weit muß man wieder zurück! — Dabei hat der Mann noch Glück. Dieſer Profeſſor Kirchheim, den er in Marburg entdeckt hat — oder der ihn entdeckt hat — der liebt ihn und hat Vermögen; zwei ſchöne Sachen, die nicht immer zuſammenkommen. Auch liebt er ihn offenbar mehr als ſein Vermögen; auch 'ne ſchöne Sache. Er hat ihn nach Endenich bei Bonn am Rhein gebracht; eine alte Anſtalt; Schumann iſt dort aus der Welt gegangen. Prinzinger, hoff' ich, geht wieder hinein! Sein Leben fängt ja erſt an!“

Melanie murmelte etwas vor ſich hin. Sie ſchien nicht zeigen zu wollen, daß ſie bewegt war; ihre Fußſpitze rieb auf einem Kerzenfleck am Boden, als müſſe der heut durchaus noch fort. Peterſen ließ ſie ruhig machen, er ſtörte ſie nicht.

„Brütet Schwermut, ſagen Sie?“ — Melanie ſprach mit geſenktem Kopf, wie wenn ſie zu dem Kerzenfleck ſpräche.

„Ja. Das iſt ſchon viel! Das iſt ſchon der Uebergang! — Der Profeſſor hatte ihn bereits einmal beſucht; da hatte der gute Kerl — ein ſehr guter Kerl, Gilbert! — beſonders viel von ‚ſeinem Peterſen‘ geſprochen,

ſchon 'ne Art von Sehnſucht gehabt. Als nun Kirchheim abermals hin will, kommt er über Mainz und hält ſich ein paar Stunden auf; da fragt er mich: wollen Sie mit? Ich nicht faul — zum Direktor, mein' ich — und der läßt mich für dieſen Tag fort. Und ſo fuhren wir zuſammen hin! — Man muß ſo was ſehen, Gilbert; dann wird jedem klar, wie ſchofel und wie erbärmlich Rachegedanken ſind! — Ja, er ſitzt da, wie ich ſagte, und brütet Schwermut aus. Unſinnig denkt er für gewöhnlich nicht mehr; die tiefe Ruhe da in dem ‚Narrenhaus', die Regelmäßigkeit, die Ordnung und ſo weiter und ſo weiter haben ihn aus dem tiefſten Sumpf ſchon herausgebracht. Aber natürlich — das ganze Gebäude war im Wackeln — die Riſſe — wenn nichts mehr ſo zuſammenhängt, wie es ſoll — — na, kurz, ich kann's Ihnen nicht deutlich machen, und Sie würden's ja auch nicht verſtehn. Ihm ekelt nun vor ſich ſelbſt. Er ſchämt ſich oft wie ein Kind, daß er in der Verrücktheit ſo großgethan, ſo geprahlt hat; daß die Leute nun denken müſſen: das war ſeine wahre Natur! Das Großthun fing ja ganz allmählich an, ſchon lange vorher; na, und dann am letzten Abend! dem ganzen hochverehrten Publikum ins Geſicht! ‚Ich bin mehr als ihr!' ‚Ich veracht' euch alle!'"

„Ich hab' nur gebebt," murmelte Melanie. „Was er geſagt hat, weiß ich nicht mehr."

„Das iſt in Ihrem Fall nicht dumm," warf Peterſen in aller Geſchwindigkeit hin. Darauf fuhr er aber ſachlich ernſthaft fort: „Ich hab' ihm widerſprochen, natürlich; hab' geredet wie ein Profeſſor, um ihn aufzurichten. Lieber, guter Prinzinger, hab' ich ihm geſagt, Ihr Benehmen war entſchieden excentriſch, allerdings; am Abend

auf der Bühne verrückt zu werden — das ist ja nicht in der Ordnung! Aber Sie müssen aufs Ganze gehn; das Großthun ist ja Nebensache, nur 'ne Art Ausschmückung; auf die eigentliche Krankheit kommt's an! Sie haben einfach an der Dummekerls-Krankheit gelitten — die zum Glück selten ist. Haben alles zu schwer genommen; haben den Opferdusel gekriegt; dann die Haß- und Rache-Schwermut ... Gilbert, das ging auf Sie! ... Aber warum lieb' ich Sie denn? hab' ich ihm gesagt. Eben weil ich diesen dummen Kerl in Ihnen entdeckte — der zum Unglück so selten ist. Sie haben ihn nur krankhaft groß gefüttert, gemästet. Er muß wieder abmagern. Dann werden Sie sehr gesund. Dann werden Sie aber auch so schön gesund, daß man mit Ihnen prahlen kann; — und das werd' ich auch thun, ich geb' Ihnen mein Wort. Ich werd' mit Ihnen so großthun, daß das hochverehrte Publikum erstaunen soll. Und wer nicht ins Narrenhaus gehört — in das wahre, mein' ich, das noch nicht gebaut ist — der wird Sie auch lieben!"

„Es scheint, Sie haben recht," sagte Melanie, die ihre Gefühle wegzulächeln suchte: „Sie haben wirklich wie ein Professor gesprochen."

„Ihre Zustimmung kränkt mich nicht, Gilbert; Sie wissen noch nicht, was Sie thun! — Er saß aber wie versteinert da; ich glaub', ich sprach wie zu 'ner alten Wand. Nur einmal lebte er auf; ich dachte, das käm' von meiner Beredsamkeit; aber es kam aus ihm selbst. Er freute sich wenigstens, sagte er, daß er Ihnen, der Gilbert, nun offen die Wahrheit bekannt hätt', über den Kranz und die Briefe und sein Botenlaufen. Da hab' er sich aus der alten Schmach emporgeschwungen ... Ja,

und was er noch alles so sagte. Sie werden das besser verstehn als ich! Mir scheint, als er noch Schlosser war — —"

Er sah fragend und erwartend in Melanies Gesicht.

Sie zuckte mit den Achseln. „Es kommt ja nun nichts mehr drauf an," erwiderte sie nach einer Stille. „Es ist auch so gleichgültig. — Ich wollt', er wär' erst ganz gesund!"

„Hm!" sagte Petersen und nickte ihr zu. „Da sagen Sie endlich ein ganz gutes Wort! — Wissen Sie, Gilbert — das freut mich sehr. Bei Gott! — Und es freut mich, daß es mich so freut; denn ich seh' daraus, daß Sie mir doch noch nicht tot sind. Ich hatte schon so ein Gefühl, als wären Sie mir mausetot. Und das war gewiß ein großartiges Gefühl — König Lear'sch — aber schauerlich. Es wär' mir viel lieber, Gilbert, wenn ich mich in der alten gesunden Weise an Ihnen ärgern und Ihnen noch etwas gut sein könnte!"

„Halten Sie das ganz, wie es Ihnen beliebt," sagte sie, in eine Ecke starrend.

„Ach, Sie wollen wohl die Gekränkte spielen! — Das wär' in unserm Fall ziemlich dumm. Da würden in mir Gefühle erwachen — — Haben Sie je von Timon von Athen gehört?"

„Ja, daß er ein alter Narr war. — Aber bitte, eh' Sie gehn, noch ein Wort. — Wie sieht er jetzt aus?"

Petersen, der schon wieder ging, blieb stehn und wandte den Kopf zurück: „Na, wie die sieben mageren Jahre. Gefahr der Verfettung ist noch nicht da. Wird noch alles werden, meint der Doktor; wir sollen nur Geduld haben; und wir sollen den Mann lieber in Ruhe

laſſen. Iſt mir ſelber recht; denn ihn ſo zu ſehn — einen ſo ideal dummen Kerl — das greift an. Es iſt merkwürdig, wie das angreift. — Ich kann ja doch ſonſt ziemlich viel vertragen ... Alſo gute Nacht!“

Er winkte jetzt mit der Hand zum Abſchied. Sie nickte ihm zu; lächelnd oder nicht? Er konnte es nicht ſehn.

Als er zum Ausgang kam, erwartete ihn dort der zweite Theaterdiener, Peterſens Mantel über dem Arm. Er nahm ihn dankend und zog ihn an. Mit Abſicht that er das langſamer, als ſonſt ſeine Art war; es reizte ihn doch, noch einen verſtohlenen Blick nach der Gilbert zurückzuwerfen, die noch immer an der Rampe ſtand. Sie bemerkte es nicht. Sie dachte offenbar, er ſei fort; denn ihre Augen, die in die halbausgedrehten Gasflammen hinunterſtarrten, wurden ruhig naß, und ein rückhaltloſer Schmerz veredelte das junge Geſicht.

Peterſen nickte vor ſich hin; es ward ihm ganz wohl. Was ich immer geſagt hab', dachte er: ſo einen recht ordentlich ſchlechten Menſchen gibt's nicht beim Theater!

Er ging langſam hinaus.

II.

„Ja, ja, der Frühling iſt zu Ende!“ ſagte Henriette lächelnd, als Elsbeth mit einem wehmütigen Seufzer aus dem Garten kam. „Du wirſt auch bald deine geliebten Amſeln nicht mehr ſingen hören. Mitte Juli wird alles ſtill.“

„Die Lerchen noch nicht!“ warf Elsbeth ein.

Und die Menſchen-Lerchen ſchon gar nicht! dachte ſie; und wie um das zu beweiſen, fing ſie an zu ſingen.

„Laßt die Knöchel, laßt die Karten!
Kaiſerliche Feldſtandarten
Wird ein Reiterlied erfreun!“

„Ach du lieber Gott!“ ſagte ſie aber, nachdem ſie ihren Geſang jäh abgebrochen hatte. Unbewußt war ſie in den „Prinz Eugen“ hineingeraten, den ſie ſeit dem Mai des vergangenen Jahres liebte. Ihr klang nun auf einmal wieder im Ohr, wie ſchauerlich Ernſt Prinzinger am dritten März, da unten auf der Straße, dieſe Ballade angeſtimmt und ſich aus ihr in den „verrückten Geiger“ verirrt hatte ...

„Es iſt doch zu dumm,“ klagte die Tante, die ſonſt

ſelten klagte: „ſtatt mir einfach wohlzuthun, machen ſie mir ſchlechten Kopf, dieſe langen warmen Tage. Jetzt ſollte jeder Menſch doch geſund ſein. Aber ſo 'ner alten Ruine iſt ja wohl gar nichts recht! — Ich wär' gern noch aufgeblieben, bis dein Vater heimkommt; hätt' ihn gern noch erzählen hören, wie's ſeinem Patienten geht. Aber der Kopf mag nicht mehr; gute Nacht. Sag deinem Vater, ſeine Marburger Patientin wär' zu Bett gegangen und ließ' ihn ſchön grüßen!"

Sie küßte das Mädchen auf die Stirn, wie ſie es gewohnt war; dann zog ſie ſich in ihren Anbau zurück.

Elsbeth ſah ihr mitleidig nach. Nein, es gibt gar nichts Vollkommenes! ging ihr durch den Kopf. Man wünſcht ſich's ſo ſehr, träumt ſo gern davon; aber man iſt wohl eigentlich recht dumm, wenn man das thut. — Wie ſchön wär's an unſerm Berg, wenn ſie auch geſund wär'! — — Auf Vollkommenheit iſt die Welt nicht eingerichtet, ſagt Vater. Aber das iſt ja eben das Unvollkommene, daß ſie das nicht iſt!

Ihr war, als ſähe ſie jetzt ihren Vater lächeln; — er ſah ihr in alles hinein, was ſie that und dachte. Ach, komm du nur wieder! dachte ſie, von einer plötzlichen Freude durchwärmt; dann iſt alles gut! Sie ging ins Speiſezimmer, wo die Lampen brannten; auf dem großen Tiſch breitete ſie die Blumen aus, die ſie nach dem Abendeſſen in dem noch hellen Garten gepflückt hatte. Von all der Frühlingspracht gab es nichts mehr; dafür aber Roſen von allen Farben, auch hatte ſie die Weigeliaſträuche ſtark geplündert und vom Jasmin faſt alles genommen, was noch in voller Friſche war. Der Vater liebte es, um die Sonnenwende die ariſtokratiſchen Roſen mit

dem plebejiſchen Jasmin in „demokratiſchen Sträußen“ vereinigt zu ſehn. Sie ordnete ſie ſo ſchön, wie ſie konnte; die Weigeliablüten miſchte ſie mit Stiefmütterchen und was ſie ſonſt noch gefunden hatte. Dann ſtellte ſie alles in zierlichen Vaſen auf den Tiſch. Hier ſollten ihn die Blumen begrüßen; hatte er ſich an ihnen gefreut — er hatte ſo viel Talent, ſich zu freuen! — dann wollte ſie ſie in ſein Schlafzimmer tragen, auf ſein Nachttiſchchen ſtellen; denn er ſcheute den nächtlichen Duft und „der Blumen Rache“ nicht. Er hatte ſie gern an ſeinem Bett; ja es machte ihm „wiſſenſchaftliches Vergnügen“, wie er als humoriſtiſcher Profeſſor ſagte, die Einwirkung dieſer ſtarken Düfte auf ſeine Träume zu ſtudieren. Wenn ihn Elsbeth am Morgen fragte, hatte er freilich noch nie den mindeſten Einfluß verſpürt. „Bin wohl zu geſund,“ ſagte er dann lächelnd, ſich gleichſam entſchuldigend. Ach ja! dachte ſie jetzt, indem ſie noch mit den Blumen ſpielte, er iſt göttlich geſund! Aber nicht nur ſo. An Leib und Seele! — Grad' ſo will ich auch werden. Ganz ſo!

Die Uhr rückte vor; Elsbeth warf immer häufigere Blicke durch die offenen Fenſter in die Nacht hinaus; — endlich kam ſein Zug. Schon in der Ferne, im Südweſten, konnte ſie aus ihrer Höhe den erſten kleinen Lichtſchein ſehn, der, wie wenn er aus einem der Waldberge hervor käme, in das Thal hineinfuhr. Er verlor ſich wieder; ein dumpfes ſchwaches Geräuſch ward dafür vernehmbar, da der unſichtbare Zug weit im Bogen rollte. Dann wandte er ſich, kam auf Marburg zu; nun war er wieder mäuschenſtill, aber die beiden Feuerangen der Lokomotive begannen zu leuchten, zuerſt noch wie ein

einziges, dann teilten sie sich und glühten stark, wie wenn ein Lindwurm daherschnaubte. Plötzlich bogen sie wieder nach links, noch jenseits der Lahn, und der Zug rollte an der Unterstadt vorbei. Die beiden Augen waren erloschen, dagegen leuchteten alle Wagenfenster auf, als kröche ein riesiger, rascher, langer Johanniswurm mit vielen mattglühenden Lichtöffnungen dahin, und die Räder donnerten auf dem Damm vorüber.

„Das ist er!" sagte Elsbeth vor Freude lächelnd; wie wenn in dem Zug niemand führe als ihr Vater. „Das ist er!" wiederholte sie; dabei erwachte in ihr ein sonderbares Gefühl. Wie schön möcht' es wohl auch sein, wenn er einmal nicht allein zurückkäme; wenn noch jemand neben ihm säße — auch ein lieber, sehr lieber Mensch ... Der stiege dann mit herauf; von der Straße her hörte sie schon die beiden Stimmen ... Aber wer denn? Was für ein Mensch? — Sie schüttelte den Kopf. Das ist doch zu dumm, sag' ich mit der Tante: was für 'ne kindische Phantasie! Ein ganz allgemeiner Mensch, den es gar nicht gibt! — Ich weiß keinen. — Der arme Herr Prinzinger ...

Es lief ihr ungut über die Haut. Seit dem dritten März — nun schon so lange, so lange her! — war ihr noch ein leises Grauen geblieben, das sie gar nicht liebte. Und bin nun doch schon neunzehn Jahre alt! sagte sie sich mit Vorwurf, streng.

Unterdessen verhallte der Zug; er fuhr an der Vorstadt Weidenhausen vorbei und am „Krummbogenweg" hin dem unsichtbaren Bahnhof zu. Bis Kirchheim von da heraufstieg, an der Elisabethkirche vorüber, durch die ganze Bergstadt, verging noch eine gute Zeit; es war

aber auch noch viel zu ſchaffen. Keine Hilfe! alles allein! war Elsbeths Hauptwort; immer und auch heute. Für den feſtlichen Empfang des Vaters ſollte Gretchen nichts thun ... Elsbeth ging in ihr kleines Boudoir, das ſo beſonders ſchön ins Land hineinſah; ſie zündete in den bunten Papierlaternen, die ſie ſchon bereit gelegt hatte, die Kerzen an und hängte ſie, ihrer vier, über den Kletterroſen an den Fenſtern auf. Im leichten Nachtwind, der ſüß erfriſchte, ſchwankten ſie — als erſter Willkommgruß — leiſe hin und her, wie wenn ſie ſich aus eignem Entſchluß vor Freude bewegten. Elsbeth ſah dem eine Weile zu; dann lief ſie in den Garten hinaus. Dort, unter den Kirſchbäumen am Terraſſenabhang, hatte ſie mit der Tante zu Nacht gegeſſen; der Tiſch war noch gedeckt, die kalten Speiſen für den Vater ſtanden ſchon da, unter ſchützenden Tellern; Weinflaſchen fehlten nicht, Kirchheims grüner „Römer“ war bereits mit Epheu und Roſen geſchmückt. Jetzt machte ſie aber auch hier „italieniſche Nacht“: in weitem Kreis, an Bäumen und Büſchen, entſtand ein luſtig farbenreiches Gewimmel von Papierlaternen, in denen die Lichter brannten. Das alles ſchaukelte ſo ſanft, ſo ſchön in der ſchwarzgrauen Finſternis. Hier und da, als wäre ein grünlichgoldener Funke aus einem Lampion herausgefallen und irre umher, ſchwebte das Licht eines Glühwurms zwiſchen den bunten Gebilden hin, ſtieg dann zu einer höheren Terraſſe auf oder verlor ſich in die Tiefe hinunter. Faſt ſo ſtill wie dieſe flatternden Funken war die ganze Nacht. Nicht ein Wagen rollte; nur ferne Schritte hallten auf unſichtbaren Straßen. Froſchgeſang, weich und heiter wie die Luft, kam aus dem tiefen Thal, weit jenſeits der Lahn. Dann

ſtiegen wohl auch abgeriſſene Töne von fern wanderndem Studentengeſang zum dunklen, wolkigen Himmel auf.

„Ja, ja, ja, 's iſt ſchön!“ hauchte Elsbeth hin. „Komm du nur! Komm du nur!“

Plötzlich überfiel ſie die Angſt, ſie könnte hier zu lange gebaſtelt und geträumt haben, der Vater könnt' ſchon da ſein, und ſie rannte ins Haus zurück.

Es war aber, wie es immer iſt: das Erwartungsfieber hatte ſie getäuſcht. Sie mußte noch eine gute Weile warten, bis ſeine Stimme — — ja, ſie war es! Sie hörte ihn unten am Thorweg ſingen; da er die ſchwebenden Willkomm-Laternen an ihren Fenſtern entdeckt hatte, war er ritterlich in einen Freudengeſang ausgebrochen, mit dem er nun die Steintreppe heranſtieg. Elsbeth flog hinunter und ihm entgegen. Sie hatte ſich ſo feſtlich erregt, es war ihr ſüß, an ſeine Bruſt zu ſinken, wie wenn er nach langer Trennung wiederkäme. „Vater! Vater!“ ſagte ſie nur; ſie drückte ihn aber inbrünſtig, beinahe heftig mit den ſchlanken Turnerarmen.

Kirchheim fühlte es und lächelte; er küßte den weichen Mund; ſie umſchlungen haltend ſtieg er dann mit ihr hinauf. Er winkte den ſchwankenden Laternen zu; er begrüßte im Speiſezimmer die Blumen, über deren verſchwenderiſches Prangen er erſtaunte. Von der Ungeduldigen zum Garten fortgezogen, ſah er nun erſt die wahre Pracht. Elsbeth füllte ſeinen Römer mit Edelwein, während er noch das ganze Bild genoß, kredenzte ihn und hielt ihm dann den Becher an die Lippen: „Vaterle, trink!“

„Es ſcheint, ich bin ein heimkehrender Sieger,“ ſagte der Profeſſor, nachdem er ihr Beſcheid gethan hatte.

„Weißgekleidete Jungfrauen — wahrhaftig, ſie hat ein weißes Kleid an — bringen mir den Ehrentrunk. Kind, ich werde ja gefeiert, als käm' ich mit einem ganzen Heer. Oder als brächt' ich wenigſtens hohe Gäſte mit. Haſt du etwa gedacht, ich käm' nicht allein?"

Er lächelte und ſtreichelte ſie. Elsbeths mattroſige Wangen erglühten aber; ſie dachte an ihre Phantaſie von vorhin, als der Zug vorbeifuhr. „Warum ſchauſt du mich ſo tiefſinnig an?" fragte ſie, faſt ein wenig verlegen.

Er erwiderte nichts. Es ſchien ihm eine Antwort auf den Lippen zu liegen; aber ſchweigſam, wie ſie ihn kannte, wenn ein Gedanke ſich inwendig ausleben wollte, zog er die Augen von ihr ab und ſetzte ſich an den Tiſch, zu den Speiſen. Er aß eine Weile ſtill. Sie ſtörte ihn auch nicht. Hinter ihrem Stuhl ſtehend, da ſie noch nicht ſitzen mochte, die Freude in ihr noch zu unruhig war, ſchaute ſie ihn nur freundlich an; oder ſie ging auch einmal auf der Terraſſe unter den Bäumen hin, in die ſchöne, ſtille Finſternis hinein, und kam in die noch ſchönere, farbenſchimmernde Helligkeit mit ihrem ſchönſten, weintrinkenden Menſchen zurück.

„Nun aber ſetz dich auch einmal," ſagte Kirchheim endlich. „Ich hab' dir was Ernſtes zu ſagen, Kind. Eine große Frage."

„Ah!" — Sie erſchrak. Sie ſah ihn mit den grauen Augen an, als käme jetzt etwas, um ihr Glück zu ſtören. — Doch faſt ebenſo geſchwind ſchämte ſie ſich dieſer Bangigkeit, und mit der erzwungenen Ruhe eines Philoſophieprofeſſors ſetzte ſie ſich gegenüber an den Tiſch.

„Nämlich unſerm Ernſt Prinzinger," fing Kirchheim

an, „geht es ſonſt nicht ſchlecht; er iſt wieder ein Menſch geworden, von innen und von außen; die Zeit hat ſich wieder einmal als die ‚Mutter aller Dinge‘ bewährt; — na, und gewiß auch die Erfahrung und die Kunſt des Doktors. Aber, wie mir der neulich ſchon ſchrieb — — ich hab' dir den Brief nicht gezeigt, Kind; der Tante, ja, aber dir noch nicht. Ich wollt' erſt ſelber ſehn, wie es ſteht! — Alſo mein Prinzinger ſteht am Uebergang. Er hat keine eigentlichen Rückfälle mehr, keine geiſtigen Störungen, Ausbrüche, Verwilderungen; aber — er kommt nun nicht recht vom Fleck. Was ſoll er auf der Welt? fragt er ſich. Er kann nichts mehr, ſagt er; er wird nie was können. Er hat ein Todesgefühl, daß es mit ihm aus iſt; nicht einen Hauch von Glauben an ſich; ſobald man ihm Mut einreden will, nur doppelte Bangigkeit. Der furchtbare letzte Abend in Mainz — dieſes wahnſinnig übertriebene Selbſtgefühl — dieſer Glaube an ſein Genie, der nur verſchleierte Krankheit war — dieſes gänzliche Zuſammenbrechen — das alles hat ihn offenbar ſo abergläubiſch mutlos, hoffnungslos gemacht. Kurz, da ſitzt er nun! Nichts als eine zehrende Laſt, wie er ſagt; mir, mir zur Laſt; — ja, das quält ihn auch, läßt ihn gar nicht los. Nach Bonn gehn, an den Rhein, und ins Waſſer! Das iſt jetzt ſeine liebſte Phantaſie!“

Elsbeth ſaß eine Weile ganz ſtill. — „Er ſingt nicht?“ fragte ſie dann.

„Manchmal verſucht er's wohl, in guten Stunden. Da fehlt ihm nun aber in der Anſtalt jede Anregung, jede Kritik, jede Förderung, — die eigentliche Lebensluft. Auf Ausbildung in der Muſik ſind dieſe Anſtalten nicht eingerichtet. Und er iſt eben noch unfertig! Das

iſt's! Der Meiſterſchaft ſchon ſo nahe, ſcheint mir; — ich hab's noch heute gehört, er mußte mir ein Lied ſingen, eher ging ich nicht. Aber er fühlt nur, was fehlt! Er fühlt nicht, was iſt! Er traut ſich nicht, er traut ſich nicht!"

Kirchheim ſeufzte auf. Dann warf er wieder einen tiefen, gleichſam fragenden Blick auf Elsbeth, den ſie nicht verſtand. Darauf leerte er ſein Glas, wie um ſich zu ſtärken.

„Und der Doktor? was ſagt denn der?" fragte Elsbeth nach einem längeren Schweigen; nachdem ſie ein paar ihrer Papierlaternen, die in Brand zu geraten drohten, ausgelöſcht hatte.

„Ja, da kommen wir nun wieder zu des Doktors Brief! Er hat ihn mir mündlich beſtätigt, ergänzt, wohl 'ne halbe Stunde lang. Ernſt Prinzinger — du kennſt ihn ja — mir ſagt er von ſeiner Sehnſucht nichts; ein Menſch wie er, der ſtirbt ja lieber, als dem andern ins Geſicht ſo etwas zu geſtehn. Aber der Doktor ſagt: ‚Ich hab' es ihm weggefangen, ich hab' ihn behorcht; ſogar im Traum hab' ich ihn einmal davon ſprechen hören ... Er ſehnt ſich hier fort, zu Ihnen! Da könnt' er noch wieder aufleben, denkt er, wenn irgendwo auf der Welt. In Ihrem Paradies, wie er's nennt, hab' er ſich gefunden, könnt' er ſich vielleicht auch wiederfinden. Ich fühlte mich verpflichtet, es Ihnen zu ſagen. Sie hatten ja auch ausdrücklich von mir verlangt: ſagen Sie mir alles!'"

„Vater!" rief Elsbeth aus. Sie war aufgeſtanden; ihre Augen lagen auf ihm und ließen ihn nicht los.

„Was?"

„Und der Doktor meint, es wär' gut für ihn?"

„Ja, das meint er offenbar. ‚Das letzte kann ich nicht machen,‘ sagt er.“

„Und du? Wie denkst du?“

Kirchheim lächelte; es war sein wohlbekanntes stilles, ernsthaftes, gedankenverschweigendes Lächeln. „Ich? Wie der Doktor.“

„Vater!“ rief sie jetzt. „Und du hast nicht gleich Ja gesagt? Hast ihn nicht gleich mitgebracht? — Oder ist er draußen?“ Sie sah nach dem Haus, als könnt' er dort eben in die offene Thür treten. „Kommt er dir nach? Willst mich nur vorbereiten? Wo ist er?“

Kirchheim schüttelte den Kopf, wieder lächelnd. „Er ist noch in Endenich. — Flieg nur nicht auf, du kleine Rakete. — Wie hätt' ich ihn denn gleich mitgebracht. Ich muß doch erst hören, wie du drüber denkst!“

„Ich?“ fragte Elsbeth, die vorhin erblaßt war, sich nun aber langsam wieder rosig färbte. „Was hab' ich dabei zu denken? Dies ist doch dein Haus.“

„In dem aber jeder sein eigenes Leben hat; es ist ja doch kein Sklavenhaus. — Kind, was mich betrifft — du weißt, die allgemeine, theoretische Menschenliebe plagt mich nicht so heftig; für einen Geschichtsprofessor läuft das zu sehr auf ein großes Spital hinaus. Aber für einen Menschen, aus dem etwas Großes, Schönes herauswill, tüchtig Opfer bringen, das ist mein Vergnügen. Ich hab' natürlich nach dem Brief des Doktors sogleich zu Tante Henriette gesagt: ‚Ernst Prinzinger muß her. Ist dir's recht?‘ Wie du die Tante kennst, hat sie nur genickt. Da ist nun aber noch Elsbeth Kirchheim —“

„Nun?“ fiel ihm das Mädchen ins Wort, dessen

Kopf vor Aufregung zuckte. „Was iſt mit Elsbeth Kirchheim? Bin ich ein ſchlechterer Menſch?“

„Nein, gewiß nicht — du Brandrakete. Aber ein Vater muß doch mit einer gewiſſen Vernunft an ſeine junge Tochter denken. So ein Gaſt kommt ja nicht für drei Wochen, Kind; der bleibt lange, ſonſt nützt es nichts. Und wir müſſen ſehr für ihn leben; ſonſt nützt es auch nichts. Aber wer muß das am meiſten? Die Tante kränkelt. Dein Vater hat viel zu thun; auch wenn dann die großen Ferien kommen, da ſchreib' ich das neue Buch. Alſo wer muß ihn bemuttern? Das Kind. Und denk ihn dir nicht zu geſund! Er hat noch eine lebenskranke Seele und hat ſchweres Blut. Darum ſagt' ich mir ja: darf ich meinem Kind, das ſelber noch im Werden iſt, meinem jungen Mädel ſo 'nen Hausgaſt zumuten? So viel Schatten in ihren Sonnenſchein? So viel barmherziges Schweſtertum? So viel Lazarett?“

Das Wort „Lazarett“ kam nicht mehr ganz heraus; Elsbeth war um den Tiſch gelaufen, hatte Kirchheim in ihre Arme geriſſen und ihm dann eine Hand auf den Mund gedrückt. „So, nun muß ich reden, Vaterle!“ ſagte ſie und ſchüttelte ihn leiſe; „ſag nun gar nichts mehr! — Ich dank' dir, daß du ſo väterlich an mich gedacht haſt; — nein, das ſag' ich aber nur ironiſch, in gereiztem Zuſtand; denn ſo viel zarte Rückſicht auf das junge Mädel, Vaterle, die will ich nicht. Schau, es hat mich ſchon wütend gekränkt, daß ich damals, als Prinzinger in dem ſchrecklichen Zuſtand kam, ſo ein tiefes Grauen kriegte; war denn das geſund? Das war unmännlich! Und mich kränkte noch mehr, daß ich dann ſo lange damit kämpfen mußte. Nun heißt's wieder:

‚dieſes Kind, das noch ſelber im Werden iſt‘ ... Und ‚ſo viel Schatten in ihren Sonnenſchein‘ — als braucht' ich immer Sonnenſchein. Weil wir ‚junge Mädel‘ ſind! Als wären wir ein ganz andrer Teig, und da müßten nur immer Roſinen und Mandelſtückchen hineingeſteckt werden, damit recht was Liebes und Süßes draus wird. Nein, Vater, ich will lieber ein weſtfäliſcher Pumpernickel werden, als ſo ganz was Holdes, Zartes! — Seine ‚barmherzige Schweſter‘ — ja, das will ich werden. Seine Lazarettmutter. Ja, ich will ihn bemuttern, Vater. Ich will immer Geduld mit ihm haben; und ich will recht, recht tüchtig in den Schatten treten. Profeſſor der Philoſophie will ich für ihn werden. Hol ihn morgen, Vater!“

„Ja, ja, aber erdrück mich nur nicht,“ erwiderte Kirchheim mit dem glücklichſten Vaterlächeln. „Wir Profeſſoren ſind denn doch auch zerbrechliche Geſchöpfe. Ich hol' ihn, ſobald ich kann! — Wirſt dich aber noch über ihn wundern, Elsbeth —“

Sie bedeckte ihm ſchon wieder den Mund. Er entſchloß ſich, nichts mehr zu ſagen, und küßte ſie nur lange — mit Anerkennung! dachte ſie und freute ſich — auf die warmen Lippen.

So ſtanden ſie dann und ſchwiegen. Elsbeth hatte ſich an ſeine Schulter gelehnt; zu reden brauchten ſie beide nicht. Sie ſahen in die Nacht hinein und auf die lieblich leuchtenden Papierlaternen, wie ſie eine nach der andern erloſchen.

III.

Geneſungszeit! von allen Epochen des Menſchenlebens faſt die ſchönſte Zeit! „So ihr nicht werdet wie die Kinder“ ... Der Geneſende iſt wie das Kind. Er und die Welt ſind neu! Er kann wieder vor Hunger vergehn und vor Freude lachen. Hat er etwa das Staunen verlernt, er kann wieder ſtaunen; das Wunder des Lebens, die geiſtüberfüllte Mannigfaltigkeit des Lebendigen, die laute und leiſe Herrlichkeit der Dinge, mit allen Organen ſaugt er ſie wieder ein, als dürſtete er danach. Er iſt wieder ein Werdender. Werden iſt auch Hoffen! Und indem er hofft, verſpricht er auch: all ſeine Kräfte zu regen, das in ihm Knoſpende zu entfalten, die hohen Pflichten des Lebendigen feurig zu erfüllen, beſſer, gut zu werden; und in dieſem ſüßen Vorgefühl des Wollens genießt er ſchon das Vollbringen, umarmt die Zukunft in der Gegenwart, ſchwebt über der ſchnöden, leidenden Vergangenheit, die er beſiegte, und ſchwebt auf den noch zarten Flügeln ſeinen Sternen zu.

Aus dem Fegefeuer der Heilanſtalt erlöſt, in ſein Paradies verſetzt, ſtürzte ſich Ernſt nun wirklich in die Wonne des Geneſens. Die erſte, überraſchende Freude

war so groß, daß er erst nach und nach wie aus einem Traum erwachte; dann ergriff er aber die Wirklichkeit mit beiden Armen, gewöhnte sich an sein Glück. Von den besten Menschen umgeben, die er kannte, zwischen dem weisen Professor der Geschichte und diesem jungen, holdseligen „Professor der Philosophie", auf der Bergeshöhe, als ging' ihn die niedere Welt nichts an, in den „schwebenden Gärten", wo es ihn von Terrasse zu Terrasse zog, riß er sich mit immer wachsender Kraft von seinen kranken Gefühlen los; er schämte sich, hier nicht gesund zu sein. Er sang wieder, lernte, übte; statt der verstummenden Gartensänger nahm nun er das Wort. Er that, was ihm sein geliebter „Meister" Kirchheim riet: das eine seiner ungesattelten Rosse aufzugeben und nur noch das andere, den Sing-Pegasus, zu reiten; und auch den nur zur guten Stunde, ohne Uebermaß. Sonst aber lebte er wie seine Schutzgeister, die ihn umgaben, in der Natur, als ihr Kind, das an ihrer Brust neues Leben saugt. Auf schönen Wanderungen umher, oder im Terrassenfrieden, immer genoß er das dahinziehende Jahr, das sich vor seinen weitschauenden Augen verformte und verfärbte. Er sah, wie die Kornfelder im Thal allmählich ihr Grün verloren, gelber, rötlicher, goldener wurden; wie sich dann die aufgeschichteten Garben gleich großen Zeltlagern ausbreiteten, die Landschaft „punktiert" ward wie ein Kupferstich; wie die Wälder am Thalrand, auf den Höhen ihr herbstliches Farbenkonzert begannen und die Melancholie dieses Sterbens noch zur höchsten Schönheit anwuchs. Darüber war es freilich auch still geworden in der verblühten Welt. Nach den Singvögeln hatten noch die fröhlichen Festmusiken,

die im Marburger Sommer kein Ende nehmen, von Berg zu Berg oder aus dem Thal hinauf jubiliert: die „Fäßchenpartien“ der Studenten, der Bürger, die mit Pferd und Wagen und den Bierfässern drauf, mit Musikbande und gestimmten Kehlen in die Wälder und Berge ziehn. Dann verstummte auch das, als die herbstlichen Tage sich zusammenzogen. Die Nebel kamen, und immer früher; und immer später verging die Nacht. Ernst Prinzinger aber, der „letzte Sänger“, wie ihn Kirchheim nun nannte, verkündete immer wieder den Frühling, der in seiner Kehle und in seinem genesenden inneren Menschen wohnte. Er hatte einmal von einem Traum gelesen: in einem langen Laubgang, durch den der entzückte Träumer dahingeht, blühen nur Rosen, Millionen Rosen; und alle die Knospen gehen mit einem seligen Lächeln auf. So war ihm in seiner Seele zu Mut: alles, was sich da entfaltete, that es wie im Lächeln.

Freilich kamen auch die schweren Träume, die ihn in Endenich mit ihrem Alpdruck belastet hatten, immer noch wieder einmal zurück: die Schwermut der Scham und die an sich verzweifelnde Bangigkeit. Wenn er am Klavier, allein, mit gesunder Kraft geübt, oder, von Kirchheim begleitet, seine junge Meisterschaft im Gesang frisch bewiesen hatte, so daß alle staunten und eigentlich auch er selbst, dann brauchte der Professor nur zu sagen: „Mann, Sie sind nächstens fertig!“ oder: „der Konzertsaal winkt!“ so schwand dem Sänger das Blut aus dem Gesicht, und die Augen, die eben noch gefunkelt, gelacht oder gewettert hatten, erbleichten wie in Todesangst. „Es wird nie gelingen!“ stieß er dann wohl aus der gepreßten Brust hervor. „Hier kann ich's, vor den andern nie!

Da lähmt mich auf einmal der Schreck: nun wird's aus ſein! und dann iſt's ſchon aus. Angſtſchweiß, Profeſſor, und weiter nichts. Keine Note mehr. Im Kopf kein Gedächtnis, und in der Kehle kein Ton. Da ſteh ich dann! zu Ihrer Schmach!"

„Woher wiſſen Sie das?" fragte Kirchheim, der inwendig ſeufzte, aber nie die Geduld verlor; und Elsbeth that ihm das alles nach.

„Ich fühl's, Profeſſor! Ich fühl's! — Ich bin ein unglücklicher Menſch!"

„Nein, ſondern ein —"

„Bin hier ſonſt ſo ſelig, Profeſſor; ich kann's ja nicht ſagen. Aber doch ein unglücklicher Menſch!"

Kirchheim lachte ihn ermutigend aus, gab dann ruhig nach; nützt dir alles nichts! dachte er, ich hab' die Zeit für mich, die Mutter aller Dinge! — Um dieſer Mutter beizuſtehn, zog er allmählich, ſo daß es dem argloſen Ernſt nicht auffiel, noch einen Klavierbegleiter ins Haus, einen jungen Muſiker, der auch einige akademiſche Kollegia hörte und für Kirchheim, wohl auch für ſeine Tochter eine verehrungsvolle Zuneigung gefaßt hatte. Der ſetzte ſich ans Klavier, wenn Kirchheim ſich für verhindert erklärte; und Ernſt gewöhnte ſich nach und nach, dieſen ſchmalſchultrigen, blonden Tönnies Möller vor den Taſten ſitzen zu ſehn und ſeine Begleitung zu hören. Sie hörte ſich immer beſſer an, ging immer geſchmeidiger und kräftiger mit. So ſpann ihn von allen Seiten mehr und mehr die Gewohnheit ein, die Kirchheim mit einem ſeiner kühnen Scherze „die Tante aller Dinge" nannte, und die jedenfalls eine gute Kameradin auf unſerm Lebensweg, oft auch eine ſtillwaltende barmherzige Schweſter iſt.

Der Professor hatte, um das große Liebeswerk an Ernst zu vollbringen, Marburg für seine diesjährige Sommerfrische erklärt und seinen Berg in den Ferien nicht verlassen; Elsbeth war bei ihm geblieben, als verstehe sich das von selbst; nur Tante Henriette hatte sich auf vier Wochen in ein Bad geflüchtet. Als der Oktober zu Ende ging, zeigte sich, daß alle erfrischt waren, der Berg hatte seine Schuldigkeit gethan; wie „Bergriesen", nach des Professors Wort, gingen sie in den neuen Winter hinein. Die Studenten rückten wieder an, die Kollegia begannen. Es fiel zwar das letzte Laub, der Herbst verlor seine schönen Farben, ward blaß, nebelgrau. Immer kamen aber noch wieder schöne Stunden, in denen man sich gern im Garten erging, auf dem Spielplatz spielte, zum Schloß hinanstieg; schmeichlerischer Süd oder erfrischende Nordluft wehte. Und trieb etwa ein schnöder Regen ins Haus, so ward Ernst als der „gute Zauberer" angerufen, der mit seinen Liedern und Balladen die schon früh hereinsinkende Nacht verklärte. Am vorletzten Oktober saßen sie so im Musikzimmer und nebenan; Tönnies Möller am Klavier, neben dem der Sänger stand, Kirchheim auf dem Sofa, in der Ecke lang ausgestreckt, Henriette in ihrem großen Armstuhl; Elsbeth hatte sich in dem anstoßenden „Vogelbauer", ihrem Boudoir, versteckt. Auch die Thür zum Speisezimmer war offen; dort stand Gretchen, fast unsichtbar; auch sie hörte so gerne zu. Für diesen Abend hatte Kirchheim sich ausgebeten, das „Programm" der Vorträge machen zu dürfen; er kommandierte ein neues Stück, wenn das alte zu Ende war. Er verlangte alle seine Lieblinge: den seltenen Beter, Odins Meeresritt, den Prinzen Eugen, den Schubertschen

Erlkönig, den Doppelgänger; mit Schuberts Geſang „An die Muſik" hatte er begonnen. Auch der verrückte Geiger mußte kommen; „denn das kann kein Menſch ſo wie Sie!" ſagte Kirchheim, der mit geſchloſſenen Augen, ganz Ohr und Seele, auf dem Sofa ſchwelgte.

„Teuerſter Profeſſor," bemerkte Ernſt nach einem verſtohlenen Seufzer, „Sie wiſſen, ich ſing's nicht gern. Ich thu' natürlich, was Sie wollen; aber der verrückte Kerl erinnert mich an —"

„Eben das ſoll er auch!" unterbrach ihn Kirchheim. „Sie ſollen Ihren Stolz und Ihren Spaß daran haben, daß das, was einſt Herr über Sie war, Ihnen jetzt unterthan iſt. Damals ſangen Sie ſich ſelbſt, jetzt ſingen Sie den andern. Damals war noch viel Natur dabei, krankhafte Natur, jetzt iſt's reine Kunſt!"

„Ja, wenn man alles ſo zu formulieren weiß —"

„Dafür bin ich angeſtellt. Ich leſ' Ihnen ein Privatiſſimum über die Geſchichte Ihrer Seele; und ganz unentgeltlich. — Das wahnſinnige Ha ha ha ha ſingt Ihnen kein Menſch ſo nach. — Und nun fangen Sie nur ruhig an!"

Ernſt lächelte achſelzuckend zu ſeinem Begleiter hinunter, und ſie begannen den verrückten Geiger zu ſpielen und zu ſingen. Von ſeinem geliebten Profeſſor angefeuert, von Scham über ſeine weichliche Schwäche gepackt, ſang Ernſt ſo tief aus dem Herzen und zugleich ſo frei, ſo innerlich erlöſt wie vielleicht noch nie. Als er geendet hatte, erhob ſich im Speiſezimmer ein lautes, kräftiges, übermütig geräuſchvolles Klatſchen.

Was iſt das? dachte Ernſt verblüfft. So kann doch Gretchen nicht klatſchen?

„Bravo! Bravo! Bravo!“ rief jetzt eine Stimme.

„Wer iſt denn da?“ fragte er laut, nun ganz beſtürzt. Dieſe männliche, etwas ſcharfe Stimme kam ihm ſehr bekannt vor; aber daß der bekannte Menſch da ſtehe, ſchien ihm doch unmöglich.

„Friedrich Peterſen!“ erklang es jetzt, wie wenn ſich jemand amtlich meldet; und die ſchlanke Geſtalt mit der hohen Stirn und dem bartloſen, knochigen Charakterſpielergeſicht trat in die offene Thür. „Ja, Prinzinger, ſehn Sie mich an: ſo haben Sie auf mich gewirkt! — Ich bin die Menge; die gerührte Menge. Sie haben eben Ihr erſtes Konzert gegeben, ohne es zu wiſſen. Was machen Sie für Streiche, Menſch! Sie ſingen ja nicht mehr wie die engagierten Bäſſe und Tenore. Sie ſingen ja wie ein ganzer Menſch!“

Ernſt hatte eine Weile mit halb offenem Munde dageſtanden, ſo daß Elsbeth lächeln mußte, die in ihrer Thür erſchien. „Peterſen! Wie kommen Sie hierher?“ fragte er.

„Guter Junge, auf der Bahn wie Sie. Ich tret' hier ja morgen auf.“

„Sie? Hier in Marburg?“

„Jawohl. Mit Ihnen. Wir geben ja Ihr zweites Konzert; denn dies war das erſte.“

„Wir geben mein zweites Konzert?“

Peterſen lachte auf; nun lachten, von ſeiner Luſtigkeit angeſteckt, auch die andern mit. „Jetzt eben ſehn Sie doch noch engagiert aus, Prinzinger; Geiſt abweſend, unbekannt wo. Ja, wir geben Ihr zweites Konzert! Ich fülle die Pauſen zwiſchen Ihren Vorträgen mit meinem genialen Humor. Meine Soloſcherze, die Sie von Mainz

her kennen. Da erholt ſich das Publikum von Ihren markerſchütternden Leiſtungen und ſchöpft neuen Mut. Ach, mein gutes Kind, Sie lächeln? als erzählt' ich Ihnen einen Spaß? Ich ſpaße nie, Ernſt Prinzinger. Wollen Sie das Programm ſehn? Hier iſt das Programm!"

Er zog einen bedruckten Zettel aus der Taſche, trat näher und hielt ihn dem faſſungsloſen Sänger hin. „Konzertſaal in Marburg" ſtand oben; darunter: „Freitag, den 31. Oktober 1883, abends 7 Uhr." Es ſtand Ernſt Prinzingers Name da, desgleichen Friedrich Peterſen. Die Geſangsnummern waren alle angegeben, der Titel und die Texte gedruckt; es waren dieſelben, die Ernſt ſoeben geſungen hatte. Er überflog das Ganze mit ſtarren Augen, er ward leichenblaß.

„Es ſcheint, ich werd' wieder verrückt," murmelte er dann.

Kirchheim, der aufgeſtanden war, legte ihm ſeine beiden Hände auf die Schultern und lächelte ihn an: „Nein, mein Teurer, das werden Sie nicht! Ich werd' Ihnen die Geſchichte dieſes Programms erzählen, dann iſt alles gut! Herr Peterſen und ich hatten Heimlichkeiten. Briefe hin und her. Die große Frage war: wie machen wir's, daß der Sänger in die Welt hinauskommt, ſein erſtes Konzert vor den *Vielen* gibt, ohne daß ſeine große Feindin, die Angſt, ihn umbringt? Endlich kam Herr Peterſen als Regiſſeur auf den entſcheidenden guten Gedanken: ein bißchen Ueberrumpelung! Wir machen alles fertig bis zum I-Tüpfelchen. In Marburg wird angefangen; ganz Marburg iſt ja längſt geſpannt: was *ſchaffen* ſie da oben am Schloßberg? Wir ver-

breiten in der Stadt — die Stadt iſt ja nicht groß —: nächſtens das Konzert! Tag noch unbeſtimmt; das Nähere die Anſchlagzettel! — Gut, das haben wir nun gethan. Wir wiſſen, die Marburger ſind neugierig, werden alle kommen. Friedrich Peterſen, der hier ſchon wohlbekannte Humoriſt und Charakterſpieler, lockt als zweiter Magnet —"

„Als Lückenbüßer!" warf Peterſen dazwiſchen.

„Und ein junges Talent, Tönnies Möller," fuhr der Profeſſor fort, „wird den Sänger am Klavier begleiten. Das Programm? Das Programm ergab ſich von ſelbſt. Ihre ſchönſten Sachen! Als ich hier ſah, Sie ſind fertig — ja, ja, fertig ſind Sie — Ihr alter Freund hat's eben gehört —"

Peterſen hob die Hand zum Schwur.

„Da hab' ich ihm telegraphiert: Letzten Oktober geht's los! Und hab' die Zettel drucken laſſen —"

„Gott im Himmel!" rief Ernſt nun aus und begann zu zittern. „Sie töten mich, geliebter Profeſſor! Ich kann nicht!"

Kirchheim lächelte ihn wieder an: „Dann ſollen Sie ja auch nicht; nur Ruhe. Ich will Ihren Tod nicht. Die Zettel ſind gedruckt, aber noch alle hier oben am Berg. Ich hab' ſie zu meinem Vergnügen drucken laſſen; das geht Sie noch gar nichts an. Wenn Sie erklären: ich kann nicht, ſo werden ſie zum Einwickeln gebraucht; Papier braucht man immer. Und Freund Peterſen hat Sie geſehn, gehört und reiſt wieder ab —"

„Und reiſt wieder ab!" fiel Peterſen ein. „Aber wenn Sie zufällig Courage kriegen, und wir machen's morgen, ſo wird's ein Bombenerfolg, ich geb' Ihnen

mein Wort! Jawohl, mein Herr, ich geb' Ihnen mein Wort; — überhaupt, ich war Ihr Regisseur, Ihr erster Sprachmeister, machen Sie mir gegenüber nicht so ein patziges Gesicht. Ein Bombenerfolg! Ich hab' da draußen im Eßzimmer gestanden — nie war ein Mensch so sehr eine Menge wie ich — mit tausend Ohren hab' ich gehört — jedes Ohr verschieden. Hätten Sie mich gesehn, Prinzinger, Sie hätten selber gesagt: das ist eine Menge! Und ich sag' Ihnen, Sie haben aus mir gemacht, was Sie wollten. Nicht fertig — — jawohl, bei Gott, Sie sind fertig! Ich kannte alle Ihre Fehler, die sind weg. Mir hat nur immer vor Freude das Herz gelacht. Auch hab' ich inwendig geheult wie ein Schloßhund; obgleich der alte Dessauer seit hundert Jahren tot ist. Wenn Sie sich ermannen, Prinzinger — ich beschwöre Sie — — nein, nein, ich beschwör' Sie nicht; der Herr Professor hat recht: nur nicht ängstigen! Aber wenn Sie sich zufällig ermannen sollten, so schicken wir die Zettel heut abend in die Zeitungen und morgen früh herum, und es wird ein Bombenerfolg. Nun könnten Sie mir auch endlich die Hand geben; wir haben uns noch nicht Guten Abend gesagt. Guten Abend, Alter!"

Er legte die langen Arme um seinen Leib und sah ihm so zärtlich ins Gesicht wie noch nie. Dann küßte er ihn, zum erstenmal, auf den Mund.

„Geliebter Petersen!" stammelte Ernst vor Freude. „Daß Sie da sind — daß Sie gekommen sind — und so. Das ist furchtbar rührend —"

„Ja, ich werd' auf meine alten Tage rührend!" fiel ihm der glückstrahlend aufgeregte Petersen ins Wort.

„Aber bitte, sagen Sie nun kein Wort mehr vom

Erfolg. Ich will tapfer ſein, ſo gut ich kann — ja, ja — aber nichts berufen; ich bitte Sie. Das iſt Uebermut. Das iſt ſündhaft. Ich kann's nicht mehr hören. So ein armer werdender Sänger wie ich!"

Durch dieſe Menge Widerſpruch verdarb er's; ſo viel davon vertrug Peterſen nicht. Auf dem ſcharfen, kahlſtirnigen Geſicht entſtand ein pathetiſcher und großartiger Ausdruck; „das wär' ſündhaft?" rief er aus, und ſeine Stimme wuchs allmählich. „Nicht berufen, ſagen Sie? Da ſollen Sie ſich wundern, wie ich das berufe! All die Herrſchaften da oben, die mit dem Departement des Berufens zu thun haben —"

Er nahm eine verwegene Stellung ein, rollte die grauen Augen, ſtreckte einen Arm mit unnatürlicher Kraft gegen die himmliſche Bureaukratie empor: „Jawohl, ich berufe es! Ich berufe es! Ich fürchte mich vor euch Angeſtellten da oben nicht; denn ich kenne euch, ihr ſeid nicht ſo kleinlich! ihr ſeid anſtändig! ihr tragt's einem armen Komödianten nicht nach, der ſich für einen dummen Kerl begeiſtert, weil der dumme Kerl ein großer Sänger iſt. Jawohl, es wird ein Bombenerfolg! Ich ruf' es bis zum ſiebenten Himmel hinauf! Iſt das ſündhaft, ihr Herren? Iſt das Uebermut? So bitte ich um einen Poſaunenſtoß, oder was Ihnen ſonſt beliebt. Irgend eine Stimme aus der Höhe, wenn's gefällig iſt! Ich ſag's nochmals: ein Bombenerfolg!"

Peterſen wartete eine Weile; dann wandte er ſich zu Ernſt, mit ſeinem ehrbarſten Geſicht. „Sie hören, die da oben ſind einverſtanden."

„Und Sie ſind närriſch geworden!" erwiderte Ernſt, der noch etwas unſicher lächelte.

„Ja, mein Junge, es iſt was dran: vor Freude bin ich ein bißchen närriſch. Daß wir dich ſo weit haben, Junge ... Ich muß einmal du ſagen. Ich hab' ja im ſtillen, manchmal — was glaubſt du denn — einen ganz verrückten Kummer hab' ich um dich gehabt. Und jetzt ſteht er da und ſingt wie ein junger Gott! — Aber nun thu mir das nicht an, Bruder ... Schau, um dir brüderlich beizuſtehen, bin ich hergekommen. Wirſt mir das nicht anthun, was? daß ich unaufgetreten wieder abfahren muß. Ich hab' ja doch Ehrgeiz, Bruder. Ich will hier meine Soloſcherze ſpielen, und will neben dir auf dem Zettel ſtehn. Sag für morgen Ja — auf der Stelle — ſonſt beruf' ich's noch einmal —"

„Nein!" rief Ernſt und drückte ihm die ſchmalen Lippen zuſammen. „Nicht mehr! Ich ſag' lieber Ja! — In Gottes Namen!"

„Sie haben's alle gehört," ſprach Peterſen im Kreis herum, ſeinen wunderbar gelenken Körper verdrehend. Er freute ſich an all den heiteren Geſichtern; auch Gretchen ſtand in der Thür, ſie lachte lautlos, mit allen Zügen. „Alſo, Herr Profeſſor, wir laſſen die Zettel fliegen!"

IV.

„Ich will furchtbar liebenswürdig ſein, Vaterle!“ ſagte Elsbeth am nächſten Tag, als ſie nach langem Mittagsmahl abgetafelt hatten. „Was ich thun kann, das will ich thun. Er ſoll's hoffentlich gar nicht merken, daß er ſich ſo ängſtigt. Ueber die beiden letzten Stunden täuſch' ich ihn wohl hinweg!“

Wie mach' ich das am beſten? dachte ſie, als ſie dann allein war. Wenn er manchmal in Trübſinn verfiel und ich ihn zerſtreuen wollte, dann hab' ich ihn nach ſeiner ganzen Jugendgeſchichte ausgefragt. Ja, die kenn' ich nun ſchon. Oder ich hab' mit ihm auf Mord geſtritten, über Tod und Teufel ... Ach, das möcht' ich heute nicht. — Ich will ihm dieſen Nachmittag einmal alles ſagen, was ich Lobendes über ihn zu ſagen weiß; das wird ihn erheitern. Er glaubt ſo gern nur Schlechtes von ſich. So was von einem Zweifler! — Furchtbar kann er grübeln, bis er wieder was Schlechtes an ſich entdeckt. Ich will ihm auch ein Privatiſſimum leſen! daß er ganz vergeſſen ſoll: heute iſt Konzert!

Sie ſuchte, bis ſie ihn fand; er hatte ſich, bis auf den Frack in „Gala“, in den Garten begeben, da die innere Unruhe ihn umhertrieb, und ging auf der Terraſſe, die beim Luſthäuschen endete. Es war ein alter, ſtei-

nerner, vielfenſtriger, ſechseckiger, kleiner Bau, von einer Art von Kuppel bedeckt, auf deren eiſerner Spitze ein Halbmond ſchwebte. In dieſes Häuschen waren ſie ſelten getreten, faſt nur wenn plötzlicher Regen ſie hineintrieb; ſie liebten zu ſehr die freie, bewegte Luft. Ernſt ging auch jetzt nicht hinein, obgleich ein unfreundlich ſpätherbſtlicher Wind wehte und die Thür offen ſtand; durch das Luftleben dieſer vier Monate abgehärtet, ſchritt er in ſeinem leichten Röckchen zwiſchen den abgeblühten Roſenſtöcken und den kahl gewordenen Büſchen und Bäumchen tiefſinnig auf und ab.

Aber wenn er ſich nun erkältet! dachte ſie mütterlich. Er ſoll heute ſingen! — Sie kam langſam näher. Sie beſchloß, ihm zu ſagen, daß er zur Schonung ſeiner Stimme — — O Gott, bin ich dumm! durchfuhr ſie dann. Grade ſeine Stimme und das Konzert ſoll er ja vergeſſen! — Sie nickte ihm alſo nur zu, als ſie neben ihm ſtand, und warf einen unruhigen Blick nach der Thür des Luſthäuschens. „Was iſt denn da?“ ſagte ſie.

„In dem Pavillon?“

„Ja. — Ein Tier?“

„Ich hab' nichts geſehn.“

„Schauen wir doch einmal nach!“

Sie ging voran, er folgte. Als ſie beide im Luſthäuschen ſtanden und umhergeblickt hatten, bemerkte Ernſt treuherzig: „Ich ſehe nichts, Fräulein Elsbeth.“

„Ich auch nicht,“ antwortete ſie. „So kann der Menſch ſich irren.“ — Vater hat ja ſo recht! dachte ſie; nur nicht liſtig und verſchmitzt ſein wie die gewöhnlichen Frauenzimmer! Dieſe kleine fromme Lüge mußte aber ſein. Eben log ich a m t l i c h. Ich will's auch nicht wieder thun!

Scheinbar gedankenlos ſetzte ſie ſich auf einen der Gartenſtühle, die im Häuschen ſtanden. Ernſt ſetzte ſich dann auch, ohne es zu wiſſen.

„Ja," ſagte ſie, um recht unſcheinbar anzufangen, „nun iſt's aus! In unſerm Garten gibt's nichts mehr. Was wir von der Botanik heuer nicht gelernt haben, das bleibt nun ſchwarze Nacht bis zum nächſten Frühling."

„Ich hab' wohl wenig gelernt!" verſetzte Ernſt mit einem zerſtreuten Lächeln.

„Wiſſen Sie, was ich glaube? In der Gärtnerei kommt zuerſt Tante Henriette; und dann lange niemand. Dann ich; nach mir Gretchen; nach Gretchen mein Vater; und nach dem — wieder lange niemand."

„Und dann endlich ich!"

„Ja, ganz hinten Sie!"

Elsbeth lachte auf; es war ein kleines, ſilberhelles und ſo ſüß gemütlich ſpottendes Lachen, daß es ihn warm überlief, als hätte ſie ihm das ſchönſte Lob geſagt.

„Ich war einfach faul!" ſagte er vergnügt.

„Sie können ſo gut träumen, mein' ich. Darüber vergeſſen Sie die ganze Welt."

„Ich mach' einfach die Augen nicht auf, Fräulein Elsbeth. Ich ſeh' nichts!"

„Sie hören deſto mehr. Sie ſind eben —"

„Ein Muſiker," wollte ſie ſagen; das wär' aber wieder dumm! dachte ſie. Merkwürdig, wie ſchwer es iſt, an dem vorbeizureden, was man nicht anrühren will!

„Sie ſind eben ſcharfhörig," ſprach ſie weiter, „wie keiner von uns. Die Singvögel hat keiner ſo gut gehört und ſo ſchön gekannt, wie Sie. Und wenn die Eichkätzchen kamen; wenn die kleinen Jungen in den

Neſtern oder auf den Zweigen piepten; — wiſſen Sie noch den dicken, fetten Amſeljüngling, der ſich noch füttern ließ und ſchon ebenſo groß war wie ſein Papa? — Dann haben Sie ſo rührend viel Herz für alle Tiere . . ."

„Aber was machen Sie, Fräulein Elsbeth?" unterbrach er ſie. „Das wird ja förmlich ein Lobgeſang?"

„Ich brauch' doch nicht immer zu tadeln und zu ſchelten; das hab' ich in dieſem Sommer und Herbſt genug gethan. Ich dachte vorhin: was ſind Sie doch eigentlich für ein guter Menſch! — Nein, nun hören Sie einmal ruhig zu. Ihre rührende Aufrichtigkeit; Sie können ja um keinen Preis eine Unwahrheit ſagen. Und doch wiſſen Sie ſo gut zu ſchonen, weil Sie ſich immer hineinfühlen in den andern: was ihm wohl und weh thut, was die arme Pflanze braucht und was nicht! Ich glaub', es gibt keinen mitleidigeren Menſchen als Sie —"

„Nun hören Sie aber endlich auf!" Ernſt hob flehend, beſchwörend ſeine Hände.

„Nein, entſchuldigen Sie, ich hör' nicht auf. Ich will mich einmal ausſprechen . . . Sie ſelbſt, laſſen Sie je ein gutes Haar an ſich? — Das iſt Ihr ſchlimmſter Fehler, mit dem haben Sie mich ſchon oft wütend gemacht: wenn Sie aus ſich einen reinen Teufel oder eine runde Null machen könnten, wären Sie erſt glücklich! — Jawohl, wie ich eben ſagte, keinen mitleidigeren Menſchen gibt's als Sie. So viel Herzensphantaſie für die andern haben wir alle nicht! Und dabei — das ſtaunt auch der Vater oft an — dabei ſind Sie gegen ſich ſelber ſo hart, ſo ſtolz. Mit Ihnen ſelber Mitleid? Nicht für einen Pfennig! Von ſich verlangen Sie grenzenlos viel. Mit ſich ſind Sie nie, nie zufrieden. Jawohl, jawohl, ich hab' recht!

Sie wollen immer höher; immer beſſer machen ... Wie oft hab' ich Sie darum geſcholten; denn Sie treiben's auch gar zu arg. Aber eigentlich hab' ich Sie doch drum bewundert ... Mir gefällt's eigentlich ſo gut ..."

Sie ward ſtill. Sie ſenkte langſam den Kopf; bisher hatte ſie ihn angeſehn. Ihre Kniee drückten ſich gegen den Tiſch, neben dem ſie ſaß; ſo daß ſie ihn faſt von der Stelle rückte. Eine Art von Lächeln zog langſam über ihr Geſicht.

„Worüber lächeln Sie jetzt?" fragte er, mit einer ihm ſehr wohlbekannten Befangenheit kämpfend, nachdem er die ſchlanke Geſtalt in dem dunkelblauen Herbſtkleid ſchweigend betrachtet hatte.

„Hab' ich gelächelt? — Ich weiß nicht."

Sie ſagte die ſechs Worte wie in einem Traum. Sie dachte ganz etwas anderes. Sie ſtaunte tief in ihrem Innern, was für ein wirklich goldener Menſch das ſei, der da bei ihr ſaß. So rein, ſo edel, ſo gut; ſo unberührt von den Niedrigkeiten, von den kleinen Schwächen, von den Eitelkeiten, mit denen die andern herumlaufen, wie mit Fädchen oder Flecken oder Staub auf dem Rock. Eine goldne Seele ... Ja, ja, eine goldne Seele, ſagte ſie plötzlich mit den Lippen vor ſich hin, wenn auch ganz ohne Laut. So ſehr hatte ſie's noch nie gefühlt ...

Sie erſchrak, ſie verwirrte ſich faſt, daß ſie das auf einmal ſo lebhaft fühlte. Es war aber ein ſüßer, wohliger Schreck. Es war eine Wonne.

„Sie ſagten, ich will's immer beſſer machen," fing er an zu murmeln. „Ja, muß man das nicht? — O Gott, wenn ich an dieſen Abend denke ..."

Ueber Elsbeth kam ein neuer Schreck; ein kalter nach dem warmen. Er ſoll nicht an dieſen Abend denken!

fuhr ihr durch die Bruſt. Sie wagte aber nicht mehr Gutes von ihm zu reden ... Was mach' ich nun! dachte ſie. In einer Art von Verzweiflung — zugleich war ihr doch ſonderbar ſüß zu Mut — griff ſie zu ihrem alten Mittel, mit ihm „auf Mord zu ſtreiten". Sie hob den Kopf, ſie ließ die freundlichen Augen blitzen, in ihr Jungmädelgeſicht kam das drollig Knabenhafte, das ſie dem Vater ähnlicher machte. „Erlauben Sie, das iſt ein Unſinn," ſagte ſie mit Todesmut, „das ewige Beſſermachen. So wollen Sie am Ende gottähnlich werden ... Das iſt Blasphemie!"

Sie hatte das Wort zuweilen in den Geſprächen der Profeſſoren gehört, jetzt fiel es ihr ein und war auch ſogleich über ihre Lippen.

„Ich will gottähnlich werden?" erwiderte er, noch arglos lächelnd. „Ach du lieber Gott!"

„Ja, ja, es iſt Ueberhebung darin!" fuhr ſie unverzagt fort. „Wenn man ein gewiſſes Maß von Können erreicht hat —"

„Welches gewiſſe Maß? Es gibt doch immer nur ein ungewiſſes. Man will weiter, weiter —"

„Das ſag' ich eben!" rief ſie aus. „Sie wollen auch den Oſſa auf den Pelion ſtürzen, um den Olymp zu erklettern. Sie gehn wie Diomedes auf den Gott Ares los. ‚Maß zu halten iſt gut,' ſagt Pittakos von Mytilene. Man ſoll Maß halten, denn man iſt ein Menſch!"

„Man ſoll! Man ſoll!" rief nun Ernſt dagegen. „Wer weiß denn das, was man ſoll?"

„Das iſt weltbekannt!"

„Das iſt weltbekannt?"

„Ja, ſeit Olims Zeiten!"

Du ſollſt mich nicht klein kriegen! dachte ſie und

beugte ſich auf ihrem Stuhl gegen ihn vor, ihr feines Näschen aufblähend. In dieſem Kampfgefühl verlor ſich ihre Befangenheit, ſie ſpürte es mit Freude. Sie ſtieß die verwegenſten Behauptungen aus, ſie nahm jede, wie ſie ihr kam. Es gelang ihr am Ende, ſich wirklich zu ereifern; ſeine Erregung ſteckte ſie an; ſeine kühnen Sätze ſchlugen Funken in ihrem Kopf. Sie ſtritten auf Leben und Tod. Endlich waren ſie aufgeſtanden, ohne es zu wiſſen, und ſchritten die dämmernde Terraſſe entlang, immer auf und nieder. Der Wind wühlte in ſeinem ſchwarzen Haar und nahm ihr faſt den Hut vom Kopf; ſie achteten es aber nicht. Elsbeths neunzehn Jahre hatten auch vergeſſen, daß er ſich draußen erkälten könnte.

„Nun iſt's aber hohe Zeit!“ hörten ſie plötzlich einen heiteren Bariton ſagen. Kirchheim ſtand auf der höheren Terraſſe, im Dunkeln, mit Peterſen; beide ſchon mit Hut und Ueberrock, zum Fortgehn bereit. „Sie müſſen ſich in den Frack werfen, Sänger; alles andere iſt ja ſchon geſchehn. Die Tante iſt ſchon mit Möller voraus; wir gehen nach!“

Ernſt erſtarrte. Elsbeth lächelte; ſie hatte ihr Amt doch gut verwaltet.

Die beiden Männer lachten ihn an, nahmen ihn und ließen ihn nicht mehr los. Sie führten ihn ins Haus, halfen ihm in den Frack; Peterſen beſpritzte ihn mit kölniſchem Waſſer und beſeuchtete auch ſein Taſchentuch damit. Dann begann der Hinuntermarſch; Ernſt von den beiden geführt, Elsbeth hinterdrein. Peterſen ſprach einen ſeiner Soloſcherze; er unterbrach ihn aber beſtändig durch ſchlechte oder gute Witze, wie ſie gerade kamen. Zuweilen lachte Ernſt, mit leiſe zitternder Stimme. Els-

beth lachte herzhaft mit; das war für ihn, wie wenn silberne Glöckchen klangen. So langten sie endlich an. Der Saal war schon voll. Kirchheim führte den Sänger und den Schauspieler in ihr Nebenzimmer.

Ein wunderbarer Gegensatz für die Zuschauer, als die beiden dann nacheinander auf dem Podium erschienen: Ernst Prinzinger mit der festen, ernsten, gedrungenen Gestalt, den melancholischen Feueraugen, der nervösen Spannung, der tiefen Stimme, die gleichsam aus den Abgründen der Seele heraufkam und unwiderstehlich ergriff; Friedrich Petersen, der Schlanke, der Helle, der Quecksilberne, der mit den scheinbar trockenen Augen bis in die letzten Winkel wirkte, mit der scharfen Stimme ein Feuerwerk von Lustigkeit abbrannte. Sie hatten beide einen besten Tag; Petersen weil er wollte, Ernst weil er mußte. Das Schicksal hatte ihn mit den Händen und Armen seiner Freunde an die Wand gestellt. Ich darf ihnen keine Schande machen! dachte er; er fühlte mehr sie als sich. Dann durchfuhr ihn auch, daß da in einer der ersten Reihen — hinschauen wollte er nicht — ein unaussprechlich gutes und holdes junges Mädchen saß, das vier Monate lang mehr Liebes an ihm gethan, als er denken konnte, und das sich nun wohl bange fragte: wird er ein Mann sein? wird er mir's vergelten?

Petersens frecher Glaube siegte: alles ging wunderbar gut, vom ersten bis zum letzten Ton. Schon der edle Gesang an die Musik, aus einem unendlich dankbaren Herzen hervorbrechend, fing die Seelen ein; dann stieg die Wirkung wie ein Lerchengesang immer höher und höher empor. Petersens Vorträge zogen darauf — vielleicht zu sehr — in die Welt des alltäglich Lustigen zurück;

aber das Lachen befreite die Menſchen, die, wenn man ſie ſtark ergreift, ſich nur zu bald wie überſpannte Saiten fühlen. Dann riß ſie der Sänger wieder um ſo gewaltiger fort. Das Streiten auf der windigen, nachtenden Terraſſe hatte ihn nicht angefochten: der Wohllaut ſeiner Stimme war wie reines Gold. Der Beifall umrauſchte ihn, ſo oft er an ein Ende kam. Er hörte es an wie Meeresbrauſen, er wußte von der Welt nichts mehr; dachte er noch, ſo dachte er an Elsbeth, die ihn durch ſo wahnſinnige Behauptungen gereizt hatte und ein ſo entzückendes Weſen war, und er ſang nur für ſie, und er fühlte ſelbſt, daß er noch nie ſo geſungen hatte.

Wie in einem halbwachen Traum, in den noch immer der Beifall hineinrauſchte, kam er dann mit ſeinen Leuten — auch Möller dabei, der bewährte Begleiter — in das alte Haus am Berg zurück. Peterſen pfiff und jodelte unterwegs, als wär' er ein Bruder Studio; er freute ſich, daß dieſer „Peterſen-Abend" durch die eingelegten kleinen Geſangsvorträge nicht verdorben worden ſei, es ſei überhaupt alles gut gegangen. Als ſie ins Speiſezimmer traten, zum Nachtmahl, fanden ſie die Tafel von Gretchen und ihren aushelfenden Freundinnen feſtlich geſchmückt; Blumen überall, eine eben aufgeblühte Centifolie in jedem Becher, die Römer der beiden Künſtler mit Lorbeer und Epheu verziert. Kaum hatte Ernſt ſich niedergeſetzt, ſo trat Elsbeth hinzu und ſetzte ihm einen kleinen Lorbeerkranz aufs Haupt; ſie hatte ihm heimlich dazu Maß genommen. Peterſen blies Tuſch, auf einem mit Papier umwickelten Kamm. Darauf ſtürzte Gretchen herein, mit freudeotem Geſicht, um den „lieben Meiſter", ihren Herrn Prinzinger, von Herzen zu beglückwünſchen.

Es sollte noch eine Ueberraschung kommen: als zum zweiten Gericht der Schaumwein die Gläser füllte, erhob sich nicht Kirchheim, sondern Tante Henriette, und schlug mit dem Messerchen an ihr Glas. Sie hatte einen Glanz in den Augen und auf den blassen Wangen eine zarte Röte, die sie sehr verschönte. Sie hab' einen deutschen Professor, fing sie mit etwas schüchternem Lächeln an, zu einem großen Opfer, nämlich zu dem Verzicht auf eine Rede bewogen; so sehr habe dieser Abend sie emporgetragen, und ihr sei nun einmal so zu Mut, als müsse sie ihrem gewesenen Pflegling selber sagen: Heil dir, junger Orpheus! der du uns die Herzen aus dem Leibe singst; sie kommen aber wieder, sie sind nur schöner und besser geworden! „Denken Sie nicht," fuhr sie, zu Ernst gewendet, fort, „das hätt' ich mir vom Professor sagen lassen; es sind meine Worte. Als Sie heut abend den seltenen Beter sangen, da hab' ich es so gefühlt und gedacht! Sehn Sie, der Herr Petersen, der den Himmel so arg herausgefordert hat, hat doch recht behalten. Vielleicht weil der Himmel so langmütig ist. Vielleicht aber auch, weil Sie so himmlisch singen. Wir sind nun so stolz auf Sie. Der neue Orpheus vom Schloßberg lebe hoch! hoch! hoch!"

Die Gläser erklangen wie immer; etwas Unerhörtes geschah aber, als Ernst mit seinem Glas zu Henriette trat, um ihr besonders zu danken. Mit einem jugendlichen Lächeln schaute sie ihn an; dann umarmte sie ihn und küßte ihn. Elsbeth erschrak förmlich; das Glas fiel ihr fast aus der Hand. Kirchheim eilte aber ins Nebenzimmer, ans Klavier, um darauf, so gut es ging, einen Tusch zu hämmern.

Es folgten noch Trinksprüche, selbstverständlich; der Professor trank auf Petersen, den Künstler und den Kameraden, „einen bessern find'st du nit". Elsbeth, ihre Schüchternheit überwindend, um den Wunsch ihres Vaters und Erziehers zu erfüllen, ließ den Herrn „Klaviersänger" leben, der den Stimmsänger so liebevoll begleitet habe. Dann stand Ernst auf, sein Glas in der Hand; er wollte reden, vermochte aber nur den Kopf zu schütteln; „ich träume!" sagte er mit hilflosem Lächeln, mit wirklich halbwachem Gesicht. „Es ist ein guter Traum ... Ich komm' aber nicht aus dem Traum!" Nun erhob sich auch schon Petersen, um seinem ehemaligen Jünger aus der Not zu helfen, und strich sich mit der langen, schmalen Hand über den halbkahlen Kopf. Er war selbst bewegt; er sprach einige schlichte Worte, über das sonderbare, poetische Haus unter dem Marburger Schloß, das so viele Künste könne, das jetzt einen schwer kranken Mann wieder gesund gemacht und der Welt einen schwer gesunden Sänger geschenkt habe. Er wünschte diesem edlen Haus, an dem er nun auch schon mit dem Herzen hänge, Freude unterm Dach und Segen vom Himmel herunter. Alle Gläser klangen.

„Nun muß ich aber noch was sagen," nahm er wieder das Wort. „Hab's eigentlich gestern schon angefangen: als ich mir erlaubt hab', diesen jungen Orpheus du zu nennen ... Bruder! Es geht nicht länger; ich bring' kein rechtes Sie mehr heraus. Einen schöneren Abend als diesen und ein besseres Haus können wir nicht finden; also auf was dann noch warten, Bruder Prinzinger. Ich hab' dich schon lange gern; du mich natürlich auch, das versteht sich. Wenn du großer Sänger mich nicht verachtest, weil ich mehr Humor hab' und besser Regie führe, so sagen wir uns du!"

Ernſt trat zu Peterſen, mit ſeinem Glas, das Herz in den Augen; ſie tranken Brüderſchaft. Während ſie ſich umarmten, ſah er Elsbeths Geſicht, die hinter Peterſen ſtand; mit einem kindlich ſüßen Lächeln ſtrahlte ſie ihn an. „Bruder, das ſag' ich dir gleich!" nahm Peterſen wieder das Wort: „in acht Tagen oder ſo ungefähr dasſelbe Konzert in Mainz! Von denſelben geehrten Kräften gegeben; die Herrſchaften aus dem ſonderbaren Haus fahren mit; alles ſchon abgemacht. Die Mainzer werden dich nicht freſſen, ſei ruhig; ſie werden froh ſein, daß du wieder geſund biſt und wie! Ich beſorg' dort den ganzen Spaß; hab' heut morgen ſchon brieflich angefangen. Deine Zuſtimmung iſt überflüſſig; ich ſetz' dich aber doch in Kenntnis, weil deine Anweſenheit am Konzertabend nützlich iſt. Für den bekannten Bombenerfolg, den ich hiermit ausdrücklich berufe, wird dir garantiert!"

„Schon wieder!" rief Ernſt, der ſich die Ohren zuhielt. — „Du fängſt übrigens an, ſehr deſpotiſch mit mir umzugehn."

„Ja, ſeit dieſes verwünſchte Sie zwiſchen uns aufgehört hat, ſprech' ich aus einem anderen Ton mit dir! — Rechtzeitig in Mainz antreten! Balladen vorſchriftsmäßig und zur Zufriedenheit des Publikums vortragen! Punktum!" — —

Nach Mitternacht ſtand Peterſen auf, um Abſchied zu nehmen; er wünſchte doch noch ein paar Stunden zu ruhen, ehe er mit dem früheſten Zug nach Mainz zurückfuhr. Ernſt begleitete ihn in den erſten Stock hinauf, in ſein Fremdenzimmer. Während Peterſen, der immer Raſche, ſeine Halsbinde abnahm und auf den Tiſch warf, ſetzte ſich Ernſt auf des andern Bett und lächelte in die Luft.

„Ich träume noch immer," ſagte er, wie einer, der mehr zu ſich ſelber ſpricht. „Ich träum' fort und fort."

„Es ſcheint ſo." — Peterſen ſchien etwas im Zimmer zu ſuchen, ſeine klugen Augen wanderten aber mit Seitenblicken auf des Träumers Geſicht herum. „Eines meiner Taſchentücher — — Du, mir geht auch was durch den Kopf."

„Was denn?" fragte Ernſt.

„Dieſes kleine Mädchen. — Elsbeth Kirchheim mein' ich. — Weißt du, die hat mir's angethan. Sie kann ſo geiſtreich zuhören und ſo lebhaft ſchweigen. Und — und überhaupt! — Ich hab' mir auch ſchon meinen Plan gemacht."

Ernſt richtete ſich auf. „Was für einen Plan?"

„Ich werd' um ſie anhalten, Bruder."

„Du willſt um ſie anhalten?"

„Ja. Ich glaub', wir paſſen gut zu einander."

Ernſt begann zu lachen. Er war aufgeſtanden, ſetzte ſich aber wieder aufs Bett. „Ach, du! — Willſt nur aus mir herauslocken, wie ich über Elsbeth denke."

„Prinzinger, du wirſt weltklug! — — Na, gut, alſo ich lock' es heraus. — Was macht denn das Herzchen?"

Er klopfte Ernſt auf die linke Bruſt.

Hatte er ſich je über die Verwandlungsfähigkeit von Ernſts Geſichtszügen verwundert, ſo ergriff ſie ihn nun mit aller Gewalt. Gegen ſeinen Willen, wie es ſchien, als arbeite eine lang zurückgedrängte innere Kraft, die ihn ſeufzen machte, ward Ernſt, der eben noch gelacht hatte, bis zu einer troſtloſen Traurigkeit verdüſtert. Er verſuchte noch einmal zu lächeln, es ward aber eine Verzerrung daraus. Er beugte ſich gegen den ſtehenden

Peterſen vor, ſeine plötzlich getrübten, aber glimmenden Augen ſchienen ihn zu verzehren. Er ſeufzte wieder. Faſt nur flüſternd zuerſt, fing er an zu ſprechen: „Bruder! Alles wie ein Traum! — Ja, laß mich auch Bruder ſagen ... Glück und Unglück, alles wie ein Traum! — Daß ein Paradies auch 'ne Hölle ſein kann — haſt du das gewußt? Hätt'ſt du das geglaubt? Ich nicht. Aber ich hab's erlebt! Ich erleb' es jeden Tag, jede Stunde, Bruder! — Ja, ja, ein Paradies. Und was für eines. Dieſer Mann, der Kirchheim ... Und auch die Tante — die kränkliche, die bedenkliche — du haſt ſie aber heut abend gehört und geſehn. Und ſelbſt das Gretchen; wo findet man ſo ein Mädchen wieder; ſo voll Kern und Kraft, und dabei das weiche, feine Gemüt. Wo iſt ſo ein Haus zu finden, guter Peterſen! Ich hab' mir manchmal mit beiden Händen an den Kopf gegriffen und mich gefragt: wie komm' ich zu Kirchheims? — Und doch eine Hölle ... Verſtehſt du das?"

Er that einen ſchweren Atemzug; ſeine ganze Geſtalt erzitterte dann, als würde ſie geſchüttelt.

„Du biſt nach dieſem Abend ſehr aufgeregt," erwiderte Peterſen; „das iſt auch kein Wunder. Da braucht man gern die ſtärkſten Worte. Hölle ... Du biſt in das Mädel ſehr verliebt, wie mir ſcheint, und ſie nicht ſo ſehr in dich."

„Es iſt ein Engel, Peterſen! Ein Engel! Glaub mir, das Wort iſt nicht zu ſtark! Aber — wie ich dir früher ſchon ſagte — nur den Vater liebt ſie. Mich — mich bemuttert ſie! — Ja, du lachſt. Das iſt eine Tragödie. Ich, der ich dieſes Mädchen nun kenne, der ich es mit allen Kräften meiner Seele — — ach pfui, das ſind alles ſo

Worte, Phraſen; ſagen kann man ſo etwas nicht. Singen könnt' ich es Ihnen — dir — vielleicht; aber ſagen nicht! Und von ſo 'nem wunderholden Geſchöpf — nein, nicht Engel; aus ‚Knabe', wie du einmal ſagteſt, und Mädchen und Engel zuſammengemiſcht — von ſo 'nem Abgott bemuttert zu werden; ohne Hoffnung, Bruder; ohne Hoffnung — das hab' ich vorhin Hölle genannt. Du findeſt das Wort zu ſtark. Ich ſchäm' mich ja ſelber der zu ſtarken Worte. Pfui Teufel, ſie ſind unmännlich. Theater, Theater! — Alſo dann nehm' ich das Wort zurück! — Und du mußt nun ſchlafen; mit meinem weibiſchen Geſchwätz halt' ich dich noch auf ..."

Er erhob ſich, die ſchwarzen Brauen zuſammengezogen, die Lippen aufeinandergepreßt; ein Seufzer drängte ſich aber doch langſam und unaufhaltſam herauf. „Gute Nacht, Peterſen! Alſo in Mainz. — Ich dank' dir für alles. — Ich — lieb' dich ſehr. — Mir geht's überhaupt zu gut. Das andere will ich nur ſo ausdrücken, damit du mich nicht wegen Unmännlichkeit auslachſt: ich bin — ſelig-unglücklich. Ich trag's ja auch! Ich ſegne ja mein Schickſal doch!"

Er brachte ein Lächeln zu ſtande; „ſelig-unglücklich," wiederholte er leiſe, als läg' eine Art von Troſt darin. Dann drückte er geſchwind Peterſen die Hand und ging.

Es war aber mehr Taumeln als Gehn. Peterſen ſah ihm nach; ſah noch auf die Thür, als ſie ſich geſchloſſen hatte. Er ſchüttelte den Kopf. Er dachte an alte Zeiten, an eigene Liebesleiden, wo er auch ſo ein bißchen „Hölle" erlebt und ſein junges Herz ſich an der Unmöglichkeit halb verblutet, ſpät verhärtet hatte.

V.

„Nu? Was hab' ich dir geſagt?“ fragte Peterſen, als er nach dem Mainzer Konzert mit dem Sänger im Künſtlerzimmer ſtand und Kirchheim mit ſeinen Damen eintrat, um an dem guten Glück des Abends ſeinen Teil zu haben. „War es anders als in Marburg? wie? Haben ſie hier nicht ebenſo geflennt, gelacht und mit den Händen gearbeitet?“

„Du, ſag mir nur geſchwind noch eins,“ flüſterte Ernſt, indem er den Schauſpieler in die Ecke zog. „Mir war, als hätt' ich im Publikum auch Minna Gerſter geſehn. Hab' ich mich geirrt?“

„Nein, nein, ſie war da. Mit ihrem Haber. Sie hat ihn noch.“

„Sie war ganz in Schwarz —“

„Ja, mein Alter, das Kind iſt tot! — Ich hab' dir in Marburg nicht davon geſprochen; warſt noch ſo ſeelenweich — biſt es überhaupt — ich dachte: lieber nach dem Konzert! — Nimm's nicht ſchwer, Prinzinger. Was ſollte dieſes Wurm auf der Welt. Die junge Mutter hat tüchtig geweint, natürlich; wird auch noch zuweilen weinen. Das Schwarz ſteht ihr aber gut; das weiß ſie;

und ich denk', das freut ſie. Prinzinger, ſie verſtehen da oben alles; es iſt für alle Geſchöpfe geſorgt!"

Peterſen winkte verſtohlen, Kirchheim trat mit den Damen heran. „Erfolg Nummer zwei!" ſagte der Profeſſor, dem bleich gewordenen Ernſt die Hand drückend. „Wir ſchwelgen in unſerm Glück. — Elsbeth will ein Buch anlegen: Chronik von Ernſt Prinzingers Konzerten."

Ernſt, der doppelt erregte, zuckte leiſe. Ein Buch! dachte er. Und vor dem dritten Konzert zieh' ich fort. Marburg zu Ende! Alles aus!

Er lächelte den Damen zu; er zwang ſich zur Freude; inwendig ſah er Minna, über ihr totes Kind gebeugt. Dies Kind war eigentlich ſein Schickſal geweſen: die Ueberarbeitung, der Zuſammenbruch, dann das „hölliſche" Paradies ... Er ſollte an dieſem Abend noch mehr Vergangenheit erleben. Als die Marburger mit Peterſen aufbrachen, um zu ihrem „Engliſchen Hof" in der Rheinſtraße zu gehn, fanden ſie im Vorſaal noch viele der Zuhörer, die auf ihre Garderobe oder auf einander warteten; manche mochten auch auf den Sänger warten, um ihn noch einmal anzuſchauen. Seitwärts an der Wand — Ernſt erzitterte einen Augenblick — ſtand Melanie Gilbert in einem grauen Kleid, ein feines weißes Tuch über die Schultern gelegt. Sie ſtand allein, ſah vor ſich hin; eine leichte Glut lag auf ihren Wangen. Es trat aber ſchon ein junger Mann zu ihr, der auf dem Arm ihren Mantel trug; ein hübſcher, feingekleideter Herr von ariſtokratiſcher Figur und Haltung. Er lächelte gemeſſen vertraulich und breitete den Mantel auseinander, ihn ihr umzuhängen.

„Der Herr von Helbig, von dem ich dir ſagte," flüſterte Peterſen. „Sie ſteht noch am Scheideweg, zwi-

ſchen dieſem dünnen Herrn und dem dicken Böttcher; das heißt, eigentlich zwiſchen der fetten Heirat und der mageren Kunſt."

„Heirat?"

„Natürlich. Nur über den Altar geht der Weg!"

Ernſt ſchritt langſam vorbei; Parthenia! dachte er. Ihm war wunderbar ſacht zu Mut; er kam wie von einer gewonnenen Schlacht; überhaupt als Sieger ... Jetzt erblickte ihn Melanie; ſie wollte eben gehn. Es waren ſehr ungewiſſe Augen, mit denen ſie ihn anſah; ſchnell gefaßt entſchloß ſie ſich dann aber, zu grüßen, und neigte nicht nur den Kopf, ſondern auch die Geſtalt. Eine überraſchend vornehme Hochachtung lag in dieſem Gruß; ſie ſchien damit zu ſagen: vor dem Sänger, dem Meiſter neig' ich mich, auch auf die Gefahr, daß er nicht wiedergrüßt. Ich hoffe aber, er beſchämt mich nicht!

Ernſt nahm den Hut vom Kopf und grüßte, mit ebenſo ernſtem Geſicht wie ſie. Er fühlte keinen Groll; ihm war nur, als ſei ſie doch nicht ſo ſchön, wie ſie in ſeiner Erinnerung gelebt hatte. Ihn freute aber, wie edel, wie griechiſch ſie ſich eben bewegt; doch noch Parthenia! — Soll ich ſie anreden? dachte er dann einen Augenblick. Sie ſtand aber ſchon nicht mehr auf ihrem Platz. Am Arm ihres Verehrers, in dem weiten Mantel, der die holde Geſtalt verhüllte, ſchwebte ſie hinaus.

Ernſt ging mit den Seinen langſam nach. Als ſie zum Ausgang kamen, ſah er Auguſt Möller in ſeinem ſchwarzblauen Sonntagsanzug etwas breitbeinig daſtehn. Der noch durchaus jugendlich hübſche Geſell mit dem ſtolzen Blick ſchien auch im Konzert geweſen zu ſein und auf den alten Kameraden zu warten. Eben legte ſich ihm

aber eine fein behandſchuhte Hand auf den Arm, und neben Auguſts blühendem, gebräuntem Geſicht erſchien ein ähnliches — — nein, „ähnliches" konnte man kaum mehr ſagen; ſo erſchreckend war es verfallen und verwüſtet, kaum mehr zu erkennen. Das braune Gelock um den kleinen Kopf war faſt vergangen, die Augen lagen tief, über bläulich bleichen, ausgehöhlten Wangen. Auch den Lippen fehlte das Fleiſch; die feine Naſe war ſpitz geworden. Iſt das wirklich Erich Payer? dachte Ernſt, der vor ſchreckhafter Ueberraſchung ſtehen blieb. Kann er's ſein? Iſt das möglich?

„Herr Möller," hörte er dies Geſicht nun ſprechen, mit einer hohen, gleichfalls verlebten Stimme, die er aber doch noch erkannte; „lange nicht geſehn! Ich freu' mich, Sie einmal wiederzuſehn; iſt ja wohl Jahre her. Ich war lange fort; lange fort!"

Die beiden Brüder ſahen ſich in die Augen; denn es war unzweifelhaft Erich Payer, etwas von der alten gutherzigen Heiterkeit war in den lichtbraunen Augen aufgelebt. Auguſt Möller murmelte einige Worte, die Ernſt nicht verſtand. Erich lächelte und ſchüttelte Auguſts Arm. Darauf öffnete er die dünnen Lippen, um wieder zu reden; nun fiel ſein Blick aber auf Ernſt. Sofort ſtieg ihm etwas Farbe in die Wangen, wie vor Freude; er zog den Hut und hielt ihn eine Weile hoch, als wollte er mit beſonderer Achtung grüßen. Dabei ging der ſchwere Wintermantel auseinander, in den ſeine abgemagerte, froſtige Geſtalt ſich gehüllt hatte.

„Hochzuverehrender Herr, edler Meiſter, guten Abend!" ſagte er mit etwas klangvollerer Stimme.

Im nächſten Augenblick erſchrak er ſichtbar. Weckte

das ernſte Geſicht des „Meiſters“ ſein Gedächtnis, oder kam ihm die Erinnerung von ſelbſt: ihm fiel offenbar ein, daß ſie ſich bei ihrer letzten Begegnung wie Feinde getrennt hatten. Er ſah wohl wieder den Kaſſenſchein auf der Erde liegen, den ihm Ernſt mit ſchauderhaften Verwünſchungen vor die Füße geworfen hatte. Unſicher, was er thun ſollte, nahm er ſeinen Mantel zuſammen und knöpfte ihn oben zu.

„Guten Abend, Ernſt!“ nahm nun Auguſt Möller das Wort, nachdem er noch einen halbverlegen mitleidigen Blick auf Payer geworfen hatte. „Das war ja 'ne ganz ſchöne Sache, Ernſt! — Ich bin ja förmlich ſtolz auf dich. Ich war auch dabei.“

Ernſt nickte ihm dankbar zu und ſchüttelte ihm die Hand. „Lieber, guter Auguſt!“ ſagte er herzlich; er ſtieß es aber nur ſo heraus. Seine Augen gingen wieder zu dem andern, dem Blaſſen, deſſen Anblick ihn erſchütterte. Sollte er dem nicht antworten? Sollte er ſo weitergehn? Haß? Verachtung? Er fühlte ja jetzt nichts davon. Nur Mitleid — und Grauen ...

„Entſchuldigen Sie,“ ſtotterte Payer, indem er wieder an ſeinen Hut griff. „Ich hatte nicht —“

Er murmelte noch etwas Unverſtändliches.

„Guten Abend, Herr Payer,“ ſagte Ernſt raſch entſchloſſen. „Ich dank' Ihnen für Ihre freundliche Begrüßung. Wenn Sie etwa meinen — — o nein! — Abgethane Zeiten! — — Mir ſcheint, es geht Ihnen nicht gut.“

Er hielt ihm die Hand hin. Unerwartet geſchwind hatte Erich ſie mit beiden Händen ergriffen und drückte ſie, nicht ſtark, aber mit einer gewiſſen Heftigkeit. Er ließ

ſie dann los, nahm ſie aber noch einmal und ſtreichelte haſtig über ſie hin.

„Ich wußte ja ... Ein großer Künſtler! — Da ſind keine kleinlichen — — Ich dank' Ihnen ſehr, ſehr, Herr Prinzinger. Abgethane Zeiten; das war gut geſagt. Na ja, wir ſind alle Menſchen; und in Anbetracht der Kürze des Lebens, wie einer meiner Freunde zu ſagen pflegt ...“

Ernſt ſah ſeinen Leuten nach, die vorausgingen und ins Freie traten, um ihn bei dieſen Begrüßungen nicht zu ſtören. Erich bemerkte es und unterbrach ſich: „Entſchuldigen Sie, entſchuldigen Sie. Ich halte Sie auf!“

„O nein,“ antwortete Ernſt. „Ich hab' Zeit.“ Er rief den Marburgern und Peterſen nach: „Ich komm' etwas ſpäter! In den Speiſeſaal!“

Peterſen nickte zurück.

„Wie liebenswürdig ſind Sie, wie gut!“ ſagte Erich mit ſeinem alten, bekannten Lächeln; es nahm ſich nur in dem ausgehöhlten Geſicht, deſſen rechte Wange wieder zu zucken anfing, weniger gemütlich aus. „Mir thut's allerdings ſehr wohl, daß Sie noch ein paar Worte mit mir wechſeln wollen; ich hätt' Ihnen ſogar eigentlich mehreres zu ſagen ... Dazu fehlt Ihnen aber natürlich heut' die Zeit. Wenn ich etwa morgen —“

„Morgen fahr' ich nach Marburg zurück. — Gute Nacht, Auguſt! Hab' nochmals Dank!“

Auguſt nahm eben Abſchied, von beiden. Er lächelte dem einen und dem andern zu, wobei ſeine Bewunderung und ſein Mitleid ſich gleichſam hinter einander verſteckten, und verſchwand in die Nacht hinaus.

„O, das thut mir leid,“ warf Erich in ſeiner Weiſe

leicht hin; es trat aber ein nervöser Ausdruck von Kummer auf sein Gesicht. „O, das thut mir leid. Ich hätte sehr gern — — Aber was nicht ist, das soll nicht sein!"

„Es kann vielleicht doch noch sein, Herr Payer. Liegt Ihnen sehr daran —"

„Sehr!"

„So hätt' ich jetzt gern eine Viertelstunde übrig. Falls die genügt —"

„O gewiß," sagte Erich rasch. „Wenn wir zu mir führen — ich wohne nicht weit, Sie wissen ja. — Aber so etwas für mich zu thun! für mich!"

Ernst lächelte, — obwohl es ihm fast unerträglich schwer ward, vor diesem Todeskandidatengesicht zu lächeln. „Sagten Sie nicht eben selbst: ‚wir sind alle Menschen'?"

„Ja, ja ..."

Erich nickte dankbar, trat dann rasch hinaus. Sie waren nun fast die letzten, die Zuhörer waren bis auf ein paar verschwunden; eine Droschke hielt aber noch vor der Thür. Auf Erichs Bitte sprang Ernst hinein; „Fagen! gutes Trinkgeld!" rief Erich dem Kutscher zu, nachdem er seine Wohnung genannt hatte. Dann stieg er auch ein. Sie rollten davon.

Der Wagen fuhr so laut auf dem harten Pflaster, daß man eine Unterhaltung kaum führen konnte; Erich sagte einige gleichgültige Dinge, darauf waren beide still. Endlich standen sie in dem großen Wohnzimmer, dem altbekannten, in der Schöfferstraße. Es war wenig erhellt, nur eine Gasflamme brannte. Nichts schien sich darin verändert zu haben; nur daß über allem ein gewisser Hauch von Verlassenheit, Unberührtheit lag. Es mochte auch einfach Staub sein; Ernst erkannte es in

dieſer Beleuchtung und mit ſeinen ungeübten Augen nicht. Erich nötigte ihn mit ſanftem Druck beider Hände in einen Lehnſtuhl hinein; ſich ſelber ſtellte er aufrecht vor ihn hin.

„Nämlich ſeit drei Tagen bin ich erſt wieder hier,“ fing er plötzlich an, die heißen, unruhigen Augen auf Ernſt geheftet; „ich war immer fort; verſchollen. Da leſ' ich — — Ja, ſehn Sie ſich nur das Zimmer an! Hier haben wir uns eigentlich kennen gelernt, in den alten Zeiten. Hier haben Sie mich dann — heruntergemacht und mir die Strafe Gottes an den Hals gewünſcht. Wiſſen Sie, daß ich abergläubiſcher Menſch manchmal denke: daher kommt's? das iſt eingetroffen? — Aber was ich ſagen wollte ... Wovon ſprach ich denn? — Ja, richtig: da leſ' ich von Ihrem Konzert; und indem ich mir gleich ſage: da muß ich hin! fällt mir auch ſchon ein: dem Mann ſollt'ſt du deine Abſicht vortragen und ihm das Geld übergeben; er iſt der einzig richtige Mann dazu. Das beſſert dann vielleicht auch ſeine Meinung von dir! — Und nun ſitzen Sie da — wie gut — wie edelmütig — eine echte Künſtlerſeele. Lieber Herr Prinzinger, hören Sie! Ich hab' noch ein kleines Kapital; ein letztes ...“

„Ein letztes?“ fragte Ernſt, für den andern erſchrocken. Erich lächelte.

„Ja, ein allerletztes. Ich hab' ſchauderhaft ſchlecht gelebt! — Wiſſen Sie, ich hab' mir feſt vorgenommen: wenn ich dazu käme, mit Ihnen zu reden, ſag' ich Ihnen alles; ohne jedes Blaumachen oder Roſigfärben; ſo, wie Ihr ‚ſeltener Beter‘ vor Gott! — Ach, Ihre Balladen, Mann; Ihre Orgelſtimme ... Alſo ein letztes Kapital;

zwanzigtauſend Mark. Das hab' ich geſtern aufgenommen; das ſogenannte kleine Geld iſt dabei nicht mitgerechnet, das einem ſo den Tag über durch die Finger läuft, und das ich — noch brauche. Die zwanzigtauſend möcht' ich Ihnen übergeben — für mein und Minna Gerſters Kind."

Ernſt hatte wohl etwas Ungewöhnliches, Beſonderes erwartet nach der Einleitung; dies überraſchte ihn doch. Er ſah den kranken Mann mit den flackernden Augen eine Weile ſchweigend an. Ueber das Schickſal ſtaunend ſchüttelte er dann langſam den Kopf.

„Warum machen Sie ſo?" fragte Erich, indem er es ihm nachthat. „Was iſt Ihnen nicht recht?"

„Mir? Mir wär's ſchon recht, Herr Payer. Aber — Sie kommen etwas zu ſpät zurück. Die Guſte, das Kind —"

Er ſchwieg.

„Es lebt nicht mehr?" fragte Erich.

Ernſt ſchüttelte wieder den Kopf.

Es ward eine tiefe Stille. Erich ging langſam bis zu der Thür, die in den Speiſeſaal führte; dort blieb er eine Zeitlang abgewandt ſtehn. In äußerlich ruhiger Haltung und Gebärde kam er dann zurück; er war ſehr ernſt, zuckte aber mehrmals mit den Achſeln.

„Das iſt alſo nichts," murmelte er nur.

„Nein," murmelte Ernſt.

„Und die Mutter — die braucht mich nicht."

„Nein."

„Die Mutter — — Entſchuldigen Sie, lieber Herr Prinzinger, wenn ich ein Wort darüber ſage. Sie hat einen andern. Sehn Sie, dieſe Minna Gerſter — — ich ſag' nur: das war bei ihr natürlich; ſie braucht

es. Für ihr Herz, mein' ich; ihr weiches, zu weiches Herz. — Sie haben ſie nicht geheiratet, ich auch nicht; das war gut ſo, denk' ich. — — Aber das Kind iſt tot!"

„Ja," erwiderte Ernſt. „Uebrigens — das verſteh' ich nicht. Wie konnten Sie die zwanzigtauſend Mark für das Kind hingeben? Sie ſagen ja: Ihr letztes Geld!"

„Allerdings!" Ueber Erichs farbloſe Züge flog wieder ſo ein leichtſinniges Lächeln, wie in alten Zeiten; er wies mit einer Hand in das Zimmer hinein. „Dieſes alte Haus iſt ſchon verkauft; ich muß in ein paar Wochen hinaus. Wie ich Ihnen ſagte: ſchauderhaft gelebt! Die drei großen Vielfreſſer — — o, ich erinnere mich noch ganz gut: hier haben Sie einmal geſtanden und ich da auf dem Diwan gelegen, und ich hab' Sie vor den drei gewarnt: Lieben, Trinken, Spielen! Als Sie Sauls David waren und mir was vorſangen — wiſſen Sie noch? Und nun ſind Sie der große Sänger — und ich —! — Tot. Alles tot. Hier — hier — und hier!"

Er ſchlug auf ſeine Stirn, auf ſein Herz und auf ſeine Taſche.

Ernſt ſtand auf. „Herr Payer!"

„Ja, ja! — Wenn man dieſe drei Pferde vor den Wagen ſpannt — — jedes einzelne kann den Wagen umwerfen; zuſammen thun ſie's gewiß. Monte Carlo hat den Reſt gethan. Fünfmal war ich dort; immer lange; was denken Sie! Ich hab' mich wie ein Löwe gewehrt. Ich war da eine Art Berühmtheit geworden ... Na, zuletzt war's doch aus. Nicht einmal mehr Reiſegeld; nichts. Ich wollte ſchon tragiſch werden und mich ins blaue Mittelmeer ſtürzen; oder ſonſt 'ne raſche Be-

förderung. Ich war nur zu feig! Allein ſterben kann ich nicht ... Wenn die Nerven ſo verlumpt ſind wie meine; ich bin ja nur noch ein Nervenbündel ..."

Er ſah den Sänger mit unheimlichen Augen an; es war ein Verlangen, eine Frage darin, die Ernſt nicht verſtand.

„Sie haben ja nun noch die zwanzigtauſend," ſagte dieſer, um etwas zu ſagen.

Erich lachte auf. „Was ſind die für mich! — — Aber wenn's auch zwanzigmal ſo viel wären — gucken Sie doch einmal in meinen Körper hinein! — Nein, ich wünſch' es Ihnen nicht. Da ſind alle Teufel los. Die ſind ſo allmählich gekommen; einer nach dem andern. Ich kann nicht mehr leben. Ich kann nicht. Ich kann nicht. Das reine Wrack! Und es kann nur noch ſchlechter werden. Es kann noch viel ſchlechter werden, ſagen die Herren Doktoren zum Troſt ... O, wenn ich einen hätt', der mir hilft! der mir beiſteht! Dann wär' alles gut!"

„Wie und worin ſoll man Ihnen helfen?" fragte Ernſt, der ihn noch nicht ganz verſtand. „Sagen Sie. Ich ſteh' ja hier."

„Mir aus der Welt helfen. Da irgendwo an der Thür mir 'ne Schraube eindrehn, 'ne Schlinge feſtmachen; ich hab' ja nicht mehr die Kraft oder die Schneid' dazu. Und dann dabei ſein, mich nicht verlaſſen, bis es aus iſt. — Herr Prinzinger! Sie, der Sie Odins Meeresritt geſungen haben — der Sie den verrückten Geiger geſungen haben ... ‚Heraus, heraus, beſchlag mir mein Roß!' Und ‚Die dritte deckt die Augen zu und weint, ha ha ha ha!' Sie verſtehn ja alles. Sie kennen das Menſchenherz. Und Sie waren einmal ein

Schloſſergeſell. Bohren Sie da die Schraube hin, aus Mitleid, Ihr Herz iſt gut; und bleiben Sie bei mir, Aug' in Aug'! Helfen Sie mir aus der Welt!"

„Wie können Sie ſo reden, Herr Payer," erwiderte Ernſt, den ein Schauder geſchüttelt hatte. „Denken Sie wirklich, das könnt' ich thun? Dann ſind Sie von Sinnen."

„Ich bin nicht von Sinnen!" rief Erich aus. Er riß ſeinen ſchweren Mantel auf, der ihn wohl beängſtigte; ſeine eingefallene Bruſt, die mageren, kraftloſen Glieder zeigten ſich nun deutlich. „Ich bin nicht von Sinnen, Herr Prinzinger!" wiederholte er. „Ich bin nur feig. Vielleicht weil ich ſo ein Schatten bin. Nehmen Sie die zwanzigtauſend Mark — das Kind braucht nichts mehr — nehmen Sie ſie für ſich, als Andenken, als was Sie wollen, und helfen Sie mir aus der Welt!"

Mitleid und Widerwille lagen Ernſt auf der Bruſt wie ein kalter Nebel; er unterſchied ſie kaum, ſie waren faſt wie ein Gefühl. „Bitte, ſagen Sie nun nichts mehr!" herrſchte er Erich unwillig an. „Was ich nicht freiwillig thue, das thu' ich doch gewiß nicht für Geld. Behalten Sie lieber Ihr Geld, um damit ehrenwert zu leben, ſo lange Gott Sie leben läßt. Raffen Sie ſich auf, ſo gut Sie können. Es iſt nie zu ſpät!"

Erich verneigte ſich. „Ich danke Ihnen für die Belehrung — für die guten Worte. Sie ſind gewiß gut gemeint; ich danke Ihnen. Aber Sie würden wohl nicht ſo reden, wenn Sie in meiner Haut ſteckten ..."

Eine plötzliche ſchwache Röte, wie von einem Gedanken hervorgetrieben, flog über das bleifarbene Geſicht. „Bitte, Herr Prinzinger, noch ein Wort," ſtieß er heraus. „Dann halt' ich Sie nicht mehr auf! Wollen

Sie mir nur einen kleinen Gefallen thun — der Sie gar nichts koſtet."

„Bitte," ſagte Ernſt verfinſtert. „Auch *wenn* es etwas koſtet."

Erich lächelte obenhin: „Ach, Sie empfindlicher Herr. Ich dachte eben nicht an Geld. Wo dieſer — Auguſt Möller wohnt, wiſſen Sie das noch?"

Ernſt nickte. „Wenn ſich's nicht neuerdings geändert hat; das iſt aber unwahrſcheinlich. Er arbeitet und wohnt bei dem Schloſſermeiſter Vogelſang in der Ludwigsſtraße."

„Bei dem Schloſſermeiſter Vogelſang in der Ludwigsſtraße. Ich dank' Ihnen ſehr! — Hab' Ihnen noch mehr zu danken, daß Sie mir heut — an einem ſolchen Tag! — dieſe Viertelſtunde geſchenkt haben. Wenn Sie auch meinen letzten Wunſch — — Ich begreife. Geh' es Ihnen gut! Ich wünſch' es von Herzen; wahrhaftig. Ich war ja kein ſchlechter Kerl. Sonſt alles! — Gute Nacht! Leben Sie wohl!"

„Sie auch," antwortete Ernſt, dem in ſeinem dumpf erſchütterten, verſtörten Zuſtand nichts anderes einfiel. Er hatte Erichs Hand ergriffen, die noch im Handſchuh ſteckte, und ging.

„Ich wünſch' nur noch wohl zu *ſterben*!" rief ihm Erich nach. Seine hohe Stimme überſchlug ſich bei den letzten Worten; es war ein unheimlicher Klang.

VI.

Am nächſten Abend, ſpät, ſaßen Erich Payer und Auguſt Möller, die ungleichen Brüder, an dem braungebeizten Tiſch in Erichs altdeutſchem Trinkſtübchen. Dicke Kerzen brannten in alten eiſernen Leuchtern; beide hatten ſeit Jahren unberührt gewartet, wie auf dieſen Tag. Goldig grüne Römer ſtanden vor ihnen, und teils ſchon geleerte, teils noch volle Flaſchen Markobrunner und Rüdesheimer Hinterhaus. Erich hatte ſich des Anzugs erinnert, in dem er vor vier Jahren mit den beiden Schloſſergeſellen in eben dieſem Stübchen gezecht hatte; die völlig vergeſſene ſchwarze Sammetjoppe und das rohſeidene Hemd mit der Quaſtenſchnur hatte er wieder hervorgeſucht, aus einem Raritätenſchrank, und ſaß nun ſeinem Gaſt in derſelben Tracht wie an jenem luſtigen Abend gegenüber. Auguſt ſah ihn aber doch nicht gerne an: er nahm ſich beinahe geſpenſtiſch aus, dieſer bleiche „Knochenmann“ in dem feinen Handwerksburſchenſonntagskleid. Sein fideles Lächeln war ſo friedhofsmäßig. Seine Stimme that ſo blechern weh. In blauen Zigarrenrauch eingehüllt — der Kranke paffte unaufhörlich, wie mit Abſicht, um ſich zu betäuben — ſchaute das Geſicht

zuweilen wie aus einer Wolke heraus, als wär' es gar nicht mehr auf dieſer Welt. Das iſt ein Abend! dachte Auguſt, der zum erſtenmal ſo etwas wie Nerven fühlte; an den werd' ich denken!

Er trank eifrig wie noch nie. Es that ihm auch gut. Er hielt ſich doch in einer gewiſſen Höhe der Stimmung, auch wie in einer Wolke; er vergaß auf fünf, auf zehn Minuten, warum er hier ſaß und was er hier ſollte.

„Sehn Sie, Auguſt Möller," ſagte Erich nach einem verträumten Schweigen, dem dritten oder vierten dieſes Abends, und ſetzte die Ellbogen auf den Tiſch, das Kinn in die Hände. „Was ich vorhin ſchon ſagen wollte: alles, was er will, hat keiner. Jeder rennt gegen irgend eine Wand! Da war eine Junge, Famoſe, Schöne — ich will ſie nicht nennen. Bei ſo vielen Weibern hab' ich Glück gehabt; bei der nichts als Unglück. Es war lächerlich! Es hat mich wahnſinnig ‚gegiftet', wie die Bayern ſagen; hat mich immer wieder in die Welt gejagt — beſonders nach dieſem Monte Carlo — alter Aberglaube: Unglück in der Liebe, Glück im Spiel! — Unſinn! Aber man glaubt's. — Ich hab' dieſes Unglück nie verwunden. Nie. Das iſt Ihnen wohl lächerlich?"

„Ich komm' über a l l e s weg!" entgegnete Auguſt mit ſeiner „Bierruhe".

„Ja, Sie! der urgeſunde Kraftmenſch! — Sind noch immer ſo geſund, nicht wahr?"

„Unberufen," ſagte Auguſt und nickte lächelnd.

„Na, und wundern Sie ſich heute a u c h noch, daß ich Sie beneiden konnte? Sie — Sie —"

Es lag ihm auf der Zunge, du ſtatt Sie zu ſagen.

Es trieb ihn ſchon die ganze Zeit, die rechte Hand über den braunen Tiſch zu ſtrecken und dem „Kraftmenſchen“ zuzurufen: „Bruder! Biſt ja mein Bruder, du. Jetzt iſt grad' noch Zeit, machen wir Brüderſchaft!“ Aber eine Furcht, eine Feigheit hielt ſeine fleiſchloſe Hand zurück und ſchloß ihm den Mund. Fühlt er ſich erſt ganz als Bruder, dachte Erich, dann thut er mir das andere nicht. — Nein, haben wir uns bis heut mit dem Sie beholfen, ſo hält's wohl auch noch eine Nacht!

„Sagen Sie, Auguſt Möller,“ fing er wieder an; wenigſtens bei ſeinem Vornamen wollte er ihn nennen. „Sie ſind ſo ein ſtattlicher, hübſcher Kerl. Der ‚ſchöne Schloſſer‘ ... Iſt Ihnen auch je ein Weib entgangen, das Sie mit aller Leidenſchaft haben wollten?“

„Leidenſchaft?“ warf Auguſt hin. „Wiſſen Sie, Herr Payer, mit der Leidenſchaft hab' ich mich nicht abgegeben; das war nie mein Fall. Ich bin immer nur *lederweich* worden; *ganz* weich halt nie! — Aber einmal — o ja — einmal hab' ich auch mein Fett gekriegt. Ich war noch ein rechter junger Dolbatſch, und ſie eine verheiratete Frau. Ich hab' immer noch gedacht, ich krieg' ſie 'rum; aber ſo 'ne Tugend! Die Pflicht — meine Ehre — die Treue — mit all dem Zeug hat ſie mich alsfort angewelſcht. Na, endlich hab' ich 'ne *andre* genommen; da ließ ich ſie bei ihrer Pflicht!“

Erich lachte auf; er lachte dieſen Abend, ſo oft er konnte. Es dauerte nie lange; auf einmal war dann ſein Geſicht wieder ernſt und ſtill. Ihn beunruhigte jetzt ſeine Joppe; er ſeufzte, als fühle er ſich beengt, ſtand auf, zerrte ſie von ſeinen Schultern herunter und warf ſie auf den Boden. Dabei fiel ein Päckchen aus der

Brusttasche und lag nun frei in seinem grauen Umschlag da. „Ah!“ sagte er und bückte sich, um es aufzuheben. Sein Rücken schien aber widerspenstig zu sein; er verzog die Lippen, wie vor einem Schmerz. August kam um den Tisch herum, hob das Päckchen auf und legte es ihm in die Hand.

„Ich danke,“ seufzte Erich. „Sehn Sie: ein Wrack! — — Das sind sie. Das sind diese zwanzigtausend, die Sie zum Dank dafür haben sollen. So, jetzt leg' ich sie hier auf den Tisch. Sobald Sie mir Ihr Wort gehalten haben und die Sache aus ist, sind sie Ihr Eigentum! — — Ja, aber Sie denken vielleicht, der foppt mich. In dem grauen Papier da sind vielleicht nur alte Liebesbriefe —“

„Wie könnt' ich so was denken, Herr Payer!“

Erich lachte wieder; er hatte aber den Umschlag schon aufgerissen und breitete den Inhalt zwischen den Weinflaschen auf der Tafel aus. „Schauen Sie, lauter wirkliche Kassenscheine; Tausender und Hunderter. Sie werden sehn, es sind zwanzigtausend . . .“

Er zählte. August sah mit aufgerissenen Augen zu. Ein Schwindel überfiel seinen weintrüben Kopf; auch ward ihm beinahe die Brust zu eng. So viel Geld auf einmal sein! So viel! — Ihm ward zu Mut wie in der Schuljungenzeit, als ihm ein Kamerad die Märchen von Tausend und eine Nacht geliehen hatte und er die tollen Sachen las. Damals waren's doch nur Märchen. Aber jetzt — heute nacht — —

„Na, was werden Sie nun damit anfangen?“ fragte Erich, nachdem er all diese Schicksalsblätter wieder zusammengelegt hatte.

„Was ich damit anfangen werd'?“ — Auguſt ſuchte ſein ruhiges, geſundes, gleichmütiges Geſicht zu machen; in ſeinen begehrlichen Augen flackerte aber doch etwas andres auf. „Wiſſen Sie — das weiß man nicht.“

„Man denkt ſich aber doch etwas. Oder denken Sie ſich noch nichts?“

„O ja,“ antwortete Auguſt etwas beleidigt; „ſo ein Spatzenei bin ich ja doch nicht. Wiſſen Sie, Herr Payer — Ihnen iſt's in Monte Carlo ſchlecht gegangen — darum ſind Sie jetzt dagegen — das verſteh' ich ja. Auch haben Sie den ganzen Krempel ſatt, mögen nicht mehr mitmachen; da ſieht man natürlich auch das Geld und alles mit 'ner gewiſſen Verachtung an. Denken Sie ſich aber in mich hinein. Ein Schloſſergeſell! Ein urgeſunder Kerl, wie Sie ſagen. Wenn der nun aus dieſen zwanzigtauſend hunderttauſend macht — oder meinetwegen auch noch mehr — da kann er auf einmal leben, Donnerwetter! kann die Welt genießen!“

Erich ſtarrte ihn an. „Auguſt Möller!“ Seine Stimme überſchlug ſich wieder. „Sie wollen nach Monte Carlo gehn?“

„Das hab' ich noch nicht geſagt,“ antwortete Auguſt ausweichend. „Ich hab' überhaupt noch gar nichts geſagt. Man macht ſich nur ſo ſeine Gedanken.“

„Menſch, ich ſage Ihnen, gehn Sie da nicht hin! Darauf ſteht der Tod! Aus zwanzigtauſend hunderttauſend machen — jawohl, 'ne Weile ſieht's auch ſo aus. Aber in jedem Tauſender, den Sie gewinnen, ſteckt ein andrer Teufel. Sie kommen nicht mehr weg, Auguſt Möller! Sie ſind die Fliege am Leim. Sie ſind die Motte am Licht. Ja, Sie lächeln jetzt. Hören Sie auf einen, der

heut nacht nicht mehr leben will, weil er da vollends Seel' und Leib verpfuscht hat! Bleiben Sie im Lande, August Möller, nähren Sie sich redlich!"

Ja, heut kannst du predigen! dachte August und strich im Gefühl seiner gesunden Ueberlegenheit seinen schöngekräuselten Bart. Als du noch ein lebendiger Kerl warst, da hast du anders gedacht! — „Regen Sie sich nicht auf, Herr Payer," sagte er gemütlich, wiederum ausweichend, und leerte sein Glas. „Ich bin ja noch nicht fort. Ich werd' mit dem Geld nicht schlecht umgehn, denken Sie das nicht. Ich hätt's ja gar nicht angenommen, wenn ich nicht der Meinung wär', es kommt in eine gute Hand."

„Es ist Ihnen gegönnt, August Möller! — Und gewissermaßen — kommt es —"

„Kommt es dir zu, da wir Brüder sind!" lag auf Erichs Lippen. Er legte eine Hand auf den Tisch, zu August hin. Da blieb sie eine Weile; sie zuckte auch. August räusperte sich; ihm kam auch so etwas Brüderliches in die Kehle. „Bruder! ich versteh' dich schon!" riß es ihn, zu sagen. Er legte gleichfalls eine Hand auf den Tisch. Da aber der andre schwieg, schwieg er auch. Die kleine totenhafte und die große luftbraune Hand zogen sich allmählich zurück.

„Trinken wir noch eins von dem guten Tropfen!" sagte August endlich, da ihm die Stille zu lange währte, und füllte seinen Römer wieder.

Erich schüttelte den Kopf, den das Nachdenken gegen den Tisch gesenkt hatte: „Ach, ich mag nicht mehr. — Ich möcht' Ihnen noch was sagen, Möller. — Ich wollt', ich wär' auch im Schlosserhaus geboren und erzogen, wie

Sie. Da hätt' ich dann wahrſcheinlich auch — — Ach was! ‚Ich wollt', ich wollt'!' Das iſt nun alles, wie es iſt. Ich hab' meine Erbſchaft angetreten — das Geld und die Leidenſchaften und den hübſchen Kerl — und hab' das Geld durchgebracht, die Leidenſchaften befriedigt und den hübſchen Kerl ruiniert; und nun bin ich fertig. Na ja. Was weiter. Ich hab' doch gelebt! Und wie!"

Ein langſam kommender, langſam gehender Schauer überlief ihn nach einem neuen Schweigen. Darauf erwachte aber etwas wie Freude in den müden Augen. Er ließ ſie in das Kerzenlicht ſtarren, bis ſie ſich ganz zuſammenzogen; dann richtete er ſie auf Auguſt, dem jetzt ums Herz herum etwas ſonderbar wurde.

„Da kommt mir eine gute Luſt zum — Endemachen," ſagte Erich, mit einer Art von Lächeln. „So ſchön müde wird mir; tagmüde und weltmüde. — Ich bin ſo froh, daß Sie da ſind und daß Sie mir helfen wollen. — Wo haben Sie die Schraube und die Rebſchnur? Es wär' nun grade die rechte Zeit!"

„Meinen Sie — Herr Payer?" Auguſt bemühte ſich, einfach ſachlich wie ein Mann zu ſprechen; oder wie er früher als Soldat zum Unteroffizier geſprochen hatte. Seine Zunge ging aber nicht recht vom Gaumen los; und ſein Herz ſchlug heftig.

„Ja, die rechte Zeit! Warten wir nicht länger; dann vergeht vielleicht dieſer ſchöne, angenehme Zuſtand wieder, und die gemeine Feigheit iſt wieder da. — Sagen Sie, träum' ich, Möller? oder haben Sie vorhin ſchon die Rebſchnur von dem Bild genommen?"

„Nein, Sie träumen nicht. Das war bald nachdem ich gekommen war und Sie mir die Sache erklärt hatten;

da hab' ich das Bild von der Wand genommen und — — Da liegt's. Und da liegt die Rebschnur."

„Ja, ja," summte Erich. — „Mein Gehirnkasten ist manchmal wie ausgenommen. Also jetzt die Schraube. Sehn Sie, da am Thürpfosten hab' ich schon einen Strich gemacht; so hoch brauch' ich sie. Hab' vorher gemessen. Guter Möller, machen Sie's gut! Man will doch nicht — — Machen Sie's nicht zu hoch, aber hoch genug!"

August nickte, nahm die mitgebrachte Schraube mit dem krummen Haken dran aus der Tasche und trat an die Thür.

„Was ist?" fragte Erich. „Seufzen Sie?"

Von ihm abgewandt, schüttelte August den Kopf. „Das war nur so ein — Ton," murmelte er. Mit einer gewissen wilden Entschlossenheit begann er die Schraube, ein starkes Ding, bei dem dicken Bleistiftstrich in den Thürrahmen hineinzubohren. Er drehte fort und fort. Erich sah ihm mit weit offenen Augen zu.

„Sehn Sie, das könnt' ich nicht," sagte er nach einer tiefen Stille. „So 'ne Schraube so mit zwei Fingern hineintreiben ... Ich hätt' nicht die Kraft!"

„Es strengt nur etwas an, wissen Sie, weil der Strich so hoch ist; der Arm hat da nicht viel Kraft. Sonst müßt' ich ja schon fertig sein, beim Teufel!"

Er machte eine grimmige, heftige Drehung, als halt' ihn irgend ein Kobold auf. Ihm kam immer wieder dieser lästige Gedanke, wozu er das einschraube und für wen. Es ist doch der Erich, es ist doch der Erich, ging ihm durch den weinheißen Kopf. An den Schläfen und auf der Stirn trat ihm der Schweiß hervor, dem ein leises Fröstеln folgte. Nein, so dumm! dachte er,

ſich der Schwäche ſchämend. Wenn der Mann doch ſagt: es iſt zu meinem Beſten! es iſt ein Liebeswerk!

„So, das wär' fertig!“ ſagte er endlich.

„Jetzt, bitte, die Schnur.“

„Ja wohl.“

„Hält ſie auch ſicher?“

Auguſt wandte den Kopf und lächelte ein wenig: „Die hält!“

Er machte aus der Rebſchnur eine loſe Schlinge und hängte ſie auf den Schraubenhaken. Dann ging er durch den erleuchteten Speiſeſaal in das große Wohnzimmer, in dem auch die Gasflammen brannten, und kam mit einem ſchöngeſchnitzten Schemel zurück. „Sehn Sie, den ſtell' ich hier hin,“ ſagte er und ſtellte ihn an den Thürpfoſten, unter Haken und Schlinge. „Wenn Sie auf dem Schemel ſtehn und die Schlinge über den Kopf genommen haben, ſo ſtoßen Sie ihn einfach weg und —“

Er wollte ſachlich zu Ende ſprechen; nun klebte ſich aber doch wieder die Zunge feſt. Es blieb ihm auch der Atem aus.

„Ja, ja, Auguſt Möller, ich werd's ſchon machen,“ ſagte Erich ruhig. Er hatte noch die Freude und die Sehnſucht in den entzündeten Augen; zu lange, zu oft hatte er von ſo einer Stunde geträumt. Er war aufgeſtanden und bückte ſich, diesmal ging's; aus der Bruſttaſche ſeiner Sammetjoppe nahm er einen zuſammengefalteten Zettel, öffnete ihn und legte ihn auf den Tiſch. „Sehn Sie, das Blatt liegt da neben dem Geld. Ich hab' auf das Blatt geſchrieben, daß ich die Sache ſelber gemacht hab', und warum. Wenn's — — wenn's aus iſt, dann laſſen Sie den Zettel liegen und nehmen Ihr

Geld! Weggehn ſieht Sie niemand; meine Leute hab' ich zu Bett geſchickt. Die Hausthür iſt offen. — Nun ſetzen Sie ſich wieder an den Tiſch, Möller. Schenken Sie ſich ein und trinken Sie. Wir reden ganz ruhig noch ein Wort miteinander; unterdeſſen mach' ich's. Es iſt nichts als ein Uebergang; wir plaudern und — — Ach! So iſt's ſchön. — Na, warum ſtehn Sie noch? Setzen Sie ſich an den Tiſch!"

Aus Auguſts roſig durchſchimmerten Wangen war die Farbe weg. Er hatte gegen ein Zittern zu kämpfen, er ſtand wie ein erſchrockener Junge da. „Ich ſoll hier im Zimmer bleiben? Ich ſoll mit dabei ſein?"

„Aber ja. Was reden Sie. Das war ja abgemacht!"

„In der Wohnung bleiben, hab' ich gedacht. In der Nähe bleiben."

„Ach, Sie — — bald hätt' ich Hannebambel geſagt. Was machen Sie für ein Geſicht? Iſt das Auguſt Möller? — Er ſetzt ſich noch immer nicht. — Ich dacht', Sie wären ein Schloſſergeſell!"

„Dann bin ich wohl keiner," erwiderte Auguſt. „Hier im Zimmer bleiben? Zuſehn? — Nein, Herr Payer. Das kann ich nicht."

„Das können Sie nicht?"

„Ich weiß nicht, ob andere es können. Ich kann's nicht!"

„Dann gilt auch mein Verſpechen nicht. Dann verlieren Sie die zwanzigtauſend Mark!"

Auguſt zuckte die Achſeln; obwohl ihm das Wort in die Glieder fuhr. „Dann verlier' ich ſie halt, Herr Payer!"

Wieder entſtand eine große Stille. Erich ſah aus, als ſei er noch blaſſer geworden; er ſtand wie ein Schatten

da. Einige tiefe, bange Seufzer entwichen langſam ſeiner flachen Bruſt. Er ging dann in dem kleinen Gemach umher, bis er müde wurde. „Lieber, guter Auguſt Möller!“ begann er wieder, auf einen Stuhl geſunken.

„Ich kann nicht,“ ſagte Auguſt.

„Sie ſollen ja auch nicht! Ich wollt' Ihnen etwas anderes — — Können Sie Ihr Glas und Ihre Flaſche nehmen und damit in den Speiſeſaal gehn?“

„Ja, das kann ich, Herr Payer.“

„Und dort weiter trinken? bei der offenen Thür?“

„Ja, das kann ich. Warum ſollt' ich nicht.“

„Und ſich ein paar Stückchen pfeifen, damit ich Sie höre? Sie haben vorhin ſo hübſch gepfiffen. Ihre Geſellenlieder, Auguſt Möller!“

„Liedchen pfeifen!“ Auguſt verzog das Geſicht. „Ein hölliſcher Gedanke! Während Sie — —“

Erich faßte ihn vorn beim Rock und ſchüttelte ihn: „Menſch, ich kann's nicht, ich kann's nicht, wenn ich Sie nicht höre! Wenn ich mir einbilden muß: er iſt fort, er hat ſich weggeſchlichen. Dann da unter dem Haken ſtehn ... Denken Sie ſich doch hinein, um Gottes willen! Es iſt doch kein Kinderſpiel! Wenn das Grauen kommt! Möller! Auguſt Möller!“

Er ſchüttelte ihn wieder.

„Gut, ſo werd' ich pfeifen, in Gottes Namen,“ ſagte Auguſt.

Erich ließ ihn los. „Das war doch noch ein Wort. Sie müſſen mich nicht verachten wegen meiner Feigheit; ich bin nicht mehr viel; bin nur noch ein Eſpenblatt. Sie thun mir was Großes! Ich dank' Ihnen! Ich — — ich werd' Ihnen das nie vergeſſen, hätt' ich bald geſagt.

Das ist schon zum Lachen! — Hoffentlich hab' ich's bald vergessen. — Also nehmen Sie Ihren Wein, setzen Sie sich im Saal an den nächsten Tisch! Um die Ecke steht da so einer!"

Er schob ihn mit seiner Flasche und seinem Glas unruhig, doch wie im Scherz, zur offenen Thür. „Es ist bald geschehn," murmelte er in seinen Nacken hinein. „Ich will nur noch ein bißchen Toilette machen; so in Hemdsärmeln — das schickt sich nicht. Das kommt mir so schlampig vor . . ."

August wandte den Kopf zurück, als er schon draußen stand. Ein weiches Gefühl lag auf seinem noch immer entfärbten Gesicht. Diesen Augenblick benutzte Erich, ihm geschwind, wie halbverstohlen, die Hand zu drücken; „Bruder!" sagte er leise. Dann floh er aber in das Trinkstübchen zurück. Er fühlte, daß die Fassung, die Stärke ihn verlassen wollte. Er verschwand hinter der Thür.

August sah ihn nicht mehr. Im Speisesaal saß er seitwärts an seinem Tisch, das Glas in der Hand. Trinken konnte er nicht. Nur ein schwaches Knistern, wie von der Seide des Hemdes, war zu hören. Ich soll ja pfeifen! dachte er. Er pfiff aber nicht.

„August Möller!" rief jetzt die blecherne Stimme, „Sie halten nicht Ihr Wort!"

August begann ein Lied zu pfeifen; es ging. Es war ein altes Gesellenlied.

Als er ein paar Strophen hinter sich hatte, hielt er an und horchte. Im Trinkstübchen war's still. Nach einer kleinen Weile rutschte etwas. Es war wohl der Schemel. Nur ein Seufzer folgte.

Er zuckte einen Augenblick. Dann horchte er wieder. Es war nichts zu hören. Es war eine wunderbare Stille. Ihm blieb nur wieder der Atem weg.

Endlich zog er ſeine Uhr heraus und ſah auf das Zifferblatt. Was ſoll die Uhr? dachte er zwar; das iſt ja ein Unſinn. Ich hab' ja nicht auf ſie geſehn, eh' es — anfing. — Er betrachtete ſie aber doch, gedankenlos. Dabei horchte er weiter; ihm war, wie wenn die Stille immer tiefer würde.

Monte Carlo! ging ihm unterdeſſen durch den Sinn, er wußte nicht wie. Als er ſich entſchloß, durch die Thür zu treten — noch hatte er nicht hingeſehn — erblickte er Erich, der in ſeiner Joppe unter dem Haken hing.

Er ſchaute ihn eine Weile an; ruhiger, als er ſich gedacht. Es wunderte ihn, wie wenig der tote Mann ſich verändert hatte. Ein faſt heiterer Frieden war auf ſeinem Geſicht. Ihm fiel nun auf, was er vorher nicht geſehn, daß es der Mutter ähnlich war, der Mutter in ihrer Sterbezeit.

Er ging an den Tiſch, wie im Traum, und nahm das Geld. Dann holte er ſeinen Hut vom Stuhl und ſchlich aus der Thür.

VII.

Es waren einige Tage vergangen. Ernſt ſaß auf einer der Marburger Terraſſen, im Luſthäuschen, und ſah durch die Fenſter, die wie die Augen einer Fliege nach allen Seiten ſchauten, in den grauen Novembermorgen hinaus. Regen fiel noch nicht, er drohte aber. Mißfarbene Wolken zogen vorüber, die einen nah, wie lange Nebelſtreifen, zerriſſen, die andern hoch, fern und faſt unbewegt, als wär's der große Regenvorrat, für Wochen und Monate. Laublos und lautlos lagen die Terraſſen da; nur an den Fichten hing noch das unvergängliche, ſchwermütig finſtere Grün; aber in ihnen ſang oder zwitſcherte kein Vogel mehr. Unten im Thal fuhren zwei Bahnzüge auf einander zu, von Norden und von Süden her; ſo von fern geſehen, erſchienen ſie wie ein paar langgeſtreckte Tiere, die ſich zu einem feindlichen Zuſammenſtoß bewegen. Aus ihren Nüſtern quoll der Dampf. Jetzt ſind ſie beiſammen; ihre Dampfwolken vermiſchen ſich. In dem Rauchgemenge, das die ſchwere Luft niederdrückt, verſchwinden ſie faſt. Stoßen nun die Köpfe gegeneinander? Zerſchmettern ſie ſich? Wenn der Rauch ſich teilt, ſieht man dann die Leichen liegen? —

Ernſt ſchaute in einer Art von träumeriſcher, gedankenloſer Spannung zu. Nein, die Dampfwolken löſten ſich und die beiden Lindwürmer rollten ihre Glieder weiter. Grau in Grau, wie die ganze Welt, zogen ſie dahin.

In ſeiner Seele war nichts als Abſchiedsſtimmung; auch nicht ein Atomenſtrahl von Sonnenſchein. Auf ſeinem Seſſel vorgebeugt, im Winterrock — denn es war ſehr kühl — ſtaunte er wieder einmal über den Abgrund, an dem man all ſeine Tage lebt, über ſein rätſelvolles, verworrenes Ich. Trennt man ſich denn von einer „Hölle“ ſo ſchwer? Iſt es dem dummen Herzen ſüßer, zu leiden, als ſeine Leiden zu fliehen? Oder iſt der träge Beharrungstrieb ſtärker als alle anderen zuſammen? Oder ſind wir einfach nicht für einen Himmel geſchaffen, ſondern für das, was wir unſre Hölle nennen?

Er fühlte: ich muß fort! Und er fühlte: mir iſt erbärmlich zu Mut!

Die Thür, die er zugemacht hatte, ging auf; Elsbeth trat ein. Zu ſeiner Ueberraſchung erſchien ſie in ihrem Sonntagsſtaat als heſſiſches Bauernmädel, in dem er ſie lange nicht mehr geſehen hatte; und doch hatte er's im ſtillen oft gewünſcht, denn in keinem andern Gewand gefiel ſie ihm ſo gut. Es kam mit ihr gleichſam etwas Warmes in die Welt hinein; Farben leuchteten und lachten auf in dem weinerlichen Grau. Das ſonnig gelbe ſeidene Tuch in dem dunkelgrünen Sammetmieder, der buntgeſäumte Rock, das rötlich goldige Stülpchen auf dem blonden Haar, über den ſchimmernden grauen Augen, es war wohl ein Augentroſt. Ernſt erhob ſich und dankte ihr durch einen freudigen, das alles einſaugenden Blick.

„Wie kommt man zu dem Vergnügen," fragte er dann, „Sie einmal wieder in Ihrer Pracht zu sehn?"

„Wie man dazu kommt?" fragte sie zurück. „Mir fiel plötzlich ein, daß Sie einmal abends, am Klavier, sich's gewünscht hatten — und daß ich's dann ganz vergessen hatte. Da hab' ich mich ebenso plötzlich geschämt und mich umgezogen."

„Ah! Fräulein Elsbeth! Also für mich?"

„Sie thun gar so erstaunt. Geschieht denn dem Herrn so selten was zu liebe?"

„O nein! o nein!" rief er aus. „So hab' ich's nicht gemeint. Wenn ich das alles verdienen sollte, was in diesem Haus für mich geschieht — Gott, wo blieb' ich dann. — Ein Krönchen haben Sie auf dem Kopf! wie in einem Märchen! Und die langen schwarzen Bänder, die davon herunterflattern, wenn Sie sich bewegen; — und alles. Ich freu' mich doppelt, Sie so zu sehn!"

„Warum doppelt?"

„Weil ich Sie zum letztenmal so sehe. Noch ein paar Tage, dann ist dieser ganze Traum ja aus. Dann zieh' ich fort!"

Er freute sich in allem Schmerz, daß er mit so fester Stimme sprach. Nur so allgemeines Abschiedsweh zeigen, mehr nicht! Kein Feigling, kein Schwächling sein! das Herz nicht verraten!

Elsbeth sah ihn ungewiß, beklommen an. Der zarte, schwache Rosenschimmer, der zu ihren Wangen gehörte, machte sich langsam davon. „Ich versteh' nicht," sagte sie nach dem ersten Verstummen. „Sie gehn doch höchstens auf Tage fort."

Traurig lächelnd ſchüttelte er den Kopf. „Sie haben's ja geſtern gehört, Fräulein Elsbeth: der Kölner erſte Kapellmeiſter war in Mainz, bei meinem Konzert, und ich ſoll nun auch in Köln eins geben. Und er hat jetzt telegraphiert: nächſter Tage —"

„Ja, das weiß ich," fiel ſie ihm ins Wort; „das hat mir mein Vater geſagt. Sie geben das Konzert, hoffentlich mit Glück, und kommen dann doch wieder!"

Er ſchüttelte wieder ſein ſchwarzes Haar. „Dann geht's nach Berlin! Da ſoll ich ja ‚unternommen' werden; der große Unternehmer, der da die Konzerte ‚macht', will mich hören und mich in Scene ſetzen. Vielleicht gefall' ich ihm nicht; wer kann das wiſſen. Aber man hofft ja doch. Ihr Vater, der zweifelt nicht. Und gefall' ich ihm — na, dann wohl auch den andern! — Sie ſehn, ich beſſere mich und hab' guten Mut, hab' große Roſinen im Sack!"

„Ja, das iſt ſehr ſchön," entgegnete Elsbeth, faſt ohne Stimme, als wär's g a r nicht ſchön. „Aber von Berlin kommen Sie doch wieder!"

„Nein, beſtes Fräulein," ſagte er nun mit tiefem, feſtem, entſchloſſenem Ernſt, „ich komm' dann nicht wieder. Wie könnt' ich denn immer wiederkommen; ſagen Sie doch ſelbſt. So viele Monate hab' ich hier wie ein krankes Kind und von lauter Güte gelebt! — Nun bin ich, Gott ſei Dank, geſund. Ich hab' ſogar den erſten Anfang eines Vermögens; — das heißt, das iſt eine arge Liſt Ihres Vaters. Den Ueberſchuß der Konzerte hier und in Mainz, den ſoll i c h bekommen; während doch er als Pflegevater — — Aber er hat mich mit ſeinem Zorn bedroht, ich darf nichts mehr ſagen. Ich ſag'

auch nichts mehr. Nun muß es aber mit dem Pflegesohn doch ein Ende nehmen. Man hat doch auch sein bißchen Stolz, Fräulein Elsbeth. Als ewige Schmarotzerpflanze — — Ich halt's nicht mehr aus!"

Er hält's nicht mehr aus! dachte Elsbeth, die noch immer am Thürpfosten stand. Wozu hab' ich mich denn dann geputzt? — Ein Zorn kam über sie, einer von den jähen, die zuweilen in ihrer jungen Seele aufstiegen. Sie fingerte an ihrer Jacke, als möchte sie sie von sich werfen. Sie hätte sich gern das „Krönchen" vom Kopf genommen. Sie war heut überhaupt nervös ... Ein Mädel sein! Wozu das. Wie dumm!

„Also — Sie kommen nicht mehr wieder," sagte sie mit unnatürlicher Ruhe, nachdem sie sich gefaßt hatte.

„Später, hoff' ich. Natürlich. Wie könnt' ich anders. Mein geliebtes Marburg ... Das versteht sich ja ganz von selbst!"

„Ja, das hoff' ich auch. Aber jetzt — — jetzt gehn Sie so ruhig fort. Mit der männlichen Charaktergröße, nicht wahr. Es wird Ihnen gar nicht ein bißchen schwer?"

Ihre helle, frische, liebliche Stimme, die in diesem Augenblick so sonderbar klang, war ihm sehr gefährlich; er fühlte es mit einer Art von Angst. Er stemmte unwillkürlich die Kniee fest. „Schwer?" antwortete er. „Wie sollt' es mir nicht schwer werden; das ist ja undenkbar. Aber ‚männlich' — — na ja, ein Weib soll ich doch nicht sein. Das würd' keinem weniger gefallen als Ihnen. Selbst ist der Mann! Ich war so lange nicht mehr selbst. Es wieder werden! ist jetzt mein einziger Gedanke. Nicht mein einziger ... Aber der Gedanke aller Gedanken — der, ohne den ich nichts bin!"

„Der Gedanke aller Gedanken . . .“

Sie ſah ihn mit übergroßen Augen an; rings um den grauen Stern war bläuliches Weiß zu ſehn.

„Ja, Fräulein Elsbeth,“ antwortete er mit einer gehobenen, halb unſinnigen Ueberſchwenglichkeit, die ihn aufrecht hielt. „Ich könnt' nicht mehr *leben*, wenn ich den nicht hätte. Da verſchwindet alles andre — alles. Selbſt iſt der Mann! — Sie verſtehn ja die männlichen Gefühle ſo gut; wie kein andres Mädchen. Selbſt, ſelbſt iſt der Mann!“

„Ich höre,“ ſagte ſie, den Kopf zurückbiegend, als ſpreche er zu laut. „Ja wohl, ich verſtehe!“

Stockfiſch! dachte ſie. Sie begriff nicht, wie dieſes häßliche Wort ihr kam. Sie war in einem ſo gereizten Zuſtand . . . Das wuchs und wuchs, nun ſchon wochenlang; ſeit dem Marburger Konzert, ſeit dem Nachmittag. Heut war ihr wie einem Schmetterling, dem man eine Nadel durch die Bruſt geſtochen; daran zappelt er . . . Nein, ich zapple nicht, dachte ſie trotzig. Ich bin nicht ſo ein dummer Kohlweißling; ich bin ein Menſch, ein freier Menſch! — — Ach, was iſt mit mir geſchehn. Ich bin ein Ungeheuer. Ich lieb' niemand mehr; niemand. Auch meinen Vater nicht; niemand, niemand. Ich haſſe die ganze Welt!

Sie machte die Augen zu.

Ernſt ſah das und ſah ſie an; ihm ward bang zu Mut. Warum ſchloß ſie denn jetzt die Augen? Was war ihr geſchehn? That es ihr doch ernſtlich leid, daß er fortging? — Wer verſteht ſo ein junges Mädchen. — Ihm ward aber dieſer eckige Raum zu eng. Er ſehnte ſich hinaus. Fort von ihr, in ſein Zimmer, in die Einſamkeit!

„Fräulein Elsbeth, Sie werden hier in dem Anzug frieren," ſprach er möglichſt unbefangen hin. „Ohne Mantel — und hier iſt doch nicht geheizt."

Sie öffnete die Augen. „Nein, ich werd' nicht frieren. — Haben denn Sie einen Mantel an? Ich bin ebenſo hart wie Sie. — Alſo ‚ſo muß ich denn die Stadt verlaſſen' ... Wiſſen Sie noch? Ihr Lied? Das Sie neulich anfingen zu ſummen, dann aber nicht zu Ende ſingen wollten? — Wie hieß es doch weiter?"

„Bitte, laſſen Sie jetzt das Lied," ſagte er erſchrocken.

„Warum?"

„Weil es — — Wozu ſoll man ſich das Herz ſchwer machen?"

„Aber warum nicht? — Fürchten Sie ſich vor dem Abſchied? Vor dem Stadtverlaſſen?"

„Sie fragen ſo ſonderbar, Fräulein Elsbeth. — Man hat ja doch ein Herz ... Das Lied iſt gar nicht beſonders ſchön; ich hab's nur noch ſo im Kopf, aus der Schloſſerzeit. Ich weiß weder den Dichter noch den Komponiſten."

„Aber was macht denn das? Darauf kommt's ja doch nicht an!"

Er ſoll's ſingen! dachte ſie in ihrem Trotz, der ihr ſelber weh that, ſie achtete es aber nicht. Ich will doch ſehn, wie ihm dabei wird; ob er dabei auch ſo ruhig bleibt, ſo männlich und ſo mannhaft. Das wenigſtens will ich noch ſehn!

„Sind Sie ſo eigenſinnig geworden?" fragte ſie und ſah ihm ein wenig ſpöttiſch in das verſchloſſene, zuſammengedrückte Geſicht. „Ach, es iſt wohl der ‚Künſtler' in

Ihnen. Seit Sie Konzertſänger geworden ſind und ein großer Mann, da ſingen Sie wohl für einen einzelnen Menſchen nicht mehr!“

Ernſt lächelte bitter; aber nur für einen Augenblick. Um ihr einfach zu beweiſen, wie ungerecht, wie thöricht, was für ein Kind ſie ſei, fing er ohne weiteres an zu ſingen:

„So muß ich denn die Stadt verlaſſen,
Wo ich gelebt ſo lange Zeit.
Ich wandle ruhig meine Straßen,
Es giebt mir niemand das Geleit.
Man hat mir nicht den Rock zerriſſen,
Es wär' auch ſchade um das Kleid,
Noch in die Wange mich gebiſſen
Vor übergroßem Herzeleid.“

Nun kommt's! dachte er. Nun halt dich feſt! — So allgemein ſchön und gut wie möglich, um nur nicht an ſich ſelber zu denken, ſang er zu Ende:

„Auch Keinem hat's den Schlaf vertrieben,
Daß ich am Morgen weitergeh'.
Sie konnten's halten nach Belieben —
Von Einer aber thut mir's weh!“

Er hatte ſich abgewandt, um Elsbeth dabei nicht zu ſehn. Er hatte auch feſt und ohne Tremulieren bis zum Schluß geſungen. Doch was half ihm all ſeine Sangeskunſt und ſein Manneswille; die letzten Worte und die weich hinſchmelzende Melodie zerriſſen ihm das Herz zu ſehr. „Von Einer aber thut mir's weh“ ... Als er das wiederholt hatte, wie er mußte, brach hinter dem letzten Ton ein Schluchzen aus, das auch in die Höhe ſtieg, es war nicht zu halten.

Gott, mein Gott! dachte er. Noch ſo ſchwache Nerven. Sie hat's gehört, ſie hat's gehört!

Er warf einen irren Blick auf sie, über die Schulter weg. Nun ergriff ihn ein neuer Schreck. Die arme Elsbeth, gleichsam in der eigenen Schlinge gefangen, war eben in einen Stuhl gesunken, der zunächst der Thür stand, und schluchzte auf; nicht nur einmal wie er, sondern leise zwar, aber fort und fort. Es war, wie wenn ihr Herzweh hervorquölle, um nicht die randvolle Brust zu sprengen. Sie nahm den Kopf in die Hände, sie ließ ihn wieder los, sie drückte die Brust mit allen Fingern; es nützte nichts. Der Quell floß weiter.

Ernst erzitterte. Es klang so süß. Es war, als wolle es auch ihm das Herz abdrücken; aber dabei war es wie ein Gesang.

„Fräulein Elsbeth!“ fing er zaghaft an, er konnt' es noch nicht glauben. „Liebes — teures Fräulein Elsbeth! Thut es auch Ihnen weh? Sind Sie mir so gut?“

„Meinem Vater bin ich gut!“ schluchzte sie hervor. Aber von seiner tiefen, guten Stimme erschüttert, ließ sie nun auch ihre Thränen fließen; alle Thüren waren offen, es war nichts zu retten.

„Elsbeth!“ brach aus ihm heraus. „Warum weinen Sie dann? — — Ich wollte nicht singen. Sie haben mich gezwungen. Mir ist ja, als müßt' ich sterben, wenn ich Sie verlasse ... Aber auch Sie — — O mein Gott, mein Gott. Elsbeth! Sie haben mich lieb!“

„Meinen Vater hab' ich lieb!“ sagte sie im Weinen, mit einer wilden Heftigkeit, die dann doch verging. Sie wollte es noch einmal sagen; die Zähne schlugen ihr aber zusammen und wollten sich nicht trennen. Wie ein Gewitter, das sich in der armen Seele entladet, kam immer wieder das Schluchzen herauf.

„Sie haben Ihren Vater lieb,“ begann er wieder, von einem Rauſch und Taumel ergriffen, „und mich auch! mich auch!“

Sie widerſprach nicht mehr. Sie zog nur ihr Taſchentuch hervor, wie man gedankenlos thut, um nicht ſtill zu ſitzen, und fuhr damit über ihre Augen hin.

„Elsbeth! Süße, ſüße Elsbeth!“

Er war näher auf ſie zu getreten; eben öffnete ſich aber die Thür und Kirchheim, einen Mantel auf den Schultern, trat ein. Ernſt erſchrak auf den Tod. Elsbeth ſah den Vater auch und ſprang auf; die beiden fuhren wie Verbrecher auseinander. Es war, wie wenn der Herr käme, der die Diebe ſtört.

Kirchheim ſtand, er hatte die Thür noch in der Hand; er warf auf ihn und ſie ein paar feiner raſchen, lebhaften Forſcherblicke, die Ernſt ſonſt entzückt hatten; jetzt gingen ſie ihm durch Mark und Bein. Darauf ſchwieg der Profeſſor eine Weile, ſichtbar betroffen. Es ſchien, daß er die Worte ſuchte. Alle drei waren ſtill.

„Was treibt ihr hier in der Kälte?“ fragte er endlich, mit etwas rauher Stimme; die innere Bewegung nahm ihr offenbar den Klang. „Für den November iſt das Luſthäuschen nicht gemacht.“

Elsbeth hatte ihr Tuch wieder in die Taſche geſteckt; auf ihren Wangen ſtanden freilich noch ein paar verräteriſche Tropfen. Mit der Schnelligkeit, mit der ein kräftiges Gemüt in der Not Leib und Seele bezwingt, überwand ſie das Schluchzen und antwortete ruhig: „Ja, Vater, da haſt du recht. Es war wohl etwas übermütig. Ich lauf' ins Haus!“

Sie hielt ſich ſeitwärts gewendet, während ſie das

ſagte, damit er die Thränen doch vielleicht nicht ſähe. In einem Huſch war ſie nun draußen und fort. Kirchheim ſah ihr nach, wie im Davonlaufen, die Terraſſe entlang, der braune, faltige Rock und die langen ſchwarzen Bänder flogen.

Es war einen Augenblick, als wolle er ſich wieder zu Ernſt wenden; die dieſem zugekehrte Schulter zuckte. Dann murmelte er aber nur etwas, wie wenn er mit ſich über Elsbeth ſpräche, und nickte vor ſich hin. Er ſchien den andern ganz zu vergeſſen, oder — vergeſſen zu wollen. Mit geſenktem Kopf ging er auch zum Haus zurück.

VIII.

Ernſt blieb allein; regungslos — wie lange? In ſolchen Schickſalsſtunden ſchwindet das Gefühl der Zeit. Er mochte ſich nicht rühren, mochte auch nicht denken. Die Empfindungen aber, ob er wollte oder nicht, überſtrömten ihn; es war ein unſinniger Zuſtand, als ſollt' er wieder toll werden: Jauchzen über das Unglaubliche — Elsbeth ihm bis zum Weinen gut! — und ein wahrhaft entſetzliches Gefühl von Unmöglichkeit. Konnte er den Mann berauben, der da eben ſeiner Tochter nachging? Dem edelſten Wohlthäter auf Erden zum Dank ſein Ein und Alles nehmen? — Ach, und wenn du auch wollteſt, rief ein andres Gefühl in ihm, wenn du auch ſo ſchlecht ſein wollteſt, es wär' doch unmöglich. Elsbeth könnt' es nicht! Elsbeth thät' es nie! Darum ſchluchzte ſie ja: „meinen Vater hab' ich lieb." Darum ſtürzte ſie jetzt davon, wie nach einer Frevelthat, als flöh' ſie vor der Sünde. Ich ſoll ſelig-unglücklich ſein, das ſteht einmal geſchrieben. Dieſes Mädchen liebt mich! liebt mich! Sie wollte Nein ſagen und konnt' es nicht. Und ich — — was thu' ich? Was darf ich? Ich darf ſie nicht lieben! — Doch, ich darf ſie lieben. Was kann

ich gegen dies Gefühl? Aber ich bin verdammt. Ich darf sie nicht begehren, ich darf sie nicht haben. Ich muß fort! Ich muß fort!

So schrieen in ihm die Freuden und Schmerzen durcheinander, ohne daß er sie klar in Worten durchdachte; sie überstürzten sich. Worte sind wie der langsame Donner, Empfindungen wie der rasche Blitz. Auch in seine Augen drängten sich endlich Thränen, vom Elend, vielleicht auch von der Seligkeit hervorgetrieben; er lehnte sich gegen den Thürpfosten, an dem seine Elsbeth gestanden hatte — ja, ja, doch seine, seine Elsbeth! — und ließ eine Weile alles in ihm weinen, was da weinen wollte. Zuletzt schien es ihm, daß er sich dadurch ein wenig erleichtert fühlte; er richtete sich auf und blickte ruhiger um sich her. Das Atmen, das Leben schien ihm wieder möglich. Er schämte sich diesmal seiner Thränen nicht; so hatte ihn das Schicksal noch nie geprüft wie heut. Ich halt's aber aus! dachte er. Ich steh' meinen Mann! Nein, ich werd' nicht wieder toll. Dies sind feste Nerven; dies ist ein gesundes Hirn, ein gesundes Herz. Ja, sie haben mich wohl nur prüfen wollen, die mein Leben regieren, ob ich wieder Manns genug bin, ob ich einen Sturm aushalten kann. Ja, ja, ich bin Manns genug! Nun ist ausgeweint. Nun durch Wind und Wetter!

Ein schmerzvoller Krampf griff ihm doch noch wieder in die Brust; er hielt ihm aber still, bis er vorüberging, und schritt dann auch auf die Terrasse hinaus. Die feucht kalte Luft schlug ihm gegen die glühende Stirn; er war ohne Hut, er liebte es — vielleicht weil Kirchheim und Elsbeth es liebten —, barhäuptig in den Garten zu gehn. „Von Einer aber thut mir's weh," zog ihm wieder durch

den Kopf; dieſe Schickſalsworte. Ach nein! dachte er, wunderbar getröſtet, gerührt; die thut mir nicht mehr weh. Von der kommt nur noch Süßes; ſüße Seligkeit. Und wenn ſie auch nie, nie — — — ich hab' ſie ja doch. O, ſei dankbar, dankbar! Wer biſt du denn? Sie überſchütten dich ja doch mit Glück!

Er trat ins Haus; — wohin denn da? Er wußte es nicht. Einer dumpfen Regung folgend, als zöge es ihn dem Profeſſor nach, kam er in das Speiſezimmer; daneben lag Kirchheims Arbeitsſtube, auch auf die große Steinterraſſe hinaus. Das Speiſezimmer war leer; die Thür, die zu Kirchheim führte, ſtand offen. Ernſt warf einen verlorenen Blick hinein; jetzt ſah er etwas Erſchreckendes. In dem kleinen Rohrſtuhl vor ſeinem Arbeitstiſch ſaß der Profeſſor, den Kopf vornüber geneigt, die Stirn in beide Hände geſtützt. Der Kopf lag ſo ſchräg, daß Ernſt den ganzen ſchmerzenvollen Ausdruck des Geſichts erkennen konnte; die Augen waren geſchloſſen, die Lippen zuſammengepreßt. So ſaß er ganz ſtill, ohne ſich zu rühren. Er mußte vergeſſen haben — er, der faſt nichts vergaß —, daß er die Thür zum Speiſezimmer nicht geſchloſſen hatte.

Was iſt ihm? dachte Ernſt. Hat er erraten, was Elsbeth und ich —? — Plötzlich ſeufzte Kirchheim. Wie durch dieſen Ton aus ſeiner Verſunkenheit aufgeſchreckt, hob er den Kopf. Er ſah mit etwas irrem Blick umher. Er entdeckte Ernſt; in demſelben Augenblick ſtand er auf. „Prinzinger!“ rief er ihn an.

In Ernſt erbebte das Herz; er trat aber ohne Zögern in Kirchheims Zimmer, den „Büchertempel“, wie er ihn ſonſt nannte; denn die Wände waren hoch hinauf

mit Büchern bedeckt. Von des Professors leicht erregtem, leicht beherrschtem Gesicht hatten sich die Leidenszüge hinweggestohlen; nur eine Weichheit, die Ernst ergriff, war zurückgeblieben. „Also da sind Sie auch," sagte Kirchheim mit äußerer Ruhe. „Haben Sie sich erkältet da draußen?"

„Ich denke nicht!" erwiderte Ernst.

„Was — was hatte denn das Mädel? Sie war so bewegt."

Ernst nahm alle seine Seelen- und Nervenkraft zusammen. „Ach, das waren so Trennungsgefühle," sagte er mit einem gemütlichen Lächeln. „Und dann war ihr nicht recht, daß ich ihr gar so ‚männlich' auseinandersetzte, warum ich Marburg und Ihr Haus nun verlassen muß. Sie wissen ja, wie junge Mädchen sind; das hat sie etwas gekränkt."

Kirchheim antwortete noch nichts; er sah den jungen Sänger an. Die blaugrauen Augen fragten so lange und forschten so tief, daß Ernst mehr und mehr in sich zusammensank. Es war ihm ungefähr, als stünde er vor dem Weltenrichter, der ihm sein ganzes vergangenes Leben, die Geheimnisse seiner schwachen Seele vom Gesicht herunterläse. Den Rücken steif machend hielt er aber stand. Er lächelte endlich wieder; war's gemütlich? fragte er sich etwas beengt.

„Na, und Sie?" fragte nun Kirchheims Bariton. „Sie gehn wirklich so ‚männlich' fort?"

„Ich muß ja, Professor."

„Manchmal wurzelt man sich so fest, daß Müssen und Können nicht zusammen kommen. Ist Ihnen nicht so eingewurzelt zu Mut? Können Sie ruhig, was Sie müssen?"

„Das Ehrgefühl, Professor! Der Ehrgeiz!“

„Ja, ja. Aber — ich frag' Sie nun als Freund; als — als zweiter Vater. Es gibt ja doch auch noch andre Dinge. Lieber Ernst Prinzinger! Wenn einer von den Geflügelten, von den sogenannten Cherubs käme und Sie fragte ... Jetzt fragt Sie aber nur ein deutscher Professor, ohne alle Flügel. Gehn Sie so einfach als junger Sänger in die Welt hinaus? ohne Kummer und ohne Wünsche?“

Du kannst lange fragen! dachte Ernst, der wie mit geschlossenen Augen in sein dunkles Schicksal hineinging. Aus mir lockst du nichts heraus, das dir Kummer macht! — „Geliebter Professor,“ versetzte er, „ich bin doch kein Unmensch. Wünsche! Ich wünsch', ich könnte gehn und bleiben, beides zugleich. Na, aber das will ja nicht. Da sag' ich mir denn: im Paradies war ich lange genug, jetzt hinaus, wo geschwitzt und geackert wird!“

„Warum zittert Ihnen denn die Stimme, Prinzinger?“

„Hat sie mir gezittert?“

„O ja.“

„Das schickt sich ja gar nicht für 'nen Sänger. Das muß ich mir abgewöhnen. — Aber dabei fällt mir ein: der Sänger. Ich muß üben; für Köln. — Oder soll ich noch was, Professor?“

Kirchheim quälte ihn wieder durch einen tiefen, forschenden Blick. „Nein,“ sagte er dann. „Ich danke Ihnen. Ueben Sie.“

Er setzte sich wieder, wie zur Arbeit. Ernst ging hinaus.

Hab' ich's nicht gut gemacht? dachte er bedrückt, als er durch das Speisezimmer schwankte. Ach, wie ist

das Lügen ſchwer! — Er kam ins Muſikzimmer; hier kam er aber in eine andre Not. Am Klavier ſaß Elsbeth. Sie ſpielte nicht, ſie wollte auch offenbar nicht; der Flügel war geſchloſſen. Sie hatte die Stirn auf den Rand des Deckels gelegt, ſchien ſie feſt dagegen zu drücken, was doch ſchmerzen mußte. Ihr beſchattetes Geſicht konnte er nicht ſehn. Sie regte ſich nicht.

„Elsbeth!“ ſagte er mit gedämpfter Stimme, leiſe näher tretend. Sie fuhr auf. Eine lange, tiefe Furche ward ſichtbar, die ihr der Deckel in die Stirn gedrückt hatte. Ihre Augen waren aber wie erloſchen; es kam erſt langſam wieder Leben in das blutloſe Geſicht.

„Ich muß Ihnen etwas ſagen,“ ſprach er nach kurzem Verſtummen weiter. „Ich hab' Ihrem Vater eben — vorgelogen, daß ich ruhig fortgehe, ohne Kummer und ohne Wünſche. Und — — und dabei ſoll es auch bleiben. Immer.“

Sie ſah ihn an, als verſtehe ſie noch nicht ganz. Es überlief ſie aber doch ein Zittern.

„Denn ſehen Sie,“ fuhr er mit einer neuen Anſtrengung fort, halb flüſternd, „ich will doch lieber unglücklich ſein, als meinen Wohlthäter unglücklich machen. Er muß Sie behalten. — Das fühlen Sie wie ich, nicht wahr. Ach, geben Sie mir etwas Stärke, Elsbeth. Sagen Sie's, ſagen Sie mir's, daß Sie auch ſo fühlen!“

Elsbeth verſuchte offenbar, mit dem Kopf zu nicken. Es kam aber nur zu einer unklaren, unentſchiedenen Bewegung; ihre Augen ſtarrten bang auf ihn. Mit den ſchmerzlich verzogenen, blaſſen Lippen und der gleichſam durchſchnittenen Stirn, in welche die kleinen Locken wirr hineinfielen, ſah ſie unheimlich und troſtlos aus.

Ihm verging aber doch der Mut noch nicht. „Ich werd' fortfahren, ihn zu täuſchen," fing er wieder an. „Es iſt ſchwer — natürlich — aber es muß ja ſein. Sie müſſen mir beiſtehen; ſonſt — — wie hätt' ich ſonſt die Kraft. Nicht wahr, Sie werden mir beiſtehen — ſüße, teure Elsbeth. — O ſagen Sie mir ein Wort!"

Sie atmete auf, ſie rang nach Luft, als wolle ſie dann reden. Sie hob auch einen Arm. Auf einmal ſtand aber ihr Leben ſtill. Vornüber fiel ſie auf den Boden hin. Ihre Arme ſtreckten ſich im Fallen vor, ſie fiel auf die Hände. Ihr entfuhr kein Laut.

„Elsbeth!" ſchrie Ernſt auf. Er war ſogleich am Boden neben ihr, auf den Knieen; mit beiden Händen ergriff er ſie. Dann ward er aber zaghaft, ſie ſo zu berühren, da ſie ſich nicht regte. Sie emporheben? zum Sofa tragen? Ein ſchaurig ſüßes Grauen lähmte ihm die Glieder. „Elsbeth!" rief er ſie nun wieder an. „Erwachen Sie noch nicht? — Was iſt Ihnen geſchehn?"

Die Thür zum Speiſezimmer ward aufgeriſſen, Kirchheim erſchien in ihr. „Was giebt's?" ſagte er haſtig, noch eh' er Elsbeth liegen ſah. Im nächſten Augenblick kniete er auf ihrer anderen Seite und hob ihren Kopf, ihren Oberkörper, drückte ihn an ſeine Bruſt. Er ſtammelte ihr zärtliche Worte zu. „Wie iſt das gekommen?" fragte er dazwiſchen zu Ernſt hinüber.

„Teurer Profeſſor, ich — weiß es nicht," brachte Ernſt kaum verſtändlich hervor. „Ich — hatte erſt einige Worte geſprochen. Ungefähr was ich Ihnen geſagt hatte... Sie regt ſich! Sie iſt wach!"

Elsbeth ſchlug die Augen auf. Sie kam langſam zu ſich, wie aus einem Traum.

Allmählich immer bewußter umherblickend, auf den Boden, auf ſich, auf die beiden, ſich in den Armen des Vaters fühlend, raffte ſie ſich endlich zu einem kopfſchüttelnden, ihr Herz verſchleiernden Lächeln auf. „Vaterle!“ ſagte ſie. „So unmännlich wie heut benahm ich mich wohl noch nie!“

Kirchheim lächelte nun auch. Darauf ſtreichelte er ſie, mit ernſtem Geſicht. „Du haſt ſchwer gekämpft, Kind.“

Sie ſah ihn mit großen Augen an, die noch etwas träumten. „Vater! — Woher weißt du das?“

„Meine gute Elsbeth! Wir ſtudieren doch nicht nur die Weltgeſchichte — auch was bei uns im Haus geſchieht. — Kind, ich hab's ja wachſen ſehn ...“

„Was denn?“ ſtammelte ſie.

Er antwortete nicht. Seine Blicke lagen weich auf ihr; dann gingen ſie zu Ernſt hinüber, der noch wie verſteinert, in Marmorbläſſe, kniete. Er nahm deſſen niederhängende rechte Hand und hob ſie, bis ſie mit Elsbeths Hand zuſammenkam. Nun legte er ſie ineinander.

„Vater!“ rief Elsbeth, die ihn zuerſt verſtand; Ernſt, faſſungslos, ſtarrte nur.

„Ich kann ja ſehn,“ ſagte Kirchheim, der ſein Lächeln von vorhin wiederfand. „Ihr habt euch lieb. Ihr gehört euch! Ihr denkt aber, da iſt ein Hindernis. Darum muß das Hindernis eure Hände nehmen und zuſammenlegen. So! So!“

Er drückte ihre Finger zuſammen.

„Nein, Vater!“ erwiderte Elsbeth und ſchüttelte bang den Kopf, indem ſie zu ihm aufſchaute. „Ich dich verlaſſen! — Ich kann ja nicht!“

„Geliebter Profeſſor!“ ſtieß Ernſt heraus. „Nie, nie!

— Ich hab' Sie ja in Ihrem Schmerz geſehn — vor einer Viertelſtunde — da hinten in Ihrem Zimmer."

„Du haſt Thränen in den Augen, Vater!" rief Elsbeth. „Du weinſt!"

Kirchheim küßte ſie auf ihr blondes Haar. „Thränen — nun ja — aber wie Andromache, die ‚in Thränen lächelnde'. Siehſt du, wie ich lächle! — Ja, mein guter Ernſt, das kann ſein, daß Sie mich ‚in meinem Schmerz' geſehen haben; denn — geben Sie nur erſt einmal eine geliebte Tochter weg, an einen andren Mann! Das iſt keine Kleinigkeit! Dabei ſteht einem wohl das Herz einmal ſtill! — Und dann — ja, 's iſt wahr — Sie wollen's offenbar ſagen, ich ſeh's Ihnen an —: wir ſind was Beſonderes von Vater und Tochter; ſo war's wohl nicht oft. Menſch, ich ſag' Ihnen auch: wenn irgend ein anderer dahergekommen wäre — wenn dies Kind ſich in einen vernarrt hätt', der nach meinem Sinn nicht der Rechte war — wie ein Löwe, wie ein Drache hätt' ich mich gewehrt! — Aber an Sie glaub' ich, Ernſt. Und da muß ich doch — — was hilft das — —

„Wir knieen aber noch immer!" ſagte er plötzlich, und ſo weit er konnte, richtete er Elsbeth auf. Sie erhob ſich vollends, zugleich mit den Männern; ſie warf ſich aber an des Vaters Bruſt, auf die ſie ihre Lippen drückte.

„O du —!" hauchte ſie.

Er hielt ſie in den Armen. „Denk an den Abend, Elsbeth, als ich zum letztenmal von Endenich heim kam, du mich ſo rührend feſtlich empfingſt. Als ich dir da ſagte: ich nehm' ihn hierher, wenn dir's recht iſt — denkſt du, damals hätt' ich mir noch nicht klar gemacht,

was daraus werden konnte? Aber ich dachte schon: wenn daraus Liebe wird, Ernst Prinzinger ist der Mann, dem ich sie gönnen kann, wenn's einst sein muß; ich weiß keinen zweiten! — Da steht er. So schaut er nun aus. Er hat sich bewährt. Etwas Don Quixote sind Sie wohl, mein guter Ernst — waren Sie auch vorhin, bei mir — es ist wohl dasselbe, was Petersen den ‚dummen Kerl' nennt. Aber ich glaube, das gehört dazu. — — Und ich hab' sie noch immer in den Armen! Und ich red' noch immer!"

Er schob sie zart zu Ernst hinüber. Dann trat er ans Fenster.

Es ist wieder ein Traum! ein Traum! dachte Ernst. Er fühlte Elsbeth Kirchheim von Marburg wirklich an seiner Brust, er fühlte ihre Lippen wirklich auf den seinen.

IX.

Und wiederum ging ein Spieljahr zu Ende. In ſeiner Kanzlei im Mainzer Stadttheater ſaß Direktor Böttcher, es war ein Apriltag; Peterſen ſaß ihm gegenüber und der kleine Bäumlein, der Regiſſeur der Poſſe. Böttcher war in elegiſcher Stimmung; er hatte, während ſie die Theatergeſchäfte beſprachen, ſchon ein paar Seufzer ausgeſtoßen, die Peterſen überhört hatte. „Die Saiſon endigt ſchlecht, mein Lieber," fing der Direktor endlich an, um ſein Leid zu klagen. „Ich weiß eigentlich nicht, wie's werden ſoll. Ich komm' rein ins Krebſen!"

„Hm!" brummte Peterſen und nickte. „Ja, ja. — Erſtens mußte Ihnen der Payer ſterben."

„Das ſag' ich. — Und das war ein ſehr guter Freund des Theaters!" erwiderte Böttcher würdevoll. „Aber Payer iſt erſt zweitens; erſtens dieſer Prinzinger — mit dem fing ja das Unglück an! Daß mir der ſo durch die Lappen ging; — ein ausverkauftes Haus an der Kaſſe zurückzahlen! — Sie, das war großartig von mir; da hab' ich mich merkwürdig anſtändig benommen; was?"

Er tätſchelte ſich elegiſch ſcherzend beifällig auf die rechte Wange.

„Sie hatten merkwürdig viel an ihm verdient," entgegnete Peterſen mitleidslos. „Er ſchuftete und robottete ja für drei."

„Für zwei!"

„Für drei."

„Na, ſagen wir: für zweieinhalb. — Und jetzt dieſe Melanie Gilbert! Sie zog doch noch immer etwas; ſie hatte ihr Publikum. Heiratet mir die der Herr von Helbig von der Bühne weg!"

„Es mußte ja doch einmal ſo kommen," ſagte Bäumlein ruhig.

„Ja, mein Guter, das ſpricht ſich leicht hin, wenn man nicht Direktor iſt!" — Böttcher ſeufzte wieder. — „Und glauben Sie, Peterſen, daß ſie mit ihm glücklich wird?"

„Möge er mit ihr nicht unglücklich werden," antwortete Peterſen.

„Ach, mit Ihnen kann man ja kein ernſtes Wort mehr ſprechen. — Mein größtes Unglück ſind S i e! Mich verlaſſen; ſchändlich! Nachdem ich mit Ihnen jahrelang — — Es iſt nicht zu ändern, Peterſen? Sie gehn nach Berlin?"

„Die Million, für die ich hier bliebe, haben Sie ja doch nicht übrig, Direktor."

„Leider richtig; die hab' ich nicht!"

Bäumlein hob den langen Bleiſtift, mit dem er auf ein Blatt Papier Karikaturen gezeichnet hatte, und fackelte damit hin und her. „Peterſen ſollte ja verſuchen, ob er Ihnen dieſen Prinzinger nicht wieder herlotſen kann."

„Ja, das wollt' ich auch ſchon fragen!" rief Bött-

cher. „Haben Sie ihm geſchrieben, Peterſen? Haben Sie ihm mein glänzendes Angebot gemacht?“

Peterſen zog den großen Schleier der Verſchloſſenheit über ſein Geſicht. „Natürlich hab' ich ihm geſchrieben,“ antwortete er trocken.

„Aber der Mann wird ſo bald nicht antworten. Im Nichtbriefſchreiben, hör' ich, iſt er ſtark.“

Peterſen murmelte etwas hin, wie er das gelegentlich liebte.

„Was mauſcheln Sie?“

„O ja, ſagt' ich nur, er ſchreibt gern keine Briefe.“

„Einmal muß er aber doch antworten!“

„Hat's ſchon gethan. Heut morgen.“ — Peterſen griff bedächtig in die Bruſttaſche und zog einen Brief heraus.

„Und das ſagt er nicht! — Was ſchreibt er denn?“

„Na, natürlich ſo.“

„Wie ſo? — Leſen Sie doch vor!“

Peterſen zuckte die Achſeln; er las:

„Lieber, teurer Freund! Als ich Dir meine Verlobung meldete, war ſonſt von meiner Zukunft noch nicht viel zu ſagen; jetzt kann ich Dir mitteilen: Donnerwetter ja, es geht gut! Nach einem glänzenden, ſeligen Abend in Köln kam Berlin; ich gefiel dem ‚Macher‘, er ‚unternahm‘ mich. Erſtes Berliner Konzert; vielleicht haſt du davon gehört, vielleicht auch nicht. Ich war noch der große Unbekannte; leere Kaſſe, ausverſchenktes Haus. That nichts! Unternehmer nicht entmutigt, ich auch nicht; die drin waren, wurden warm; Hochachtung und zum Teil Jubelrufe in den Zeitungen. Zunächſt in die ‚Provinzen‘: Konzerte in Leipzig, Magdeburg, Halle, Dres-

den, Hamburg und so weiter. Was soll ich dir sagen, geliebter Alter? Erfolg über Erfolg! Und die Nerven, da ich ein so glücklicher Mann war, immer fester, besser . . ."

Petersen hielt inne; er hatte Böttcher gähnen sehn.

„Das hab' ich ja gedacht, Direktor: es langweilt Sie."

„Fällt mir gar nicht ein! — Nur Abspannung. — Man ist ja doch auch ein Mensch; man hört ja doch gern, wie es so 'nem früheren Mitglied geht. Mich wundert nur, daß er über meinen Antrag — — Aber das kommt später; mir auch recht. Lesen Sie nur weiter!"

Petersen las:

„— — immer fester, besser; mein Glaube immer stärker; meine Briefe nach Marburg immer übermütiger, stolzer; — ach, überhaupt: das Leben soll leben, hurra! — Nun haben wir auch den zweiten Berliner Abend gehabt; Petersen, es geht mir märchenhaft gut. Der bekannte ‚Bombenerfolg' (unberufen)! Nun bin ich auch hier in Berlin oben auf der Leiter! Ihr habt recht behalten. Ich bin das Unikum. Ich komme nur einmal vor. Balladen werden eigentlich nur von Prinzinger gesungen. Man gehe zu Prinzinger!

„Seit ich so gedruckt und gepriesen werde, wollen mich auch die Theater haben; Dresden und Berlin, die Opernhäuser mein' ich, buhlen zugleich um mich. Vielleicht, rät Kirchheim, machen wir's so: halbes Jahr Oper, halbes Jahr Konzerte. Ich weiß noch nicht. Ich bin zu glücklich, um mich schon zu entschließen. Es wird geheiratet, Petersen! Du glaubst es noch nicht, darum will ich's noch einmal hinschreiben: es wird geheiratet! In Marburg wird geheiratet, und Petersen kommt dazu

hin. Und in Marburg wird dann geblieben, denk' ich, Marburg iſt das Hauptquartier; wir o b e n in dem alten Haus, Vater Kirchheim u n t e n; das haben wir ihm abgekämpft; verlaſſen thun wir ihn nicht. O mein Marburger Schloßberg! — Die weiße Katze iſt geſtorben. — Schade. — Ich bewahr' ihr ein dankbares Andenken. Aber das Leben will mich noch, und es will mir wohl, und ich will leben, leben!

„Da kommt nun dein Brief und —"

Peterſen hielt inne.

„Wie heiter der Mann ſchreibt," ſagte Böttcher, ſein vollwangiges, rötliches Geſicht verwundert ſchüttelnd. „So haben wir ihn ja kaum gekannt! — Freilich, wenn man ſo ein Rieſenglück hat. — Aber warum hörten Sie eben auf?"

„Ja, nun kommt Ihr Antrag," verſetzte Peterſen mit ſeinem Spitzbubenernſt.

„Und darum hören Sie auf? — Sie ſind doch manchmal — — Leſen Sie gefälligſt weiter; bis zu Ende!"

„Lieber Direktor, es wird nicht gehn. Es ſind da einige — burſchikoſe Ausdrücke —"

„Ueber wen? Ueber mich?"

Peterſen bejahte.

Böttcher ſtutzte einige Augenblicke. „Ach was!" ſagte er dann. „Einen großen Geiſt geniert das nicht. Ein Direktor, der kein dickes Fell hat, der — — Leſen Sie ruhig vor!"

Peterſen zuckte wieder die Achſeln; dann las er:

„Da kommt nun Dein Brief und der Antrag des dicken Blutſaugers; mir allerdings ſehr ſchmeichelhaft.

Mein Blut hat ihm offenbar geſchmeckt, und der ſchlaue Direktor Vampyr — für einen Vampyr eigentlich zu wohlbeleibt — der denkt wohl, das Blut iſt jetzt noch ſüßer geworden; denn er bietet ſich ja faſt die Seele aus dem Leibe. Grüß ihn und ſag ihm: es kann nicht ſein! Auch Mainz war ſchön, ich grolle niemand; aber Marburg und die Welt iſt ſchöner. Komm Du nur auch heraus! Laß uns leben, Peterſen, wie die jungen Götter!

„Nicht ſo, wie jetzt mein Mitſchloſſer Auguſt Möller lebt. Ich hab' ihn hier neulich auf der Straße geſehn, geſprochen. Er war nach Monte Carlo gegangen, mit einer verhältnismäßig großen Summe, die ihm Erich Payer hinterlaſſen hatte; — mündlich mehr davon. Er hat da zuerſt gewonnen und dann alles verloren. Mit Reiſegeld von der Spielbank iſt er dann nach Berlin gekommen; verbittert, verdreht, verpfuſcht; grad' als hätt' ihn der Teufel geholt. Er arbeitet nur ſo viel, daß er nicht verhungert; er ſäuft, um ſich zu betäuben. In den Parteiverſammlungen ein Schreier, hör' ich; die Genoſſen mißachten ihn.

„Genug davon, Alter! — Es hat mich aber tief nachdenklich gemacht. Leb wohl; ich muß noch an den ſüßeſten Menſchen ſchreiben; wie er heißt, das ſag' ich Dir nicht. Dank, tauſend Dank für alles, was Du an mir thateſt! Dein Ernſt Prinzinger, Bräutigam und Balladenſänger."

Böttcher ſtand auf. Er nickte vor ſich hin. Sein dicker Zeigefinger deutete dann auf eine Photographie in Kabinetsformat, die Peterſen aus dem Brief herausgenommen und einſtweilen auf den Tiſch gelegt hatte; ein angeklebtes Seidenpapierblatt bedeckte ſie. „Das von

dieſem Säufer intereſſierte mich nicht mehr. Aber wenn die Photographie da vom Prinzinger iſt —"

Peterſen nickte.

„Darf man die auch ſehn?"

Peterſen hielt ſie ihm und Bäumlein hin. Sie ſchlugen das Schutzblatt zurück und betrachteten ſie zu gleicher Zeit. Es war ein in Marburg gemachtes Bild des Brautpaars; Ernſt und Elsbeth ſchauten beide heraus, nur Kopf und Bruſt.

„Die ſtrahlen ja von Glück," ſagte Bäumlein. „Wenn das ſo iſt, dann verlob' ich mich auch!"

„Wer iſt aber der Herr, der dahinter ſteht?" fragte Böttcher. „Er ſieht wie ein ſehr geſcheiter Oberſt aus."

„Iſt aber ein Profeſſor," antwortete Peterſen; „der Vater von dem Mädel." Kirchheim ſtand auf dem Bilde hinter den beiden, etwas weiter zurück, ſchwächer im Ton; es ſah eigen aus. Sein heiteres Geſicht ſchien auszudrücken: Lebt nur, ich leb' mit, das iſt mir genug!

„Was aus 'nem Menſchen werden kann!" ſagte Böttcher mit einem letzten, hochachtungsvollen Blick auf den photographierten Ernſt, an dem er ſich als edler Menſch für den ‚wohlbeleibten Vampyr' nicht rächen wollte. „Aber wiſſen Sie, den Blick für ihn, den hab' ich gehabt. Das freut mich doch, daß ich damals gleich bei ſeinem Probeſpiel geſagt hab': das Kerlchen hat Feuer!"

„Entſchuldigen Sie, lieber Direktor, das hab' ich geſagt," erwiderte Peterſen.

Schriften von Adolf Wilbrandt:

Neue Gedichte. Geheftet 4 Mark. Eleg. gebunden 5 Mark.
Beethoven. Dichtung. Eleg. kart. m. Goldschnitt 1 M. 50 Pf.
Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung. 8. Aufl.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Gespräche und Monologe. Sammlung vermischter Schriften.
Geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.
Novellen aus der Heimat. Zweite Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.
Hermann Ifinger. Roman. Vierte Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Meister Amor. Roman. Zweite Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.
Der Dornenweg. Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.
Die Osterinsel. Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.
Die Rothenburger. Roman. Fünfte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Vater und Sohn und andere Geschichten. Zweite Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Die Eidgenossen. Schauspiel in fünf Aufzügen.
Geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.
Hildegard Mahlmann. Roman. Dritte Auflage
Geheftet 3 M. 50 Pf. Eleg. geb. 4 M. 50 Pf.
Schleichendes Gift. Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Die glückliche Frau. Roman. Dritte Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Iridolins heimliche Ehe. Dritte Auflage.
Geheftet 2 M. 50 Pf. Eleg. geb. 3 M. 50 Pf.
Vater Robinson. Roman. Zweite Auflage.
Geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.
Der Sänger. Roman.
Geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

T 301